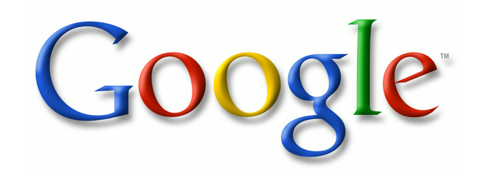


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

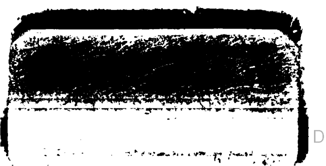
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Digitized by Google





Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz.

Beiträge
zur
Geschichte der österreichischen Unterrichtsreform.

Von

Dr. S. FRANKFURTER.

Mit 3 Tafeln in Lichtdruck und 1 Abbildung im Text.

WIEN 1893.
ALFRED HÖLDER
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler
I. Rothenthurmstrasse 15.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

LOAN STACK

Druck von Ch. Reisser & M. Werthner, Wien

Digitized by Google

LA671
.7
F7

Vorwort.

Seit dem Innsbrucker Philologentag im Jahre 1867 und dem Wiener im Jahre 1858 ereignet es sich wieder nach einem Vierteljahrhundert zum erstenmal, dass in Österreich überhaupt, und nach 35 Jahren, dass wieder in Wien die Wanderversammlung der deutschen Philologen und Schulmänner abgehalten wird. Schon diese höchst erfreuliche Thatsache, die für das Zusammengehen der beiden Bruderstaaten auf geistigem Gebiete erneuertes Zeugnis ablegt, musste mit der Erinnerung an die schönen Wiener Tage von 1858 das Andenken an zwei Personen wieder lebhaft ins Gedächtnis rufen, von denen der eine als zweiter Vorsitzender die Geschäfte des „Tages“ leitete, Hermann Bonitz, der gefeierte Lehrer der Wiener Universität und hervorragende Gelehrte, der schon in seiner Person das Bindeglied der Gäste „aus dem Reiche“ und der Wirte in der neuen Heimat darstellte, der andere durch eine vielbemerkte Festmahlsrede der Bedeutung der Philologie als einigenden Bandes der Geister und der Idee der Gemeinsamkeit geistiger Bestrebungen Deutschlands und Österreichs ebenso beredten als zündenden Ausdruck gab, der damalige Unterrichtsminister, Graf Leo Thun-Hohenstein. Und gedachte man des Werkes, das diese beiden geschaffen, so musste sich die schmerzliche Erinnerung an den Mann geltend machen, der für diese Ideen gelebt, gewirkt und an ihre Verwirklichung seine besten Kräfte gewendet, dessen Thätigkeit an jenem Werke nicht minder bedeutend war, der jedoch die Früchte desselben nicht mehr reifen sehen sollte, an Franz Exner. Dass aber diese Erinnerung, die schon der Philologentag an sich mächtig erregen musste, nicht mit der Pfingstwoche schwinde, dafür sorgt das Denkmal, das die hohe Unterrichtsverwaltung den drei Männern in den Räumen der Universität errichtete, und der Umstand, dass dessen Enthüllung mit der Eröffnung der Verhandlungen verbunden wurde.

*

Digitized by Google

Von den Männern wendet sich aber der Blick auf das Werk, um dessentwillen wir sie ehren. Man denkt zunächst und zumeist an jene That, die den Grundstein für das ganze stattliche Gebäude des höheren Unterrichtswesens schuf, den Organisationsentwurf. Und den Schöpfern dieses „Entwurfes“, der in weiser Voraussicht möglicher Ausgestaltung, die er nicht nur nicht ausschließen, sondern vielmehr anregen wollte, diesen Namen erhalten und behalten hat, gilt zunächst unser Gedenken und das von Künstlerhand geschaffene Denkmal.

Es lag nun nahe, die Entwicklung, die das österreichische Mittelschulwesen seit der Schaffung des Organisationsentwurfes genommen hat, zum Gegenstande einer quellenmäßigen Darlegung zu machen, und so reifte in dem Verfasser, der den Schulfragen schon früher sein Interesse zugewandt, der Plan einer „Geschichte und Entwicklung des österreichischen Mittelschulwesens“. Ermuntert durch seinen hochverehrten Lehrer Hofrath W. v. Hartel, dem der Verfasser auch sonst für stete Förderung zu tiefsten Danke sich verpflichtet fühlt, und ermuthigt durch das allseitige freundliche Entgegenkommen, das er fand, wagte er trotz der stets aufsteigenden Bedenken „quid valeant humeri, quid ferre recusent“, damit hervorzutreten und an die Vorarbeiten zu schreiten. Es ergab sich nun bald, dass das beabsichtigte Werk zu umfangreich sei, um zu dem Doppelfeste des Jahres 1893 fertiggestellt werden zu können; zumal es sich als nothwendig erwies, zum völligen Verständnis jener grossen Umgestaltung, die der „Entwurf“ einleitete, auf frühere Epochen zurückzugreifen. Und so erweiterte sich aus inneren und äußeren Gründen der Plan der Arbeit zu einer Gesammtdarstellung der österreichischen Mittelschulen seit den Tagen der großen Kaiserin, die auch diesem Zweige des Unterrichtes ihr Augenmerk zuwandte und mit hellem Blick seine Besserung erstrebte.

Wurde aber durch diese bedeutende Erweiterung des Arbeitsplanes der Termin der Vollendung erheblich hinausgeschoben, so fühlte sich der Verfasser gleichwohl geradezu verpflichtet, zu dem doppelten Ereignis, das für ihn Anlass und Ausgangspunkt seiner Arbeit war, wenigstens eine kleine Gabe beizusteuern, und so entstand diese Schrift.

Aber nicht eine Vorarbeit im eigentlichen Sinne sollen und wollen die folgenden Blätter sein, wenn sie auch auf Grund von Quellenstudien geschrieben sind, sondern sie wollen nur als anspruchslose Beiträge zur Geschichte der großen Unterrichtsreform gelten und danach beurtheilt werden. Aus dem oben Gesagten dürfte ersichtlich sein, warum hier das biographische Moment stärker betont wurde, und alles Sachliche mehr zurücktritt. Es sollte hier nur eine Charakteristik der Männer geboten werden, denen der Aufschwung der geistigen Bildung in Österreich in der

Digitized by Google

neuesten Zeit so viel zu danken hat. Die tiefere Würdigung der einzelnen organisatorischen Arbeiten musste einem anderen Zusammenhange gewahrt werden; hier konnte ein mehr summarischer Bericht genügen. In gewissem Sinne kann allerdings die vorliegende Schrift als Theil der vorbereiteten gelten, da in dem größeren Zusammenhange das biographische Moment keinen so breiten Raum einnehmen kann; es werden sich somit die vorliegenden Ausführungen zu den späteren in vielen Punkten wie der Text zu dem Commentar verhalten. Es ist dies wohl ein Mangel, den niemand lebhafter fühlt als der Verfasser selbst; dennoch aber glaubte er mit dieser, nicht lückenlosen Arbeit hervortreten zu dürfen, ja vielleicht zu sollen. Denn wenn es Pflicht der Nachfahren ist, die Leistungen der Vorfahren nicht nur zu bewundern, sondern durch Vertiefung in ihren Geist sie sich erst anzueignen und so nach dem Dichterwort, was sie ererbt von ihren Vätern haben, zu erwerben, um es zu besitzen, so muss auch die volle Kenntnis der handelnden Personen, ihr Ringen und Streben, ihre Mühen und Kämpfe um das Zustandebringen und Erhalten des Geschaffenen läutern und zum Ausharren ermuntern. Wie sehr dies noththut, hat die jüngste Zeit gelehrt, die auch allen wahren Freunden classischer Bildung die freudige, erhebende Genugthuung verschafft hat, dass der Geist jener Männer noch an der Stätte, der die Wahrung der Bildungsbedürfnisse anvertraut ist, in unverminderter Stärke waltet. Und es wird wohl niemanden gereuen, das Leben und Wirken der hier vereinigten und im Leben zu gemeinsamem Schaffen verbundenen Männer kennen gelernt zu haben. In Thun, Exner und Bonitz trafen sich Thatkraft, Einsicht und Erfahrung und schufen ein Werk, das seine sieghafte Macht bewährt hat und hoffentlich noch lange bewähren wird. Insbesondere dürften aber die Bildner der Jugend in ihnen die besten Vorbilder finden für das, was als edelstes Ergebnis jeder Erziehung und jedes Unterrichtes gelten muss: den sittlichen Charakter. Denn so verschieden die drei Männer nach Heimat, Herkunft und Kenntnissen waren, eines einte sie, und darin liegt wohl das Geheimnis ihres erfolgreichen Wirkens: der tiefsittliche Ernst und die daraus entspringende Auffassung der Pflicht, beseelt von den höchsten Idealen für alles Erhabene, Gute und Schöne. Wenn es dem Verfasser gelungen sein sollte, in den Lesern auch nur ein schwaches Bild dieser Seite im Wesen der großen Männer, die wir ehren und die uns erheben, indem wir uns mit ihnen beschäftigen, wachzurufen, so würde er seine Mühe für keine vergebliche halten.

Mit der Absicht der Schrift war aber auch ihre Anlage gegeben. Da Exner auch hier im Mittelpunkte steht, wie er ja auch im Leben die Brücke zwischen Thun und Bonitz bildete, so konnte auch in dem ersten Abschnitt, der dem Grafen Thun gewidmet ist, nicht mit dem Amtsantritt des

Digitized by Google

letzteren begonnen werden. War doch Exner schon früher im Ministerium, und war doch das Reformwerk schon mit der Schaffung dieser Behörde inauguriert worden. Es schien daher angemessen, „mit dem Anfange zu beginnen“ und den ersten Abschnitt zu einer Geschichte der ersten Epoche des Unterrichtsministeriums, natürlich mit Betonung der Arbeiten für die Unterrichtsreform, zu gestalten. Es konnten somit auch die Männer, die früher rüstig am Werk waren, Sommaruga und besonders Feuchtersleben, an den die Universität in diesen Tagen gleichfalls, durch Aufnahme seines Namens in ihre Ruhmestafel, eine Ehrenschuld abgetragen hat, zu ihrem Rechte kommen. Über Thun hinauszugreifen und auch die Thätigkeit des Unterrichtsrathes hier darzustellen, schien, trotzdem bei Bonitz davon gesprochen werden musste, nicht angemessen, weil diese Institution besser im Zusammenhange des Ganzen behandelt werden kann.

Dass es mir möglich war, die Schilderung des Lebens und Wirkens der hier behandelten Männer durch Benützung von originellem, meist bisher ungedrucktem Material nach mancher Richtung zu ergänzen und lebensvoller zu gestalten, danke ich dem freundlichen Entgegenkommen der Erben Franz Exners und Hermann Bonitz', die mir mit voller Liberalität das in ihrem Besitze befindliche überlassen haben.

Ganz besonderen Dank schulde ich dem früheren Unterstaatssecretär, Seiner Excellenz Freiherrn v. Helfert, der mir nicht nur ein bisher ungedrucktes Manuscript seiner Denkwürdigkeiten und eine Anzahl wichtiger Schriften, die sich auf die Zeit seiner Amtsthätigkeit im Ministerium für Cultus und Unterricht beziehen, freundlichst überlassen, sondern mich auch unermüdlich durch Mittheilungen aus dem reichen Schatze seiner jugendfrischen Erinnerungen auf das liebenswürdigste unterstützt hat.

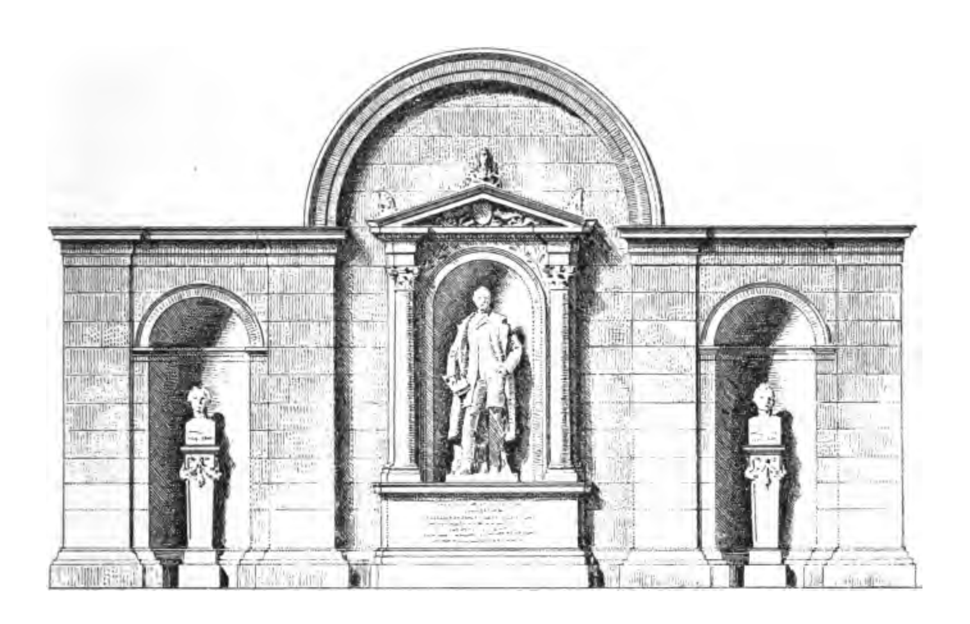
Wo ich von früheren Darstellungen abweiche, geschieht es auf Grund des mir zu Gebote stehenden Materials. Ich habe es aber grundsätzlich vermieden, es in jedem einzelnen Falle hervorzuheben; in den meisten Fällen ist die Begründung aus dem Zusammenhange selbst ersichtlich.

So möge denn diese Schrift ihren Zweck erfüllen, die Kunde von dem Leben und Wirken der Männer, die in bewegter Zeit an der Hebung der geistigen Bildung in Österreich gearbeitet haben, auch in weitere Kreise zu tragen: dem Vaterlande zur Ehre, den Männern zum Ruhme.

Wien, in der Pfingstwoche 1893.

Der Verfasser.

Digitized by Google



DAS THUN-EXNER-BONITZ-DENKMAL IN DER UNIVERSITÄT.

Die zweite Hälfte des Jahres 1888 versetzte alle Kreise, die den Bildungsinteressen in Österreich nahe stehen, in große Trauer: am 25. Juli starb nach längerer Krankheit Hermann Bonitz in Berlin, und die Gedenkreden seiner Schüler — Hofrath Schenkls bei der Trauerfeier in der Universität am 27. October, Hofrath v. Hartels im Verein „Mittelschule" am 15. December — waren noch nicht verklungen, als am 17. December Graf Leo Thun-Hohenstein nach kurzem Unwohlsein ins Grab sank.

Noch unter dem Eindruck dieses Ereignisses vereinigte sich am 2. Jänner 1889 „eine freiwillig zusammengetretene Gesellschaft von Männern aus allen Kreisen Wiens, welche der Pflege des höheren Unterrichtswesens berufsmäßig nahe stehen, um dem Gedanken näher zu treten, in welcher Weise die Erinnerung an die große Reform des höheren Bildungswesens würdig zu verewigen wäre". Diese Versammlung constituierte sich als Denkmal-Commission und wählte den damaligen Nestor der philosophischen Facultät, den seither verstorbenen Geheimrath R. v. Miklosich, der den zu ehrenden Männern freundschaftlich nahe gestanden hatte, zu ihrem Obmann. Unmittelbar aber ließ die hohe Unterrichtsverwaltung durch ihren anwesenden Vertreter, den Referenten für Kunstangelegenheiten, den jetzigen Sectionschef Herrn Grafen Latour-Baillet, die freudig aufgenommene Erklärung abgeben, dass sie die Kosten des zu errichtenden Denkmals aus Staatsmitteln übernehme.

Digitized by Google

Nach mehrmaligen Berathungen einigte man sich am 12. Jänner 1890 zu den Anträgen: Das Denkmal solle aus dem lebensgroßen Bildnisse des Grafen Thun und den Büsten von Exner und Bonitz auf Hermen bestehen und in der südlichen Ecke des Arkadenhofes seine Aufstellung finden; mit der Ausführung des Denkmals möge Professor Karl Kundmann betraut werden. Diese Anträge wurden von dem Ministerium genehmigt und Kundmann, dem Wien eine Reihe hervorragender Kunstschöpfungen verdankt, übernahm das Werk.

Als auf der letzten Philologenversammlung in München 1891 Wien zum Vorort des 42. Philologentages gewählt worden war, tauchte alsbald der Gedanke auf, die Enthüllung des Denkmals mit der Eröffnung der Verhandlungen zu vereinigen, und nachdem die Fertigstellung bis zu diesem Zeitpunkt vom Künstler in sichere Aussicht gestellt war und das Ministerium seine Zustimmung gegeben hatte, wurde durch Senatsbeschluss der 24. Mai 1893 als Tag der Enthüllung festgesetzt.

Von dem Denkmal gibt die umstehende Abbildung, die man einer Zeichnung George Niemanns dankt, eine Vorstellung. Aus der Marmornische in der Mitte, deren Architektur George Niemann entwarf, erhebt sich das imposante, lebensgrosse Standbild des Grafen, in der Mauernische zu seiner Rechten steht die Herme mit der Kolossalbüste Exners, in der zur Linken die Herme mit der Kolossalbüste von Bonitz. Statue, Hermen und Büsten sind aus Laaser Marmor. Alle sculptierten Theile der Nische, wie Akrotreien (eine sitzende Eule in der Mitte, Halbpalmetten an den Ecken), Wappen und Band mit der Devise „In recto decus“ im Giebel, Lorbeerzweige in den Zwickeln und Capitäle, zeigen die Naturfarbe des Gesteins (Karst-Marmor), das übrige ist grau polirt. An den Büsten liest man die Namen, an den Hermen die Daten: A CONSILIIS AVLICIS 1849-1853 und PROFESSOR VINDOBONENSIS 1849-67. Den äußeren Zusammenhang und die innere Bedeutung des Denkmals bringt in vornehmer Schlichtheit der Fassung eine Inschrift zum Ausdruck, welche in Goldbuchstaben auf dem Unterbau des Monuments eingehauen ist:

COMES LEO DE THVN-HOHENSTEIN

MINISTER PVBLICVS 1849–1860 QVI AVSPICIIS IMPERATORIS AVGVSTISSIMI

FRANCISCI IOSEPHI I

VNIVERSITATES ET GYMNASIA NOVIS LEGIBVS INSTITVTISQVE FELICITER REFORMAVIT

IN EA RE CONSILIO EXIMIORVM VIRORVM

EXNER ET BONITZ

STRENVE ADIVTVS


Digitized by Google

Graf Leo Thun-Hohenstein.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Errichtung des Unterrichtsministeriums.

In keinem Zweige des öffentlichen Lebens und der in die Entwicklung des Staates und der einzelnen Bürger eingreifenden Institutionen bedeutet der März des ereignisreichen Jahres 1848 einen so epochemachenden Wendepunkt, als in dem gesammten Unterrichtswesen in Österreich. Nirgend mehr als hier bewährte sich die verjüngende Kraft des „Völkerfrühlings“; unter dem Sturmeswehen der neuen Zeit stürzte der morsch gewordene Bau veralteter Einrichtungen völlig zusammen. Diese für die ganze fernere Entwicklung bedeutsame Umgestaltung führte die Schaffung einer Centralstelle für die Agenden des Unterrichtes herbei, indem mit a. h. Entschließung [1]) vom 23. März 1848 „in der Absicht, die Verbreitung und Vervollkommnung des Volksunterrichtes sowie die vollständigere Entwicklung wissenschaftlicher, technischer und akademischer Studien zu befördern“, an die Stelle der Studienhofcommission ein selbstständiges Ministerium des öffentlichen Unterrichtes errichtet wurde; es sollte somit fortan der Unterricht im Rathe der Krone durch einen die volle Verantwortung tragenden und die genaueste Sachkenntnis im einzelnen besitzenden Minister vertreten sein. Die von der großen Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1764 ins Leben gerufene und 1774 weiter ausgestaltete Studienhofcommission hatte viel Segensreiches geschaffen, war aber immer mehr verknöchert und ein Hemmschuh jeder gesunden, thatkräftigen Entwicklung geworden, da sie wohl bestehende Übelstände erkannte, jedoch von ängstlicher Scheu erfüllt war, ihre Beseitigung durch selbständiges, zielbewusstes Eingreifen herbeizuführen. Zwar hörte sie nicht sofort auf zu bestehen, aber sie lebte nur kurze Zeit noch dem Namen nach in den Acten fort [2]), bald verschwand sie völlig, und die ihr zuletzt angehörenden Räthe [3]) wurden Referenten des neugeschaffenen Ministeriums. Die Cultusangelegenheiten blieben dem Ministerium des Innern vorbehalten und bildeten ein eigenes Departement dieser Centralstelle.

1*

Digitized by Google

II.

Minister Sommaruga.

Am 28. März 1848 theilte der frühere Hofkanzler — seit 17. März auf Grund des denkwürdigen Patentes vom 15., das die beschlossene Constitution angekündigt hatte, Minister des Innern — Freiherr v. Pillersdorf den Mitgliedern der Studienhofcommission mit[4]), „Seine k. k. Majestät haben die Errichtung eines eigenen Ministeriums für den öffentlichen Unterricht zu beschliessen und mit a. h. Cabinetschreiben vom 27. l. M. zum Minister für den öffentlichen Unterricht den zweiten Praesidenten des n. ö. Appellationsgerichtes Franz Freiherrn von Sommaruga a. g. zu ernennen geruht", und dass er in der Rathssitzung am 1. k. M. dem neuernannten Minister die Mitglieder vorstellen und dieser sofort die Leitung der Geschäfte übernehmen werde. Von diesem Tage bis 18. Juli 1848 stand der erste österreichische Unterrichtsminister an der Spitze der neuen Behörde.

In diese Zeit fallen eine Reihe hochwichtiger vorbereitender Verfügungen, deren einschneidendste die war, welche sich auf die Vereinigung der bis dahin an der Universität bestehenden sogenannten philosophischen Obligatcurse mit dem Gymnasium, also die Umgestaltung der sechsclassigen Gymnasien zu achtclassigen, bezog[5]). Die Durchführung dieser Maßregel war die Voraussetzung der in Aussicht gestellten Lern- und Lehrfreiheit, welche Studentendeputationen der Prager und Wiener Universität verlangt und der neuernannte Minister an dem Tage, an welchem seine Ernennung verlautbart wurde — 30. März — in der Aula der Wiener Universität verkündet hatte. „In allen Zweigen der Volksbildung," heißt es in jener bedeutsamen Rede, [6]) „wird zu Umgestaltungen geschritten werden. Besonnenheit und reife Erwägung muss die Umgestaltung entwerfen und durchführen. Wir wollen ein Gebäude aufführen von fester Dauer, ähnlich — so sehr es nur immer die Verhältnisse des Vaterlandes gestatten — jenen blühenden Hochschulen Deutschlands, die wir als Vorbilder gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung verehren. Lern- und Lehrfreiheit, durch keine Schranke als jene constitutioneller Gesetze gebunden, wird ihre Grundlage sein. Ihre Interessen, meine Herren Studierenden, sei es in Dingen wissenschaftlichen Strebens, sei es, insofern Sie für die Dauer Ihrer Studien Glieder des großen akademischen Körpers sind — werden gewissenhaft beachtet werden. Das ist meine Pflicht. Allein was Sie, meine Herren, diesfalls wünschen und anstreben, kann nicht anders als im gesetzlichen Wege an mich geleitet und von mir gewürdigt werden. Wenn es sich um einen festen, dauernden Bau handelt, kann nicht die Begeisterung des Augenblickes entscheiden.

Digitized by Google

Der gesetzliche Weg aber ist die Überreichung begründeter Wünsche oder Anträge bei dem Universitäts-Consistorium, dessen alterthümliche, den Anforderungen der Zeit nicht mehr genügende Gestaltung eine Verstärkung durch Männer der Wissenschaft in der kürzesten Zeit erhalten wird."

Eine weitere damit zusammenhängende organisatorische Verfügung war die vom 6. April, durch welche — „um mit der bereits in Angriff genommenen Umgestaltung des gesammten öffentlichen Unterrichtes und des Volksschulwesens jetzt schon einen freieren Aufschwung der sogenannten gelehrten und secundären Bildungs- und technischen Lehranstalten nach dem leitenden Grundsatze der Lehr- und Lernfreiheit anbahnen zu können, und um sogleich eine eben dadurch gebotene Vereinfachung des Geschäftsganges herbeizuführen" — „die unmittelbare Leitung jeder einzelnen Lehranstalt bei den sogenannten vier Facultätsstudien als auch bei den technischen Lehranstalten und allen Gymnasien dem Lehrkörper derselben übertragen" wurde [7]), ferner über die Organisierung der Volksschulen in Wien [8]) und eine provisorische Vorschrift über die Habilitierung der akademischen Docenten an der philosophischen Studienabtheilung. [9])

Sommaruga hatte „für die Vorarbeiten zu den Anträgen, welche in Bezug auf die Verbesserung und Regulierung des öffentlichen Unterrichtes den einzuberufenden Reichsständen gestellt werden sollen, zu Gehilfen des Ministeriums des öffentlichen Unterrichtes nachstehende Literaten gewählt, und zwar den Professor der hebräischen Sprache und der Lehrgegenstände des alten Bundes Dr. Joseph Scheiner, den Professor des Vernunft- und des positiven österreichischen Kriminalrechtes Dr. Anton Hye, den Vicedirector des medicinisch-chirurgischen Studiums Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben, den Professor der Philosophie in Prag Dr. Franz Exner, den Professor der Botanik Dr. Stephan Endlicher, den Professor der technischen Chemie an dem hiesigen (Wiener) polytechnischen Institute Dr. Anton Schrötter, den Custos der Prager Universitätsbibliothek Dr. Paul Joseph Schaffařik, den Professor (Johann August) Zimmermann von Prag und den Professor der ersten Humanitätsclasse am hiesigen (Wiener) akademischen Gymnasium (Wilhelm) Podlaha", und für den 5. April zu einer Berathung ins Ministerium berufen [10]); Professor Exner sollte auf Grundlage der einzelnen Vorschläge und Anträge einen allgemeinen Entwurf zur Umgestaltung des gesammten Unterrichtswesens ausarbeiten. In den letzten Tagen des ersten Unterrichtsministeriums wurde als Resultat dieser Vorarbeiten der „Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtes in Österreich" in der „Wiener Zeitung" vom 18. bis 21. Juli veröffentlicht, „der die Ansichten des Ministeriums dem öffentlichen Urtheile zur Prüfung darlegte und dem neuen Ministerium

Digitized by Google

dadurch eine Grundlage verschaffte, den begonnenen Bauplan im Sinne der öffentlichen Meinung und eigenen Überzeugung zu vollenden und an die Ausführung zu schreiten" [11]).

Das Ministerium Pillersdorf [12]) war Juli 1848 gestürzt worden, und damit trat auch Sommaruga [13]), der seit 22. April auch das Justizministerium innehatte, einer der erleuchtetsten Männer, die der Neugestaltung des österreichischen Unterrichtswesens ihre Kräfte geliehen hatten, zurück; das Ministerium Wessenberg-Doblhoff übernahm die Geschäfte. Exner lehnte die Annahme des ihm übertragenen Unterrichtsportefeuilles ab, und so gab es in diesem Ministerium keinen eigenen Unterrichtsminister, vielmehr wurde mit a. h. Handschreiben vom 18. Juli das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes dem Minister des Innern Dr. Anton Freiherrn v. Doblhoff-Dier provisorisch übertragen und gleichzeitig der Vicedirector der medicinisch-chirurgischen Studien an der Wiener Universität Dr. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben zum Unterstaatssecretär in diesem Ministerium ernannt.

III.

Minister Doblhoff. — Unterstaatssecretär Feuchtersleben.

Die Neugestaltung des österreichischen Unterrichtswesens war über die ersten vorbereitenden Schritte nicht hinausgekommen, die größten Aufgaben waren noch zu lösen, und sie forderten einen ebenso kundigen als thatkräftigen Mann zu ihrer Leitung. Feuchtersleben, der als Arzt, Schriftsteller und Philosoph sich bereits einen bedeutenden Namen gemacht, der als Decan in einer im Jahre 1847 gehaltenen Rede, die in weitesten Kreisen Aufsehen gemacht hatte, auf die nothwendige Reform der Universitäten hingewiesen und am 20. März an der Universität Lern- und Lehrfreiheit verkündet hatte, galt für den am meisten dazu berufenen. Das Ministerium selbst, das ihm angetragen worden war, zu übernehmen lehnte er in richtiger Erkenntnis der Zeit und seines eigenen inneren Wesens ab und begründete dies in einem seinen Charakter, als dessen Grundlagen Grillparzer „Rechtschaffenheit, Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und Bescheidenheit" bezeichnete, auf das schönste offenbarenden Schreiben [14]). „In dem jetzigen, großen, entscheidenden Augenblicke," heißt es darin, „handelt es sich weniger um den Minister als um das Ministerium . . ." „Jetzt bedarf es weniger einer ins wissenschaftliche Detail eingehenden Sachkunde, als eines entschiedenen, reifen, thatkräftigen politischen Charakters. Auch selbst als Minister des Unterrichts hat er vorläufig nur die Aufgabe, gewisse, keiner weiteren Berathung bedürftige, entscheidende Schritte zu

Digitized by Google

thun und zu verantworten, welche derjenige am leichtesten und am sichersten thun wird, der in die speciellen Verhältnisse bisher am wenigsten selbst mitverwickelt war, der außerdem über den Parteien steht. Er wird frei, er wird leicht, er wird entschieden handeln. Diese speciellen Verhältnisse ihm darzulegen, dazu kann der Sachkundige berufen werden; das wird den Minister stützen und sein Wirken fördern" [15]). Hält man diese letzten Worte zusammen mit einer späteren Aufzeichnung in seinen Tagebuchblättern [16]): „Ich darf wohl sagen, es gab keine Stelle im Staate, die meinen Kräften, meiner Neigung, meinen Wünschen, meinem ganzen Wesen so gemäß, so entsprechend gewesen wäre, als die im Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Es schien einmal im Staatsleben und im Leben des Einzelnen etwas gelingen — es schien ein glückliches Zusammentreffen sich einmal ergeben zu wollen: für eine große Aufgabe war der Mann — für den Mann die rechte Aufgabe gefunden. Ergriffen von diesem Gefühle, wagte ich den Versuch", so stimmt dies wohl nicht gut zu der Mittheilung Grillparzers [17]): „Ich weiß, wie sehr die Annahme der von ihm bekleideten Stelle seinem Innern widerstrebte, und dass man sein ganzes vaterländisches Gefühl in Anspruch nehmen musste, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen." Allein das Urtheil, das Feuchtersleben in edlem Selbstbewusstsein, das sich mit der größten Bescheidenheit verträgt, über seine Eignung in den obigen Worten ausspricht, bestätigt Grillparzer durchaus, wenn er hinzufügt: „Er wäre für ruhige Zeiten der bestgedenkbare Unterrichtsminister gewesen. Hier aber kam er mit etwas in Conflict, was seiner Natur rein entgegengesetzt war: mit der Roheit. Wie er in dieser Zeit — wo jede Bitte eine Sturmpetition und jede Verweigerung der Anlass zu einem Aufstande war, — wie er also in dieser Zeit seiner Amtsführung gewirkt, wie weit er beharrt oder nachgegeben, bewilligt oder versagt hat, kann ich nicht angeben, denn seine Überhäufung mit Geschäften hatte eine Lücke in unserem Verkehr zur Folge. Aber das weiß ich, dass das Bewusstsein, nicht immer das Beste haben thun zu können und nothgedrungen mancher seiner Überzeugungen untreu geworden zu sein, ihn getödtet hat. Er ist vom Geiste aus gestorben" [18]).

Aus den verhältnismäßig reichen Aufzeichnungen Feuchterslebens, die sich auf seine amtliche Thätigkeit beziehen, gewinnt man einen Einblick in die Tragödie, die der feinfühlige Seelendiätetiker in dieser Zeit durchgemacht hat. Einige Sätze mögen dies veranschaulichen; bieten sie doch auch ein Bild von dem bewegten Leben der Zeit. „Ich bin für keine Aufgabe des Streites gemacht. Ich kann mich nur dann entwickeln, zeigen und wirken — wenn man mir vertraut." „Ferner ist an kein reines Wirken zu denken, wenn man (wie ich im September 1848)

Digitized by Google

nicht seinem Gewissen, sondern dem ungestümen Drängen einer lebhaften Majorität gegenüber verantwortlich gemacht wird. Wer leiten und schaffen soll, darf nie als bloßer Mandatar betrachtet werden.“ „Ein Mann, der es mit einer übernommenen Mission redlich meint, muss sie erfüllen oder — wenn man ihn daran hindert — abtreten. Eine Stellung bloß der Ehre und Besoldung wegen zu behalten, die man bloß dem Scheine nach, aber nicht wirklich behauptet, — ist Verrath an der guten Sache.“ „Man beschuldigt den Minister, wenn er eigenmächtig handelt, man beschuldigt ihn, wenn er Rath einholt. — Man beschuldigt ihn, wenn er den Wünschen der Majorität nachgibt; man beschuldigt ihn, wenn er energisch, nach seiner Überzeugung, verfährt. — Er scheitert an dem Unsinn, dem Mangel an gutem Willen, dem Manoeuvre des Herrschsüchtigen und der Kasten. Jedes reine, frohe, freie Wirken wird ihm getrübt. — Welche Lust wäre es für mich, — welchen Gewinn hoffte ich dem Staate versprechen zu können, wenn man mich ruhig, nach meiner Überzeugung walten ließe! ... Alles soll zugleich geschehen. Das ist nicht gut. Denn da geschieht gar nichts recht. Ich habe nicht Zeit genug, die Eingaben gehörig zu lesen und zu prüfen — und soll sie erledigen, ehe es möglich ist.“

Wenn aber Feuchtersleben auch die äußere Vertretung, die Würde und den Glanz des Ministertitels seinem Freunde Doblhoff überlassen und sich mit der bescheideneren Stellung des Unterstaatssecretärs begnügt hatte, so gab doch jener nur den Namen her, denn Doblhoff war ein biederer Mann, aber zu schwach, um ein tüchtiger Minister zu sein; die thatsächliche Leitung hatte Feuchtersleben. Sein wissenschaftlicher Beirath war Exner, der auf seinen Antrag zum Ministerialrath ernannt worden war. Allein auch in dieser dem Kampfe der politischen Parteien mehr entrückten Stellung war Feuchtersleben der politisch aufgeregten Zeit nicht gewachsen; wie Ebeling [19]), bemerkt, „war Feuchtersleben nicht in der Sphäre, in die er gehörte. Wohl widmete er sich mit seltenem, aufopferndem Fleiße der neuen Berufsthätigkeit, allein durch und durch poetischer Charakter, taugte er nicht dahin, wo auf Tritt und Schritt die nüchternste Prosa ihm die Bahn hemmte. Man kann ihm nicht Thatkraft absprechen. Dem Idealismus ergeben, musste er die Wirklichkeit bald auf diese, bald auf jene Weise unrichtig auffassen und in der Umschaffung wiederum oft das Unrichtige treffen. Endlich kannte er auch in Wahrheit alle Unterrichtsverhältnisse Österreichs nicht sattsam, und einen Mediciner zum Chef des Erziehungswesens zu machen, ist allezeit etwas Verfehltes. Das Unterrichts- und Erziehungswesen bedarf eines Dirigenten mit vorzugsweise universeller, nicht besonderer Fachbildung, mit größerem Können als Wissen und entschiedenem Charakter.“ Von der

Digitized by Google

Rastlosigkeit Feuchterslebens kann man sich aber heute noch eine Vorstellung machen, wenn man die in der kurzen Zeit seiner Amtsführung durchgeführten Verfügungen, sowie die vielen Aufzeichnungen, Entwürfe, Studien, die sich in seinem Nachlasse fanden, überblickt. Stets an rasche und lebhafte literarische Thätigkeit gewohnt, brachte er eine große Anzahl größerer und kleinerer Aufsätze zu Papier, die meist in der „Wiener Zeitung“ erschienen und deren Manuscripte noch vorhanden sind.

Über die Thätigkeit dieses Ministeriums hat Feuchtersleben selbst in einem am 17. December 1848 in der „Wiener Zeitung“ erschienenen Aufsatz, [20]) in welchem er auch über die des früheren berichtet, Rechenschaft abgelegt und die einzelnen Verfügungen eingehend begründet.

Die wichtigsten Maßregeln waren die Aufhebung der Convicte, der Erlass vom 3. August über den Wiederholungsunterricht als Vorbereitung künftiger Ferialschulen, die Aufhebung der früher bestandenen Vorschrift, welche allen Angestellten das gleichzeitige Studieren untersagte (13. Juli), die Bewilligung der vom Wiener bürgerlichen Handelsstande angesuchten Gründung einer Handelsschule auf eigene Kosten und eigenen Plan des Gremiums (3. September), der Erlass vom 10. September an die Landesstellen, in welchem die Wege und Einleitungen vorgezeichnet wurden, durch welche das Studium der Naturwissenschaften, auch für die Mittelschulen, durch Sammlungen und Apparate ermöglicht werden sollte, die damit zusammenhängende Anordnung vom 18. September, dass die Naturgeschichte in der ersten Lycealclasse für alle Hörer ein obligater Gegenstand sei, endlich die Verfügungen, welche dahin zielten, den Grundsatz der Gleichberechtigung aller Nationalitäten Österreichs rücksichtlich der Unterrichtssprache ins Leben treten zu lassen. Von großer Bedeutung für das Volksschulwesen war eine provisorische Verordnung vom 2. September über die Methode des Unterrichtes, „welche den Geist des Fortschrittes und der Verbesserung athmet“. Mit der wichtigen Frage der Lehrerseminarien wurde durch den Erlass vom 21. September, der eine Anordnung zur verbesserten Einleitung des sogenannten Präparandencurses enthält, wenigstens ein Anfang gemacht. Ein Antrag zur Eröffnung eines Credits für die augenblickliche Unterstützung der durch Aufhebung der Zehnten in große Nothlage gekommenen Landlehrer, der in Verbindung mit Anträgen über das Verhältnis zwischen Schule und Staat (in finanzieller Beziehung) und zwischen Schule und Kirche bestimmt war, dem Reichstage vorgelegt zu werden, unterblieb, da „der October mit seiner Interpellation schneidend dazwischen trat“.

Die Gymnasien betraf eine Anzahl provisorischer Anordnungen (28. August) über das Studium der Naturgeschichte, der deutschen Sprache

Digitized by Google

und der Landessprachen im Sinne der Nationalbildung, der alten Sprachen, in einem freieren, nicht wie früher pedantischen Sinne, den Übergang vom Classen- ins Fachlehrersystem, liberalere Einrichtung des Prüfungswesens. Mit Decret vom 20. September wurde, da die Gymnasien größtentheils dem geistlichen Stande, namentlich dem Piaristenorden, anvertraut waren, die willkürliche Besetzung der Lehrerstellen durch die Ordensvorsteher dort, wo sie üblich war, abgestellt. Die Absicht gieng dahin, auf Vereinfachung des Systems der Mittelschulen durch möglichste Verbindung der Real- und Idealbildung hinzuwirken. Die Verschmelzung der bisher „bei uns philosophisch genannten Studien mit dem Gymnasium“ wurde mit Beharrlichkeit und großer Entschiedenheit fortgesetzt.

Was die Universitäten betrifft, wurde der Grundsatz festgehalten, dass der Staat die Pflicht der Sorge für den höheren Unterricht nicht verkennen dürfe, aber die Selbständigkeit des Universitätslebens achten und besonders auf die Möglichkeit hinwirken müsse, die hohen Schulen verschiedener Provinzen und selbst Staaten in einen Einklang zu bringen, der die Freiheit ihres Besuches und ihre Gleichberechtigung zur Folge hätte. Mit Verordnung vom 7. August wurden deshalb Abgeordnete zu der in Jena tagenden Versammlung deutscher Universitätslehrer entsendet und die Durchführung vorliegender Vorschläge vorläufig in suspenso gelassen. Mit Erlass vom 4. August wurden die Concurse zur Erlangung erledigter Lehrkanzeln abgeschafft, und mit Erlass vom 23. August die vorläufige Maßregel des provisorischen Besetzungsverfahrens angeordnet; ebenso wurden mit Erlass vom 4. August über Antrag der Wiener medicinischen Facultät die veralteten Formalien der Disputationen und Dissertationen abgeschafft und die strengen Prüfungen für öffentlich erklärt; endlich wurde das Verbot des unmittelbaren Briefwechsels mit sogenannten ausländischen Hochschulen „als Ausfluss der früheren Censureinrichtungen“ mit Erlass vom 13. September für aufgehoben erklärt.

Es begreift sich leicht, dass der Arzt Feuchtersleben sein besonderes Augenmerk dem ärztlichen Studium zuwandte. Durch Verordnung vom 18. September geschah „der von den Ärzten fast aller europäischen Staaten so vielfach gewünschte Schritt, durch welchen Einheit des ärztlichen Studiums und Einheit des ärztlichen Standes erzielt werden sollte: die Aufhebung des sogenannten niedern chirurgischen Studiums“. „Das chirurgische Studium sollte aufhören, die medicinisch-chirurgischen Curse an den Universitäten, dann die besonderen chirurgischen Lehranstalten in Salzburg und Laibach sollten aufgehoben werden. Es sollte fortan keine Civil- und Landwundärzte, keine „Bader“, sondern nur wissenschaftlich gebildete Medicinaedoctoren mehr geben. Die vorhandenen Chirurgen, denen man

Digitized by Google

ihre Befugnis nicht nehmen konnte, wollte man aussterben lassen; doch sollte ihnen freigestellt werden, sich das medicinische Doctorat durch Ablegung der Rigorosen nachträglich zu erwerben (Helfert [21]). Im Zusammenhange mit dieser Maßregel, die von der einen Seite freudig begrüßt, von der anderen, wegen der Ungerechtigkeit gegen einen achtbaren Stand, lebhaft bekämpft wurde, stand eine andere: die „im September durchgesetzte Aufhebung der zu ihrer Zeit einem dringenden Bedürfnisse höchst angemessenen, zu unserer Zeit aber nach allgemeinem Erkenntnisse nicht mehr entsprechenden sogenannten medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie. Das Institut hatte sich überlebt, die feldärztliche Bildung lässt sich auf minder kostspieligem Wege erzielen, die Räume der Akademie sind Bedürfnis geworden“. [22])

Als Mitglied der Wiener medicinischen Facultät kannte aber Feuchtersleben ganz besonders die Verhältnisse und Bedürfnisse dieser Hochschule. Um diese auf die Höhe zu heben, die sie durch Berufung von Männern wie Škoda und Rokitansky einnahm, und auf ihr zu erhalten, mussten „vor allem die gealterten Elemente, die, wenn auch ehrenhaft und verdienstlich, zum Theile eines wohlerworbenen Rufes genießend, jetzt von den Forderungen der Zeit verdrängt wurden, zu ihrem und der Sache Besten diesen Verhältnissen entrückt und frische, neue Hoffnung erweckende Kräfte zum neuen Baue berufen werden“. „Es waren dies“, wie Helfert bemerkt, „einige ältere Herren, die ihren durch die Studienordnung vorgezeichneten Verpflichtungen als gehorsame und friedliebende Staatsbürger gewissenhaft nachkamen, aber weiter hinaus auch nichts; als lumina mundi, als Leuchten der Wissenschaft zu glänzen, dazu hatten sie das Zeug nicht. So erhielten denn zu Ende September oder in den ersten Octobertagen [23]) fünf Mitglieder der Wiener medicinisch-chirurgischen Facultät ihren unerwarteten Abschied.“ (Helfert, Ms.)

Obwohl das Ministerium im Vorgefühl der zu erwartenden Einwendungen sein Vorgehen schon am 3. September in einem Artikel der „Wiener Zeitung“ zu rechtfertigen gesucht hatte, so waren doch diese Maßregeln zur Reorganisierung des ärztlichen Studiums im allgemeinen und der Wiener medicinischen Facultät im besonderen für Feuchtersleben eine Quelle unsagbarer Aufregung und heftiger Anfeindung. Durch das Dazwischentreten der Ereignisse des 6. October war er daran gehindert worden, durch Berufungen hervorragender Kräfte aus dem Auslande die Lücken auszufüllen und so das Wohlthätige dieser Maßregel zu bekunden, und hatte daher nur das Gehässige derselben auf sich genommen. Man muss sich die außerordentliche Erregtheit, in der der sensitive Mann infolge allzu großer Überarbeitung sich befand, vor Augen halten, um zu begreifen,

Digitized by Google

dass er unter dem Eindruck der Ereignisse des 6. October von solcher Angst erfüllt wurde, dass er schon am 7. von Doblhoff einen Urlaub erbat, und als er von diesem, der unsichtbar geworden war, keine Antwort erhielt, am 20. sein Majestätsgesuch um Enthebung von seiner Stelle einsandte, sich von Wien entfernte und von Aussee aus am 22. eine Eingabe an das Ministerium sandte, worin er um schleunige Erledigung seines Entlassungsgesuches bat. Während seiner Beurlaubung führte Exner die Geschäfte, und erst mit a. h. Entschließung aus Olmütz vom 23. November wurde seine Dienstesresignation genehmigt und gleichzeitig Dr. Josef Alexander Helfert zum Unterstaatssecretär ernannt.[24]) Gewohnt, sich und der Welt Rechenschaft über seine Handlungsweise zu geben, legte er in einer öffentlich erschienenen „Erklärung an Freunde und Theilnehmende“ [25]) die Gründe dar, die ihn dazu bestimmt hatten, seine Entlassung zu nehmen. Es war vornehmlich die Erkenntnis der „Pflicht, mit Ehre abzutreten, wo man nicht mit Ehre fortzuwirken vermögend war“.

Die Missgunst, die er gegen sich wachgerufen, verfolgte ihn aber auch über seine amtliche Stellung hinaus; denn kaum machte er, nach Wien zurückgekehrt, Miene, „sein Vicedirectorat der medicinisch-chirurgischen Studien wieder zu übernehmen, als sich der ganze Lehrkörper in einer wenig bemessenen Eingabe an das Ministerium erhob und gegen seinen Wiedereintritt protestierte“. (Hebbel.) Feuchtersleben wartete die Entscheidung über diese Eingabe nicht ab, sondern verzichtete in einem Promemoria [26]) an den Minister freiwillig auf einen Posten, der ihm so dornenvoll geworden war. Mit a. h. Entschließung vom 17. Februar 1849 wurde er unter Anerkennung seiner mit rastlosem Eifer geleisteten Dienste und Vorbehalt seiner Verwendung in einer seinen Kräften und Kenntnissen zusagenden Sphäre enthoben.[27]) Man begreift nun die oben angeführten Worte Grillparzers, die Hebbel dahin mildert, dass er sagt: „Ich glaube nicht, dass in dieser herben Kränkung eine Mitursache seines Todes gesucht werden darf; dass sie ihm das ohnehin schmerzliche Krankenlager bis an sein Ende noch mehr verbitterte, ist gewiss, denn er kam immer wieder darauf zurück, und das noch zu einer Zeit, wo ihn das Irdische kaum noch berührte.“

Die Thätigkeit des Ministeriums aber, d. h. die Feuchterslebens[28]) im Ministerium, hat er selbst am besten beurtheilt, wenn er am Schluss der erwähnten geschichtlichen Skizze sagt: „Wenn man den Umfang, den geschichtlichen Stand, die Personalverhältnisse der Aufgabe, ihre Verflechtung mit den politischen und Localzuständen zu übersehen in der Lage ist; wenn man erwägt, welche Interessen sich hier kreuzen und bekämpfen; wenn man den Begriff der Verantwortlichkeit mit innerem

Digitized by Google

Ernst und sittlicher Strenge festhält und mit ihm die Ansprüche vergleicht, welche das Bestehende an seine Rechte, das Werdende an seine Verheißungen knüpfte, so wird man Ursache finden, über die flüchtige Skizze ein Urtheil auszusprechen, welches die Geschichte gerne unterschreiben wird. Ein so durchgreifender Anfang unter so stürmischen Wirren gewährt bei der erfreulichen Gestaltung des neuen Ministeriums die hoffnungsvollste Aussicht auf eine Wort haltende Zukunft unter günstigeren Gestirnen!“

IV.

Minister Stadion. — Unterstaatssecretär Helfert.

Nicht sofort erfüllte sich diese Aussicht, denn zunächst folgte, da Exner auch diesmal die Annahme des Ministeriums abgelehnt hatte, ein Provisorium dem anderen, indem die Stellung des Ministers provisorisch der Reihe nach der Finanzminister Baron Kraus, der Minister des Innern Graf Franz Stadion und der Minister für Landescultur und Bergwesen Ritter v. Thinnfeld[29]) versahen. Unterstaatssecretär war, wie bereits erwähnt, Helfert. Stadion hatte ihm das Unterrichtsportefeuille angeboten, doch konnte er sich für die Annahme nicht entschließen. Er befand sich mit dem Ministerium bei dem Reichstage in Kremsier. Über sein Verhältnis zu Stadion und seine Thätigkeit in jener Zeit erzählt er selbst Folgendes: „Ich stand unter Stadion, welchem als Minister des Innern das Ministerium des Unterrichtes so lange stillschweigend zugetheilt war, bis ich mich für die Annahme des Portefeuilles erklärt haben würde. Er behandelte mich darum und es behandelten mich seine Collegen als Minister in spe; Stadion drang jetzt nicht weiter in mich, er wartete auf die Zeit, wenn wir bleibend in Wien sein und dort fest und ungestört an unsere Arbeiten wieder gehen können, dann müsse meine Ernennung erfolgen. Meine Antwort war stets: ‚Wenn Sie keinen anderen finden.‘ Bis dahin war aber Stadion Unterrichtsminister nicht bloß dem Namen nach. Er schenkte mir zwar unbedingtes Vertrauen, er that nicht das geringste, ohne mich zu fragen, und er that alles, was ich vorschlug und zu was ich rieth. Es kam meines Erinnerns nicht vor, dass er mir etwas verweigert oder Einwendungen erhoben hätte, wohl aber erinnere ich mich eines Falles, wo er vielleicht gegen seine eigene Überzeugung vorschnell auf meine Ideen eingieng. Es betraf die Gymnasien in Galizien, also dem Lande, das er als früherer Gouverneur so genau kannte, bezüglich deren ich eine einschneidende Maßregel, ich glaube in ruthenicis, vorgeschlagen hatte; darüber war nun in polnischen Kreisen heftiger Lärm entstanden,

Digitized by Google

und Stadion sagte mir eines Tages: ‚Lieber Helfert, in dieser Sache, glaube ich, haben wir uns doch etwas übereilt.‘ Wie schon aus diesem Beispiel zu ersehen, gieng alles durch mich, aber nichts Wichtigeres ohne ihn. In der Regel wurden die Angelegenheiten zwischen uns beiden besprochen, meist sehr kurz, da die Verständigung schnell herbeigeführt war. Wenn ich untertags zu ihm kam, ihm eine solche Sache vorzutragen, hieß es häufig, indem er mir den Finger bot: ‚Verehrtester, jetzt habe ich etwas anderes zu thun, heute abends auf dem Spaziergang werden Sie mir davon erzählen.‘ Wichtigere Actenstücke wurden von ihm approbiert und die Expeditionen von ihm unterschrieben, namentlich, wie sich von selbst versteht, die Vorträge an den Kaiser.“ (Helfert, Ms.)

In diese Zeit fallen eine Reihe von Berufungen auswärtiger Gelehrter, wie Ernst Brücke aus Königsberg, Georg Curtius aus Leipzig u. a., von denen für die Fortführung der Unterrichtsreform die bedeutsamste die des Philologen Hermann Bonitz war.

Das begonnene Werk wurde eifrig fortgesetzt. Außer einer Reihe Verfügungen,[30]) welche den Zweck hatten, das früher Beschlossene in die Praxis einzuführen, wurden Maßnahmen getroffen, die darauf abzielten, dem höheren Unterrichte wertvolle Kräfte zuzuführen und den Einfluss des Ministeriums zu erweitern. So ergieng an die Mitglieder der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, da das Ministerium, „um den Forderungen der Zeit und der ernsten Lage unseres Vaterlandes nur einigermaßen zu genügen, auf die kräftige Mitwirkung der fähigsten und geachtetsten Männer für jeden besonderen Kreis von Thätigkeit hoffen und rechnen“ müsse, die Einladung, „sich bei Wiedereröffnung der Wiener Universität durch außerordentliche Vorlesungen zu betheiligen.“ Es wurde sodann den wirklichen Mitgliedern der kaiserlichen Akademie in Wien und den ordentlichen Mitgliedern der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag die Ermächtigung ertheilt, an jeder österreichischen Universität Vorlesungen zu halten. Diese Anordnung wurde getroffen, um den Mitgliedern einen Beweis der Achtung zu geben. Der Minister kann nicht umhin, seine Überzeugung auszusprechen, „dass, gleichwie die Stelle eines Lehrers der Wissenschaft für jeden eine Ehrenstelle ist, der sie würdig auszufüllen vermag, so auch die hohen Schulen es sich zum besonderen Glücke anrechnen können, wenn die Männer, welche schöpferisch die Wissenschaften erweitern und fördern, auch an der Verbreitung derselben durch Lehre und Wort sich betheiligen.“ Dahin gehört die Aufhebung der Curatel der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste in Wien und ihre unmittelbare Unterordnung unter das Unterrichtsministerium. Endlich wurde für das einer gründlichen Neugestaltung bedürftige

Digitized by Google

Volksschulwesen ein praktischer Schulmann, der Dechant P. Anton Krompholz aus Böhmisch-Leipa, in das Ministerium „mit Beiseitesetzung aller bureaukratischen Bedenklichkeiten“ berufen.

Zeigen aber diese Verfügungen, dass die Arbeit des Aufbaues durchaus nicht stockte, so wurde doch den unsicheren Zuständen, die die Durchführung der Reorganisation auf die Dauer ungünstig beeinflussen mussten, erst mit der Ernennung des Grafen Leo Thun ein Ende gemacht. Dieser hatte die Übernahme des Amtes davon abhängig gemacht, dass auch die Cultusagenden vom Ministerium des Innern ausgeschieden und mit denen des Unterrichtsministeriums vereinigt werden. Bei dieser Forderung mag Thun nicht nur seine kirchliche Gesinnung, sondern auch die staatsmännische Erwägung geleitet haben, dass diese Agenden in einem Staate wie Österreich so sehr ineinandergreifen, dass ihre Scheidung zu großen Schwierigkeiten Anlass geben musste [31]).

Mit a. h. Entschließung vom 28. Juli 1849 wurde Graf Stadion von den Dienstesposten des Ministeriums des Innern und des Unterrichtes, auf welchen er sich, wie es in dem bezüglichen Handschreiben heißt, „einen bleibenden Anspruch auf den Dank des Vaterlandes erworben“ hatte, enthoben und Graf Leo Thun-Hohenstein zum Minister des Cultus und Unterrichtes ernannt [32]), der Ende Juli als erster Minister für Cultus und Unterricht in Österreich sein Amt antrat.

V.

Graf Leo Thun-Hohenstein.

Für alle Zeiten knüpft sich an den Namen des Grafen Leo Thun die neue Ära des Unterrichtswesens in Österreich; ihm dankt vornehmlich das Hochschul- und Mittelschulwesen die Begründung und Ausgestaltung einer neuen Epoche, die besonders im Vergleiche mit den früheren Zuständen einen so außerordentlichen Bruch mit der Vergangenheit bedeutete, dass der Thätigkeit der folgenden Zeit nur die Aufgabe des Ausbaues und der durch die Erfahrungen und Bedürfnisse der Zeit bedingten Umgestaltung unter Wahrung der Grundlagen sowie des Schutzes des neu aufgeführten Gebäudes zufallen konnte. Hat nun auch, wie dies kaum gesagt zu werden braucht, Thun nicht selbst alles erdacht und geschaffen, fand er auch vieles fertig vor und war nur die Einführung sein Werk, so bleibt doch sein Name mit der glänzendsten Epoche schaffensfreudiger und erfolgreicher Thätigkeit der österreichischen Unterrichtsverwaltung innig verknüpft, und wie er seinem kaiserlichen Herrn und der Geschichte gegenüber die volle Verantwortung für die durchzuführenden

Digitized by Google

Reformen übernahm, so wird auch die Wissenschaft seinen Ruhmestitel stets anerkennen. Und wenn in der Ehrenhalle der vornehmsten Hochschule des Reiches, in dem stolzen Palaste, der von dem Monarchen, unter welchem der alte Kaiserstaat die größte und glänzendste Neugestaltung erfahren hat, der ernsten Forschung eröffnet worden ist, zwischen den Männern der Wissenschaft, die ihr bestes Können und Wissen in den Dienst der Verwaltung gestellt haben, das Standbild des hochsinnigen Grafen sich erhebt, so geziemt es sich wohl, das Leben und Wirken dieses Mannes, insoweit es zum Verständnis seiner Thätigkeit als Reorganisator des mittleren und höheren Unterrichtes in Österreich beitragen kann, etwas eingehender zu schildern. Freilich kann damit das Bild kein erschöpfendes sein, aber bei einem Anlass, der gern das bleibende Gute, das der Minister geschaffen hat, festhalten will, darf wohl vom Politiker, Parteimann und Parlamentarier Thun abgesehen werden, und dies umsomehr, als die Thätigkeit Thuns als Unterrichtsminister das uneingeschränkte Lob und die dankende Anerkennung auch seiner größten politischen Gegner gefunden hat und noch findet, und wohl auch stets finden wird.

Aber nicht bloß der Unterrichtsminister Thun war es, zu dem die Zeitgenossen und die jüngere Generation wegen der Verdienste, die er sich als „Vater des Unterrichtes“ um die geistige Wiedergeburt Österreichs erworben hatte, mit Ehrfurcht und Dankbarkeit aufblickten, sondern auch der Mensch Leo Thun sicherte sich durch seine edlen Herzens- und hervorragenden Geisteseigenschaften sowie durch seinen verehrungswürdigen Charakter eine Hochachtung, die sich stark genug erwiesen hat, im Parteienkampfe Geltung zu behalten und über das Grab hinaus zu dauern.

Ein Wort Franz Exners, das Helfert aufbewahrt hat, enthält wohl die knappste und zugleich umfassendste Charakteristik des ganzen Menschen. „Als im Sommer 1849 im damaligen Unterrichtsministerium,“ erzählt Helfert,[33]) „die Ernennung Thuns bekannt wurde, sagte mir Exner: ‚Das ist ein Mann, der alles nur aus den lautersten Motiven thut!‘“ „Dies Wort,“ fügt Helfert hinzu, „ist mir stets gegenwärtig geblieben, und ich habe es durch die lange Zeit meines Umganges mit ihm und in den verschiedensten Fragen und Lagen, in denen ich ihn zu beobachten so vielfältigen Anlass hatte, überall und jederzeit wahr befunden.“ Und dem Manne, der durch fast vierzig Jahre ihm nahe gestanden, der unter ihm gearbeitet hat, der sein Partei- und Gesinnungsgenosse war, darf man es glauben, wenn er versichert: „Ich habe in meinen persönlichen Beziehungen mit ihm innerlich stets zu ihm hinaufgeblickt, nicht weil er um so viel älter oder weil er in der ersten Zeit meiner Laufbahn mein

Digitized by Google

Vorgesetzter war, sondern weil ich mich vom rein menschlichen Standpunkt dieser makellosen Persönlichkeit gegenüber klein, armselig, unwürdig fühlte. Jawohl makellos! Ein Geist, den das edelste Streben erfüllte, eine Seele ohne Falsch, an Herzenseinfalt und Arglosigkeit ein Kind, im schönsten Sinne dieses Wortes, ein Gemüth, das vergeben und vergessen, aber nicht den leisesten Rachegedanken hegen konnte."

Begabt mit reichem Talent, von frühester Jugend an bestrebt, seinen Wissenskreis zu erweitern, an seiner Selbstbildung rastlos arbeitend, sich nur im Höchsten Genüge thuend und von ernstestem Pflichtgefühl beseelt, ward er ein Mann von hohem Flug der Gedanken, universellen Kenntnissen, erstaunlicher Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Durchbildung. Mit allen Zweigen des Staatslebens innig vertraut und von einer seltenen Beherrschung aller praktischen Hilfsmittel der Politik brachte er seiner Aufgabe vollste Hingebung und klarstes Verständnis entgegen. Energisches Wollen und zielbewusstes Handeln, das bei kleinlichen Bedenklichkeiten nicht halt machte, zeichneten ihn ebenso aus wie hohe Idealität des Denkens und Empfindens, und was daher am meisten bei ihm bewundert wurde, das war die ganze geistige Potenz des Mannes. Zwar ermangelte er der schöpferischen Originalität, und er gab sich daher willig dem Einflusse größerer Geister hin, aber er drückte allem, was er that und wofür er stritt, den geistigen Stempel seines eigenen Wesens auf; man hatte das Gefühl, es nicht mit einem bloßen Nachbeter fremder Gedanken zu thun zu haben, sondern dass alles seinem Nachdenken entsprungen und auf innerster Überzeugung beruhe. Hatte er aber einen Gedanken gefasst, so war er auch der Mann, ihn durchzuführen und ohne Rücksicht auf Beifall oder Widerspruch, auf Erfolg oder Misserfolg dabei zu beharren; felsenfeste Treue gegen sich selbst und Verachtung der Consequenzen bestimmten sein Handeln, und stets ließ er sich von sachlichen Motiven leiten, ohne persönlichen Raum zu geben. Und wie er mit Männern trauten Umgang pflog, deren Anschauungen den seinen entgegengesetzt waren, wofern sie nur auf innerer Überzeugung ruhten, so konnte ihn sein streng kirchlicher Sinn, der auf jener tief innerlichen Religiosität gegründet war, die auf unbedingte Achtung Anspruch hat, nicht hindern, bei der Besetzung von Lehrstühlen sich nur von der wissenschaftlichen Tüchtigkeit der zu Berufenen leiten zu lassen, auch wenn sie anderer Überzeugung waren, als er selbst.[34]) Was er aber in klarer Erkenntnis der Nothwendigkeit oder Zweckdienlichkeit im Interesse der Aufgaben, denen er sein bestes Können widmete, verfügt hatte, das war er auch jederzeit bereit, gegen Unverstand oder übel wollende Kritik maß- und würdevoll in der Form, aber entschieden und fest in der Sache zu vertheidigen.[35])

Digitized by Google

So sehr aber auch sein ganzes Wesen von einem tiefen, sittlichen Ernst erfüllt war, so war doch sein Gemüth durchaus nicht düster; das beweisen schon die Liebe für die „scientia amabilis“[36]) und sein auf Kenntnis und Verständnis beruhender Sinn für den Zauber edler Musik, die er sich bis in das höchste Greisenalter mit jugendlicher Frische bewahrt hat; das beweisen auch eine Anzahl Züge aus seinem Leben, besonders Briefstellen, denen ein gewisser Humor nicht abzusprechen ist. Den niederen Vergnügungen des Lebens abhold,[37]) wusste er die heiteren Freuden edler und veredelnder Geselligkeit wohl zu würdigen, und wenn ein sonst gerechter Beurtheiler[38]) zweifelt, ob er jemals, selbst als Kind, gelächelt oder gar gelacht habe, so zeigt eine genauere Kenntnis der Lebensgeschichte des wohl stets in sein Inneres gekehrten, in hohen Idealen lebenden, aber doch nicht weltfremden Grafen, die man seit kürzester Zeit Freiherrn von Helfert verdankt,[39]) dass jene düstere Auffassung dem eigentlichen Wesen Thuns, den man wohl wegen seiner Erhabenheit über alles Ungemach des Lebens und seiner strengen Auffassung der Pflicht einen „christlichen Stoiker“ nennen mochte, durchaus nicht gerecht wird.

Dem inneren Menschen in Thun entsprach auch sein Äußeres. „Eine hohe, fast reckenhafte kräftige Gestalt, ein männlich schöner Kopf mit einem ernsten und doch eines Zuges von Wohlwollen nicht entbehrenden Antlitz, ein Organ von wohlklingender Tiefe, all das verbunden mit den einfachsten und doch edelsten Formen,“ so schildert noch in hohen Jahren Hasner, der spätere Unterrichtsminister und Schöpfer des Reichsvolksschulgesetzes, der nachmals sein größter politischer Gegner ward, den entschieden günstigen Eindruck, den der „merkwürdige Mann“ auf ihn machte, als er ihm zum erstenmale gegenübertrat. „All das,“ setzt er hinzu, „machte mich fühlen, dass ich es hier mit einem Manne zu thun hatte, dem, was er auch von mir wollte, ich wohl mit Vertrauen entgegenkommen könnte.“[40]) Sein Kopf erschien anderen wie aus Bronze gegossen: die mächtige Stirne und das energische Kinn, vor allem das ernst blickende und rollende Auge brachten einen nachhaltigen, unvergesslichen Eindruck hervor und gaben noch dem Greise etwas so Imponierendes, dass man seinen Reden mit ehrfurchtsvoller Scheu lauschte, auch wo man sie lebhaft bekämpfen musste.

Für alle Einzelheiten auf die eingehende Darstellung Baron Helferts, der auf Grund authentischen Materials, wie Briefen, Mittheilungen der Familie, persönlichen Erinnerungen, das Leben Thuns bis zu seiner Ernennung zum Gubernialpräsidenten von Böhmen mit liebevoller Vertiefung in den Werdegang des von ihm hochverehrten Mannes schildert, verweisend, wollen wir hier nur die wichtigsten Momente aus dem Leben Thuns bis zu seiner Übernahme des Ministeriums hervorheben.

Digitized by Google

VI.

Graf Leo Thun bis zur Übernahme des Ministeriums.

Graf Leo Thun-Hohenstein entstammte einem der ältesten deutschen Adelsgeschlechter des österreichischen Kaiserstaates. Ursprünglich in Südtirol ansässig, kam es im XVII. Jahrhundert auch nach Böhmen, wo Freiherr Christoph Simon v. Thun Schloss und Herrschaft Tetschen 1628 käuflich an sich brachte. Durch die Erwerbung der Herrschaft Hohenstein in Niedersachsen wurde die Familie Thun in den Grafenstand erhoben, und von diesem Besitz, der nicht lange in ihren Händen blieb, behielt sie den Titel und Namen. Im Laufe der Zeit waren in Böhmen drei Majorate entstanden. Als dritter Sohn des Grafen Franz Anton [41]) und der Gräfin Theresia Maria, geborenen Gräfin Brühl aus Sachsen, wurde auf dem Stammschloss Tetschen Graf Leopold am 7. April 1811 geboren; in der Familie kurz Leo gerufen, nahm er später, bei der Firmung, diesen Namen zu seinem Taufnamen hinzu, so dass er officiell Leopold Leo, gewöhnlich jedoch schlechtweg Leo genannt wurde. Außer den zwei älteren Söhnen, den Grafen Franz [42]) und Fritz [43]), entstammten dem Ehebund, der als der innigste und glücklichste bezeichnet wird, noch zwei Töchter, die Gräfinnen Anna Maria und Josefine (Juža). Das Verhältnis sowohl der Geschwister untereinander als der Kinder zu den Eltern war so herzlich und schön, dass dadurch das Musterbild eines Familienkreises geschaffen wurde.

Die innige Hingabe der Eltern an die Kinder und das von keinem Misston getrübte Band, das die Kinder an die Eltern knüpfte, war von bestimmendem Einfluss auf die Entwicklung Leos. Und sucht man die Wurzeln seines Charakters in seinen Eltern, so ist es der Ernst, die Geschlossenheit des ganzen Wesens und der Sinn für werkthätige Menschenliebe des Vaters, der als vollendeter Cavalier im schönsten Sinne dieses Wortes geschildert wird, und die hohe Begabung, die innerliche Religiosität und Bescheidenheit der Mutter, die auf den Sohn übergiengen. Zum „prächtigen“ Vater sah Leo frühzeitig mit Ehrfurcht und Bewunderung empor, aber sein ganzes Innere schloss er der Mutter auf, deren Herzensfreude und Gegenstand mütterlicher Sorge er besonders war. Und so ungetrübt und herzlich das Verhältnis der Brüder untereinander war, so war es doch wieder die jüngere Schwester, mit der er über alle Fragen, die ihn bewegten, besonders gern und oft Gedankenaustausch pflog. Bei dem geringen Altersunterschied der Knaben wurden sie gemeinsam erzogen und unterrichtet, und obwohl sie alle sehr begabt waren, machte sich doch im Laufe der Jahre die geistige Überlegenheit und der tiefere Ernst des Jüngsten geltend. Willig erkannten sie ihm diesen Vorzug, den er nicht geltend machte, zu und

Digitized by Google

räumten ihm in vielen Dingen die Leitung ein; die werkthätigste Unterstützung in seinen Bestrebungen fand er bei seinen Geschwistern.

Seit dem Jahre 1822 hatte Johann Rohrweck, der bis dahin im Hause des Grafen Lobkowitz thätig gewesen war und später, nach Erledigung seiner Aufgabe im Hause Thun, in Prag eine vielgerühmte Erziehungsanstalt errichtete und leitete, die Erziehung der jungen Grafen übernommen. Auch den Gymnasialunterricht erhielten sie unter seiner Leitung im Elternhause. Das Verhältnis zwischen Rohrweck und Thun war von einer Innigkeit und Dauer, die einerseits von dem Einfluss zeugen, den Rohrweck auf den jungen Grafen gewonnen, die aber auch den Charakter des letzteren in dem schönsten Lichte erscheinen lassen. Noch in späteren Jahren betrachtete Thun den alten Erzieher als seinen väterlichen Freund und treuen Berather. Nach zwei Richtungen scheint Rohrweck besonders auf seine Zöglinge eingewirkt zu haben: dass er ihnen den Vorzug der Geburt und die Verpflichtung, diesen Vorzug in den Dienst der nothleidenden Menschheit zu stellen und zur Besserung ihrer Lage zu verwenden, zum Bewusstsein brachte, sowie dass er ihr Gerechtigkeitsgefühl zu Gunsten der Unterdrückten rege machte. Der ideale Sinn Leos bereitete diesen Lehren den günstigsten Boden, so dass sie gerade bei ihm die tiefsten Wurzeln schlugen. Dass auf die allseitigste körperliche Ausbildung der gebürende Nachdruck gelegt wurde, versteht sich von selbst: Reiten, Turnen, Schwimmen, Rudern, Segeln, Eislaufen wurden eifrig gepflegt. Nachdem die jungen Grafen 1826 die Prüfung für die Grammatical- und Humanitätsclassen, sowie 1827 die über die beiden „philosophischen" Jahrgänge, die sie gleichfalls in Tetschen „privat" durchgemacht, mit bestem Erfolg bestanden hatten, sollte nach dem Willen des Vaters der Studiengang abgeschlossen sein. „Er wollte nicht, dass sie Staatsdienste nehmen, also brauchten sie auch kein Jus;" seine Söhne sollten unabhängig durchs Leben schreiten. Allein die Drohung Rohrwecks, unter solchen Umständen seine Aufgabe als beendet anzusehen und das Haus verlassen zu wollen, half der Gräfin ihren Gatten umstimmen. „Er trat eines Tages in Rohrwecks Zimmer und sagte: ‚Also meine Söhne werden Jura absolvieren.' Aber vergessen konnte er es nicht, dass der Erzieher seine Pläne gekreuzt hatte; außer den gewöhnlichen Begrüßungen bekam Rohrweck Jahre hindurch kein freundliches, aber auch kein unfreundliches Wort."

Vom Wintersemester 1827/28 bis zum Sommersemester 1831 besuchten die jungen Grafen die Prager Universität. Leo absolvierte regelmäßig seine Studien und Examina, obwohl er sich eine arge Verletzung des linken Knies zugezogen hatte, die ihn zeitweilig aufs Krankenlager

Digitized by Google

warf, zu längerem Curgebrauch in Marienbad und Pištan zwang und noch jahrelang quälte. Neben den Obligatfächern hörte er die anregenden Vorträge über Ästhetik des Professors Anton Müller; Musik, besonders Gesang, wurde eifrig gepflegt. Das Absolutorium weist für Leo Thun in Fortgang durchaus Vorzugsclassen auf: „Verwendung: sehr fleißig,“ „Sitten: vollkommen gemäß.“

Den Lehrjahren folgten für die Brüder die Wanderjahre von 1831 bis 1835, die besonders von Leo zur Erweiterung des Gesichtskreises, Vermehrung und Vertiefung der Kenntnisse und Vorbereitung für den Eintritt in das praktische Leben und den Beruf redlich benützt wurden. Kleinere und größere Reisen, darunter ein mehrfacher Aufenthalt in Dresden, ein längerer Aufenthalt in England, wo der Besuch Londons und besonders der altberühmten Universitätsstadt Oxford, „der prachtvollen Stadt, einer Zusammenhäufung herrlicher gothischer Gebäude, Kapellen, Bibliotheken, Speisesäle u. dgl.“, einen wundersamen Eindruck machte und Oxfords Universitätseinrichtungen großes Interesse erregten, endlich ein längerer Besuch von Paris machten mit manchen Einrichtungen bekannt, die dem Drange, „nach werkthätigem Eingreifen in das Leben, nach Möglichkeit nützliches zu schaffen, das gemeine Beste zu fördern, Zustände, die ihm als unrechte oder bedauernswerte erschienen, beseitigen zu helfen“, von dem Leo schon lange beseelt war, den rechten Impuls gaben. Auch eine Anzahl persönlicher Beziehungen, die für die weitere Entwicklung bedeutsam waren, wurden theils neu angeknüpft, theils inniger gestaltet; besonders zu nennen sind der Engländer James Hope, mit dem ihn schon ältere Freundschaft verband, und der französische Rechtsgelehrte Alexis de Toqueville, dessen Werk: „Du système penitentiaire aux États-Unis et de son application en France“ (1832) ihm in die Hände kam und den Muth gab, dem Autor „geradezu zu schreiben“ und um die Erlaubnis zu bitten, ihn zu besuchen.

Thun hatte nämlich dem Gefängniswesen sein besonderes Augenmerk zugewendet, und in Paris sowohl wie früher in London waren die öffentlichen Wohlfahrtsanstalten, wie die Anstalten für die verwahrlosten Classen der Gesellschaft, für sittliche Hebung der Gefallenen, Erziehungshäuser, Taubstummenanstalten und Blindeninstitute der Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit. Bei den Gefängnissen interessierten ihn „nicht so sehr die Details, als zu lernen, worin der Vorzug guter Gefängnisse besteht, und wie man es anzufangen hätte, um nützliche Veränderungen herbeizuführen. Ich habe nicht die Prätension, durch die Gelegenheiten, welche die Reise uns bietet, gleich zu einer praktischen Tüchtigkeit und

Digitized by Google

Einfluss zu gelangen, wozu ich nicht vorbereitet bin. Alles, was ich wünsche und erstrebe, ist sehen zu lernen in praktischen Dingen, in allem, was zum öffentlichen Leben gehört; zu verstehen, welchen Einfluss gewisse Thatsachen, gewisse Institutionen und Gesetze auf das sociale Leben aus-ausüben; zu erkennen, was man wird studieren und sich aneignen müssen nach der Rückkehr in die Heimat. Denn mehr und mehr sehe ich die Masse der Kenntnisse über Thatsächliches und Theoretisches, die mir fehlen, und die doch unerlässlich sind für jeden, der sein Leben den Geschäften widmen will. Gott gebe mir Beharrlichkeit und Muth für dieses Unternehmen! Ich betrachte meinen Eintritt in eine Carrière wie ein Experiment, auf das ich selbst begierig bin. An diese nächste Epoche meines Lebens denke ich manchmal mit Hoffnung — nicht eben mit Zuversicht." Dieser Herzenserguss ist zu charakteristisch für seine Absichten einerseits und für seine Bescheidenheit anderseits, als dass er hier unterdrückt werden konnte. Der Gedanke an politische Wirksamkeit hatte ihn damals schon mit Macht ergriffen, worunter er aber „nicht bloß Staatsdienst verstanden wissen will, sondern jede Art von Thätigkeit, die auf den Zustand des Vaterlandes oder vielmehr des Volkes, meiner Landsleute, einwirken kann". Als Frucht seiner Studien über Gefängniswesen erschien 1836 seine Schrift: „Die Nothwendigkeit der moralischen Reform der Gefängnisse mit Hinweisung auf die zur Einführung derselben in einigen Ländern getroffenen Maßregeln, beleuchtet von L. Grafen v. Thun," gr.-8°, 43 S. (Prag, Borrosch und André), die den Regierungsrath Professor Sebastian Jenull, damals die erste Autorität im Criminalfache in Österreich, dem sie Thun zusandte, so sehr fesselte, dass er „diese schöne Beweisschrift seines entschiedenen Berufes für die Sache der Menschlichkeit in der ersten Stunde verschlang". Er rühmte „die ruhige männliche Sprache, die lichtvolle Zusammenstellung der Systeme, die scharfsinnige Prüfung ihres Wertes sowie die mit aller Klugheit, Vorsicht und Maßnehmung gemachten Vorschläge zur Aufnahme des Besseren". Damit hängen auch Thuns Bestrebungen zur Gründung des „Vereines zum Wohle entlassener Züchtlinge" zusammen, der nach langem Bemühen 1839 zustande kam und vornehmlich bezweckte, sie einem ehrlichen Berufe wieder zuzuführen; zur Ergänzung wurde 1841 eine „Anstalt zur Erziehung verwahrloster Kinder" gegründet. Trotz mancher herben Enttäuschungen, die man mit vielen Schützlingen erfuhr, ließ er sich in seinen Bemühungen für diese segensreichen Einrichtungen nicht irre machen. Auch sonst war Thun im Dienste gemeinnütziger Zwecke eifrig thätig: so war er „Consulent" eines Kreises menschenfreundlicher Damen, der sich um die Prager Waisenanstalt annahm, beabsichtigte die Errichtung einer Speiseanstalt für Arme und betheiligte sich lebhaft an dem „Verein

Digitized by Google

zur Beförderung des Gewerbfleißes in Böhmen". Auch dem 1842 gegründeten „Verein zum Wohle hilfsbedürftiger Kinder" trat er als stiftendes Mitglied bei. Für diese humanitären Bestrebungen wusste er ebenso seine Geschwister anzuregen, wie sein Beispiel in den Kreisen des jüngeren Adels Nachahmung weckte.

Nur insoweit es zur Kenntnis des Charakters Leo Thuns gehört, sei hier auch seiner Bemühungen um die Hebung der böhmischen Sprache und der Unterstützung, die er den Bestrebungen auf czechischnationalem Gebiete angedeihen ließ, gedacht, die ihn schon lange beschäftigten und die ihren tieferen Grund in dem gleichen menschenfreundlichen Sinn gehabt haben dürften, wie die oben geschilderten im Dienste edler Menschlichkeit. Auch das Böhmische war für Thun wie das Französische und Englische eine fremde Sprache, die er erlernt hatte, aber sie stand ihm näher als diese, obwohl er sie im mündlichen und schriftlichen Gebrauche nicht in demselben Maße beherrschte. Aber er betrachtete und fühlte sich als Böhme, und zwar im weiteren Sinne genommen. Seine glühende Heimatsliebe galt dem ganzen Lande, und er empfand schmerzlich die Überlegenheit des einen Stammes, des deutschen, und die völlige Unterwerfung des andern, des slavischen, was die Sprache betrifft. Es darf angenommen werden, dass besonders das durch Rohrweck rege gemachte Gerechtigkeitsgefühl das Streben Leo Thuns frühzeitig hervorrief, das Seine beizutragen, das Unrecht, das an der von der Regierung zu wenig gepflegten, ja vernachlässigten böhmischen Sprache begangen wurde, zu beseitigen. Dazu kam der Aufschwung, den in jener Zeit die böhmische Literatur nahm, und die persönlichen Beziehungen mit Hanka, Jungmann, Palacký, Šafařik u. a.

Am deutlichsten spricht sich dies ideale, aus den edelsten Motiven entsprungene Streben in dem Nachworte seines ersten schriftstellerischen Versuches im Jahre 1833, der nicht gedruckt worden ist, aus in den Worten: „Möchten sie (diese Blätter) wenigstens die Anhänger der Germanisierung davon überzeugen, dass die entgegengesetzte Ansicht auf durchaus tadellosem und edlem Grunde beruhen kann, und ebenso den warmen Vertheidigern der böhmischen Sprache beweisen, dass die, welche an ihren Bemühungen keinen Theil nehmen, dazu nicht bloß durch Gleichgiltigkeit gegen das Wohl des Vaterlandes, sondern durch ganz entgegengesetzte Rücksichten sich veranlasst und verpflichtet glauben können; beiden Theilen aber darthun, dass das Argument: wer böhmisches Brot isst, soll auch böhmisch reden, gerade so viel und so wenig beweist als das: die Bauernsprache passt nicht für Gebildete, sondern dass man seine

Digitized by Google

Handlungsweise streng auf Gerechtigkeit gründen müsse, wo sie die herrschende werden kann ...“ Erst 1842 erschien dieser Aufsatz „in bedeutender Umarbeitung, vielmehr in gereifterer Ausgestaltung“ unter dem Titel: „Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung von Leo Grafen v. Thun.“ (Prag, Kronberger und Řiwnač, VIII und 91 Seiten.) In dem schon März 1841 geschriebenen Vorwort — die Druckbewilligung durch die Censur ließ etwas lange auf sich warten — bedauert er, dass man in den leitenden Kreisen nichts wisse „von dem, was in böhmischer Sprache erscheint, nichts von den ausgezeichneten Männern, die sich ihrer zu höheren Zwecken bedienen, oder sind ihnen ihre Namen auch nicht ganz fremd, so kennen sie doch ebenso wenig von den Tendenzen und dem Gehalte der Schriftsteller wie von dem Inhalte und von den Wirkungen ihrer Werke, und so oft sie von einem böhmischen Buche reden hören, halten sie es im vorhinein für die todte Fehlgeburt eines krankhaft überspannten Nationalgefühls“. Er gab einen Überblick über die „geschichtliche Entwicklung der böhmischen Literatur“, deren „Verfall“, die „Wiederbelebung der böhmischen Sprache“, die „neuere böhmische Literatur“ und deren Verhältnis „zur Wissenschaft, zur Volksbildung, zum geselligen Verkehr“. Die gegen die Wiederbelebung erhobenen Bedenken und Einwendungen scheinen ihm ihren Grund zu haben in der „Unzufriedenheit mit ihren bisherigen Leistungen; Vorliebe für die Germanisierung Böhmens, Besorgnis vor den Gefahren des Panslavismus, Besorgnis vor Gefahren für die österreichische Monarchie“, und sucht sie zu widerlegen. Die Schrift erwarb dem Verfasser reiche Anerkennung im In- und Auslande.

Da er seine Aufmerksamkeit auch der Lage der Slaven in Ungarn zugewandt, schickte er seine Schrift auch Franz Aurel v. Pulszky, und daraus entwickelte sich ein Briefwechsel, der zwar zu keiner Einigung der abweichenden Ansichten führte, aber für beide ritterlichen Streiter charakteristisch ist. Der nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Brief, mit dem Thun die Discussion für geschlossen erklärte, erzwang sich so sehr die Bewunderung des Gegners, dass Pulszky es sich nicht versagen konnte, ihm noch einmal zu schreiben: „Ich kann aber nicht umhin, Ihnen mein Bedauern auszudrücken, dass Sie Ihr letztes Schreiben als nicht für die Publicität geeignet erklären, da gerade dieses ein Denkmal einer so humanen und liebenswürdigen Gesinnung ist, dass sie selbst Ihren heftigsten Gegnern Achtung und Wohlwollen abzwingt. Ebendaher biete ich Ihnen die Hand zum freundschaftlichen Drucke an; denn wenn auch die Verhältnisse in einer Lebensfrage uns, oder eigentlich die Interessen, an deren Vertheidigung wir beide gern unsere Manneskraft setzen, einander gegenübergestellt haben, so hindert dies doch nicht, dass wir vor dem Kampfe,

Digitized by Google

wie einst Glaukus und Diomedes, uns freundlich die Hand reichen: ist doch der Hauptzweck, dem wir beide unser Leben weihen, bei beiden der gleiche, nämlich die moralische und politische Erhebung der Nation, der wir angehören. Sollte Sie der Zufall einst nach Ungarn führen, so betrachten Sie mich als Ihren Gastfreund im antiken Sinne des Wortes ...“ Unter dem Titel: „Die Stellung der Slowaken in Ungarn, beleuchtet von Leo Grafen v. Thun“ (Prag, Anna Špinka, 2 Blatt und 63 Seiten) ließ Thun 1843 diesen Briefwechsel, vermehrt um einen „Überblick“, erscheinen, nachdem die Briefe bereits in der „Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn“ (Leipzig, Wigand) erschienen waren. Den letzten Brief, den Thun selbst als Fehdebrief erklärte, und die Antwort Pulszkys hat erst jetzt Helfert[44]) aus den Thunschen Papieren veröffentlicht. Einige Aufsätze zur Slavenfrage erschienen auch in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ aus der Feder Thuns, und die Erfahrungen, die er im praktischen Dienst infolge der Vernachlässigung der böhmischen Bildung und Sprache machte, „was bloß jene nicht sahen oder nicht sehen wollten, die von oben herab damit zu thun hatten, und von denen es abhieng, diesem Stand der Dinge eine Wendung zum Besseren zu geben“, gaben ihm Anlass zu einer Denkschrift „Über die Beziehungen des Wiederauflebens der böhmischen Sprache zu der österreichischen Regierung,“ die er 1842 maßgebendenorts einreichte.

Auch die Hebung des heimischen Schulwesens und die Grundsätze, nach denen es eingerichtet sein sollte, beschäftigte ihn, und wie ein Aufsatz aus dem Jahre 1838 zeigt, lauteten seine Forderungen dahin: „Kindern, die keine andere Sprache können, werde der Unterricht ausschließend böhmisch ertheilt; sollen sie deutsch lernen, so geschehe dies mittelst der böhmischen Sprache; man sorge für Lehrer, die ihrer Muttersprache vollkommen mächtig sind.“ Seine materielle Unterstützung ermöglichte es für die (S. 22) erwähnte Anstalt, in der den Kindern auch Unterricht ertheilt wurde, ein eigenes Haus anzukaufen. Eine wichtige Voraussetzung für diese Bestrebung war aber die Schaffung eines tüchtigen Lehrerstandes; mit Eifer betheiligte sich daher Leo Thun an der Errichtung der Anstalt zur vollständigeren Ausbildung der Lehramtscandidaten für Volksschulen. Die Anregung war aus dem Kreise des böhmischen Lehrerstandes selbst ausgegangen. Lehrer Weichselmann zu Eger hatte einen Plan ausgearbeitet, Humanitätsprofessor Zimmermann in Prag einen zweiten; Weichselmann legte später einen verbesserten Entwurf vor, eine Anzahl böhmischer Cavaliere und Kirchenfürsten hatten Beträge gezeichnet, und am 2. September 1844 wurde mit a. h. Entschließung der Plan einer „Privatanstalt zur Ausbildung von Volksschullehrern“ genehmigt. Allein mit der Abreise Thuns nach Wien gerieth die Sache vollends ins Stocken.

Digitized by Google

Leo Thun war unterdes schon lange im praktischen Dienste in mannigfachen Zweigen thätig gewesen. 1836 war er beim Prager Criminalgerichte eingetreten, machte dann nach einer mit vorzüglichem Erfolge abgelegten Richteramtsprüfung aus dem Criminaljustizfache seine fiscalamtliche Conceptspraxis durch und brachte, nachdem er auch in der Richteramtsprüfung im Civiljustizfache „vorzügliche Fähigkeiten" bewiesen hatte, am 14. December 1839 sein Majestätsgesuch „um allergnädigste Verleihung einer überzähligen Auscultantenstelle bei dem k. k. böhmischen Landrechte" ein; am 8. Jänner 1840 erfolgte die genehmigende a. h. Entschließung, und am 15. legte er in voller Rathssitzung den Diensteid ab.

Schon als er den Entschluss fasste, sich dem öffentlichen Dienste zu widmen, hatte er die künftige Civilpraxis im Auge, und wenn ihn auch seine Neigung, wie er seinem Pariser Freunde Toqueville in einem Schreiben bekannte, zur Justiz zog, da ein politischer Posten unter einer Regierung, mit deren System er sich nicht befreunden könne, für ihn nichts Lockendes, vielleicht sogar etwas Bedenkliches habe, so konnte er doch nicht leugnen, dass die Verwaltung von viel größerer Bedeutung und Wichtigkeit sei; er sei bereit, fügt er hinzu, sich, da sein letztes Ziel dahin gehe, so viel als möglich zu lernen, in anderen Provinzen verwenden zu lassen, allein die Zeit seiner Hauptthätigkeit wolle er Böhmen widmen.

Von seiner gründlichen Vorbereitung für alle Zweige des Staatsdienstes zeugen eine große Anzahl Studien und Aufsätze über einzelne Fragen sowie Auszüge aus durchstudierten Werken[45]); daneben versäumte er nicht, seine philosophischen und literarischen Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen, und wie gewissenhaft er dabei verfuhr, zeigen Aufzeichnungen, die er darüber führte. Mit den gelehrten Kreisen Prags stand er in engen Beziehungen, so betheiligte er sich an den wöchentlichen Zusammenkünften bei Exner, an denen P. Schneider, Realschulprofessor Doppler, Humanitätsprofessor Zimmermann theilnahmen. Er empfand es als eine große Auszeichnung, „von diesen Matadoren" empfangen zu werden und aus den Besprechungen, die in der Regel einen oder den anderen Zweig der Philosophie betrafen, eine „Art von Belehrung" schöpfen zu können." [46]) Besonders an Exner hieng er mit warmer Verehrung und blieb mit ihm auch während der folgenden Jahre in brieflicher Verbindung. Die geistige Bewegung, die von dem geistvollen Bernhard Bolzano ausgieng, erfasste auch ihn, wie aus seinem Briefwechsel mit seinem englischen Freunde Hope[47]) hervorgeht, gegen dessen ablehnende Haltung er bis zu einem gewissen Grade die Berechtigung, der Vernunft in Glaubenssachen ein Recht einzuräumen, vertheidigte.

Digitized by Google

Bereits im Jahre 1837, als das Übel im Knie bis auf einen kurzen Rückfall überwunden war, hatte Thun das Unglück, dass das Hörvermögen im rechten Ohr bedenklich abnahm; trotz mehrfacher, zum Theil schmerzlicher ärztlicher Eingriffe trat bald gänzliche Taubheit ein.

Den politischen Dienst begann Leo Thun beim böhmischen Landrecht. Nach einer am 16. Juni 1841 aus der politischen Gesetzeskunde und dem Strafgesetzbuch, II. Theil: „Über schwere polizeiliche Übertretungen", mit vorzüglichem Erfolge abgelegten Prüfung erhielt er das „Wahlfähigkeitsdecret zu Magistratsstellen in königlichen und anderen Städten"; mit a. h. Entschließung vom 27. November 1841 wurde ihm „aus besonderer Gnade" eine überzählige unbesoldete Rathsprotokollistenstelle beim k. k. böhmischen Landrecht verliehen. Mit a. h. Entschließung vom 11. Juni 1842 zum überzähligen und unbesoldeten Kreiscommissär ernannt, wurde er zunächst dem Kouřimer Kreisamt, das seinen Sitz in Prag hatte, zugewiesen, nach zwei Monaten jedoch zu dem Rakonitzer nach Schlan und mit Decret vom 2. Juni 1843 zum Königgrätzer Kreisamt übersetzt. Sowohl in Rakonitz als in Königgrätz hatte er zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten gewirkt; sein Vorgesetzter in Rakonitz erklärte, ihn „mit Bedauern" scheiden zu sehen, er sei seinen Amtsobliegenheiten „mit Auszeichnung" nachgekommen; er habe „vorzügliche dienstliche Eigenschaften, fleckenlose Moralität, wahre werkthätige Religiosität, geraden, biederen Sinn" bei jeder Gelegenheit bekundet; ebenso wurde ihm beim Scheiden in Königgrätz „volle Anerkennung" seiner „ausgezeichneten Dienstleistung" von seinem Chef ausgesprochen. In der letzteren Stellung wurde er auch wegen der Verdienste, die er sich um das Gemeinwesen in Trautenau erworben, zum „Ehren-Hauptmann" des dortigen Schützencorps ernannt.

Mit a. h. Entschließung vom 8. Februar 1845 wurde Thun zum unbesoldeten Secretär bei der niederösterreichischen Landesregierung ernannt, fand jedoch seine Verwendung nicht bei dieser, sondern bei der Vereinigten Hofkanzlei, und zwar zuerst im illyrischen Departement. Er suchte gleich einen „Meister" für das Illyrische und arbeitete sich mit größtem Eifer in die ihm fernliegenden, unbekannten Verhältnisse ein; später war er beim Gemeindedepartement thätig, wo er neue Studien machte. Er erlebte jedoch bei den geistlos-mattherzigen Zuständen in der Hofkanzlei manche bittere Enttäuschung, indem die eingehenden Vorschläge, die er über wünschenswerte Änderungen und Besserungen mühevoll ausgearbeitet, einfach ad acta gelegt wurden; einen Trost hatte er nur daran, dass die Bemühungen älterer Beamten auch keinen besseren Erfolg hatten.

Digitized by Google

In Wien pflog Thun neben ausgedehntem Verkehr in den Kreisen der Aristokratie Umgang mit verschiedenen Kreisen, die „anregend und auffrischend auf ihn wirkten“, so bei Baron Clemens Hügel, „einem hochgebildeten, geistvollen Mann“, der Herren bei sich zu empfangen pflegte, darunter strebsame jüngere Leute seines Staatsarchivs, so dass es da immer anregende Gesellschaft gab, bei dem jüngeren Baron Sommaruga, dessen „Connexionen junge, freisinnige, geistreiche Beamte, zum Theil Freunde von Professor Exner, Bolzano u. a.“ waren, namentlich wird unter diesen hervorgehoben „ein junger Doctor Bach und Professor (Leopold) Neumann, polnischer Abkunft und slavischer Gesinnung“. In den juridisch-politischen Leseverein, dessen Mitglieder die meisten dieses Kreises waren, beschloss er einzutreten. Das Burgtheater und wohl auch die Oper wurden fleißig besucht; über die gesehenen Schauspiele theilt Helfert[48]) aus den Aufzeichnungen Thuns einige interessante Urtheile mit, die ihn auch in literarischen Dingen als selbständigen und geschmackvollen Beurtheiler erscheinen lassen.

Obwohl Thuns Gesichtskreis bei diesen Anregungen und diesem Verkehr sich bedeutend erweiterte und ihn in Wien mehr der österreichische Gedanke zu beherrschen begann, so blieb er doch auch hier zunächst Böhme, „er war Österreicher im besten Sinne des Wortes, aber er war dies als Böhme“ [49]), und so beschäftigte ihn auch in Wien sein Interesse für die nationalen Fragen und besonders die slavische Literatur, mit deren Vertretern er theils persönlich, theils durch schriftlichen Verkehr in Berührung trat; die alten Beziehungen wurden natürlich lebhaft unterhalten.

Unterdessen war das Jahr 1846 herangekommen und mit ihm die Revolution in Galizien, das sich schon lange in politischer Gährung befand. Um die Ordnung im Lande wieder herzustellen, wurde der Gouverneur in Mähren, Graf Rudolf Stadion, als außerordentlicher, bevollmächtigter Hofcommissär dahin entsendet. [50]) An demselben Tage, an dem Thun davon erfuhr, hatte er sein Gesuch um die Stelle eines Hofsecretärs überreicht: er stellte sich daher für Galizien zur Verfügung. „Von dem Resultate der Mission (Stadions).“ schrieb er seiner Lieblingsschwester Juža, „hängt das Glück oder Unglück Galiziens und die Ehre der Monarchie nicht weniger ab, als es schien, dass sie von dem Feldzuge, zu dem es gar nicht mehr kam, abhängen werde. So gut es also in der Ordnung war, dass sich zu jenem Feldzuge Freiwillige meldeten, ebenso und noch mehr scheint es mir in der Ordnung, dass man gleiche Bereitwilligkeit zeige, jetzt der Regierung zur Pacification des Landes seine Dienste anzubieten.“

Digitized by Google

Stadion, dem er seine Bereitwilligkeit mitgetheilt, hatte ihm zugesagt, dass er ihn „wahrscheinlich“ mitnehmen werde, und am 22. Juli empfieng Thun die Weisung des Obersten Hofkanzlers Grafen Inzaghi, Graf Stadion habe den Wunsch geäußert, dass der „Herr Regierungssecretär“ ihm für seine Mission als Hilfsarbeiter beigegeben werde; im Vertrauen auf seinen bisher bewiesenen Diensteifer und auf seine Geschäftsgewandtheit sei er vom Dienste bei der Hofkanzlei enthoben und habe die Reise nach Galizien anzutreten.

Thun hatte sich, als ihm die Aussicht winkte, nach Galizien zu gehen, sofort um einen Lehrer des Polnischen umgesehen, und er benützte die erste Zeit seines Aufenthaltes im Lande, eifrig diese Sprache sowohl als die ruthenische, in der er sich auch in die Geheimnisse der ihm fremden Schriftzeichen zu vertiefen hatte, zu erlernen; dass er sich auch mit den Einrichtungen und Gewohnheiten des Landes so gut als möglich vertraut zu machen suchte, ist bei dem Ernste, mit dem er seine Obliegenheiten aufzufassen gewohnt war, selbstverständlich. Der Arbeit gab es genug. Aber Graf Rudolf Stadion war der ihm gestellten Aufgabe nicht völlig gewachsen, obwohl er sich bemühte, sie zu erfüllen. Zunächst wurde „im Interesse der öffentlichen Ruhe und im Interesse der Dominien“ eine provisorische Landes-Sicherheitswache organisiert und wurden kreisamtliche Expondituren errichtet. Die Durchführung dieser Aufgaben gab Thun[51]) Gelegenheit, durch Reisen das Land und seine Verhältnisse kennen zu lernen, und er benützte sie nicht bloß „zur theoretischen Bereicherung seiner Kenntnisse, sondern diese in seinem Berufe zu Nutz und Frommen des allgemeinen Besten praktisch zu verwerten und zu verwenden“, indem er auf Mittel und Wege zur Abhilfe erkannter Übelstände bedacht war. Am 10. October wurde er „zum überzähligen unbesoldeten Hofsecretär der Vereinigten Hofkanzlei mit vorläufiger Dienstleistung bei der außerordentlichen Hofcommission für Galizien“ ernannt. Als er am 28. November das Decret des Obersten Kanzlers erhielt, laut welchem er zum Dienste bei der Vereinigten Hofkanzlei wieder einzurücken habe, stellte Stadion seiner „gediegenen Geschäftskenntnis“, seinem „Eifer für alles Gute“ sowie den „ausgezeichneten Eigenschaften“ seines Charakters das glänzendste Zeugnis aus. Aber auch im Lande, in welchem er sich volles Vertrauen erworben hatte, sah man ihn ungern scheiden. Nach seiner Rückkehr war er, wie es scheint, dem galizischen Departement zugetheilt.

In diese Zeit seines zweiten Aufenthaltes in Wien fällt auch eine bedeutsame Änderung in seinen Verhältnissen. Thun hatte schon seit

Digitized by Google

Jahren im Hause des Grafen Karl Clam-Martinitz [52]) verkehrt, mit dem älteren Sohne Graf Heinrich Jaroslav verband ihn innige Freundschaft; am 30. März 1847 verlobte er sich mit der älteren Tochter Karoline, zu der er schon seit langer Zeit tiefe Neigung gefasst hatte. Am 14. October wurde der Bund, der „auf der gegenseitigen tiefen Sympathie ihres Seelen- und Geisteslebens" gegründet war, geschlossen. Wie sehr Gräfin Karoline den edlen Charakter ihres Verlobten schon lange erkannt und geschätzt hatte, bestätigt ein Brief, der ebensosehr ein beredtes Zeugnis ihres feinfühlenden, hochsinnigen Wesens ist, wie er ein glänzendes Bild des Menschen Leo Thun entwirft; es ist dies ein Brief, den die Witwe, die nur der Erinnerung an ihren großen Gatten lebt, an Helfert [53]) gerichtet hat. Sie führt einen Gedanken, den die Schwester Thuns, Gräfin Juža, „die ihren Bruder so inniglich liebte und hoch verehrte", ihr nach der Verlobung geschrieben hatte, „dass bei unserem Leo alle Tugenden, die sich sonst entgegenstehen, vereint sind", durch und fährt dann fort: „Ich habe nicht erst im höheren Alter, wo sich sein Wesen immer schöner, ich möchte fast sagen, verklärte, sondern schon in der Jugendzeit oft und oft Äußerungen seines inneren Lebens und seiner Seelenstimmung vernommen, die mir zur höchsten Erbauung, zum Vorbild wurden." . . . „Es war ihm fremd und unsympathisch, anderen etwas übel zu nehmen;" sie schließt mit einigen kleinen Beweisen seiner „Großherzigkeit und überhaupt des jede Kleinlichkeit ausschließenden großen Zuges in seinem Wesen".

Unterdessen war zur Ordnung der Verhältnisse in Galizien der geniale Staatsmann Graf Franz Stadion, bis dahin Gouverneur des Küstenlandes, zum Gouverneur von Galizien ernannt worden. Thun hatte beschlossen, sich um einen sicheren Posten zu bewerben, und stellte sich Stadion nach seiner Ankunft in Wien vor. Dieser empfieng ihn, obwohl er sonst für niemanden zugänglich war, sofort in freundlicher Weise und sagte, als Thun seine Bewerbung vorgebracht, er habe ihn dazu auffordern wollen, weil er ihn um des Dienstes willen jetzt in Galizien angestellt zu sehen wünsche. „Thun erkannte Stadion ‚in der vollen Einsicht der außerordentlichen Schwierigkeit seiner großen Aufgabe', aber auch ‚voll entschlossener Thatkraft und Vertrauen in die siegende Kraft guten Willens und gewissenhafter Einsicht'." Am 30. October wurde Thun zum Gubernialrath bei der galizischen Landesstelle ernannt, und im November traf er mit seiner jungen Gattin in Lemberg ein. Die Behaglichkeit seiner Häuslichkeit wurde noch erhöht, als auch sein Freund und Schwager Heinrich, der der Landesstelle zur Dienstleistung zugewiesen wurde, anfangs 1848 in Lemberg eintraf und in demselben Hause eine Wohnung fand.

Digitized by Google

Doch die Ereignisse des bewegten Jahres warfen ihre Schatten voraus, und als die Nachrichten der Wiener Märztage in Lemberg eintrafen, war die Stadt in hellem Aufruhr; zwar gelang es Stadion, durch Festigkeit und Energie der gesetzmäßigen Gewalt zum Siege zu verhelfen — er hatte die geforderte allgemeine Bewaffnung nicht gewährt, aber auch Gewalt nicht angewendet —, jedoch die Bewegung griff im Lande immer mehr um sich, und Thun hatte eine dringende Mission in einige Kreisstädte Ostgaliziens erhalten. Angesichts der unsicheren Zustände veranlasste er seine Frau, zu ihrer Mutter nach Wien zu reisen, er selbst begab sich nach Stanislau, um im Namen des Gouverneurs sogleich die nothwendigen Anordnungen zu treffen, um dem Gesetze volle Geltung zu verschaffen. „Als Zweck, der erreicht werden müsste, bezeichnete Stadion: völlige Entwaffnung der Nationalgarde, die sich eigenmächtig gebildet habe; Entwaffnung jener, welche dem ergangenen Verbote zum Trotz ihre Waffen bisher nicht abgelegt haben; Ausweisung aus der Stadt aller solcher, die sich dort, ohne Geschäfte zu haben, nur zu dem Zwecke eingefunden haben, um zur Bildung der Nationalgarde beizutragen." „Thun hatte hier zum erstenmale Gelegenheit, wilden Zuständen und Stimmungen gegenüber die ganze Festigkeit seines Willens und die Unbeugsamkeit seines Charakters zu entfalten." Ähnliche Missionen wie in Stanislau hatte er in Zloczow, Zaleszczyki und Tarnopol zu erfüllen. [54]) Hier erhielt er am 17. April die Nachricht, dass er als Gubernialpräsident mit gleichzeitiger Ernennung zum wirklichen Geheimen Rath nach Prag berufen sei. Zum Statthalter war Erzherzog Franz Josef bestimmt worden; doch kam man davon bald wieder ab, so dass eigentlich Thun Statthalter war. Die Veranlassung zu dieser Berufung ergibt sich aus dem von Pillersdorf und Ficquelmont am 10. in Wien ausgefertigten Decret, wo Pillersdorf Gelegenheit nimmt, das vollste Vertrauen auszusprechen, dass Thun mit seiner während seiner Dienstleistung bei der Vereinigten Hofkanzlei bewährten Einsicht, Ehrenhaftigkeit und genauesten Kenntnis der Zustände Böhmens Pillersdorf in seinem Bestreben, die Constitution des Vaterlandes zum wahren Wohle der Völker Österreichs auszuführen, thätigst unterstützen und ihn durch das Band gegenseitigen Vertrauens in den Stand setzen werde, den hochherzigen Gesinnungen Thuns für das Wohl seines Vaterlandes kräftigen Vorschub zu geben. Stadion sprach ihm in dem Enthebungsschreiben vom 15. „für die in jeder Beziehung ausgezeichnete dienstliche Verwendung den innigsten Dank und die vollste Anerkennung" aus. So sehr es seinem stets gehegten Wunsche entsprach, in Böhmen zu wirken, entfuhr Thun dennoch jetzt der Seufzer: „Wie viel lieber hätte ich noch ein paar Jahre unter Stadion gewirkt!" Und wie er sich der

Digitized by Google

Schwierigkeit der Aufgabe, vor die er gestellt ward, bewusst war, beweist ein für ihn so charakteristischer Ausspruch, den er that, als er den Ruf seines Kaisers erhielt: „Wahrlich, in dieser Zeit arger Verwirrung kann doch niemand, dem der Eid des Staatsbeamten heilig ist, danach lüstern sein, einen solchen Posten zu übernehmen.“ [55])

Thun trat sein Amt in Prag „zu einer Zeit an, als infolge der Feigheit und Lethargie Rudolf Stadions der Boden tief aufgewühlt, die Massen erregt und anarchische Zustände angebrochen, die Gemüther besonders dadurch ergrimmt waren, dass Fürst Windischgrätz, gegen welchen die Wiener Protest eingelegt hatten, zum Militärchef eingesetzt worden war; gegen diesen war ausschließlich die Prager Junibewegung gerichtet. Der halbrevolutionäre, von der Wiener Regierung halb anerkannte Nationalausschuss stand unter dem Einflusse der Straße und der ganz undisciplinierten Gallerie. Die Straße war erregt, die Emeuten drängten sich, die Behörden waren lahm — ‚in diesen Zuständen übernahm Thun aus den behandschuhten, parfumierten Händen Stadions die Zügel der Regierung‘. Ein öffentlicher Anschlag, welcher die Verhängung des Standrechtes in unmittelbare Aussicht stellte, brachte dem Volke Kenntnis von dem Amtsantritte Thuns.“ [56])

Bei der Übernahme des Präsidiums im Nationalausschusse durch Thun tauchten Gerüchte von beabsichtigten Demonstrationen auf, so dass die Nationalgarde zur Verhütung von Excessen aufgeboten wurde. Graf Thun trotzte jedoch der Gefahr, mit festem Schritte betrat er den Saal und befahl persönlich der massenhaft ausgerückten Garde, abzuziehen. Sein Muth imponierte der allerdings Böses im Schilde führenden Gallerie, und keine Sitzung verlief ruhiger als diese. Dieselbe Festigkeit und Unbeugsamkeit zeigte er bei Ausbruch der Junirevolution. Muthig eilte er ohne Begleitung an den Platz, wo eben der Kampf begonnen hatte; von Proletariern erkannt und insultiert, wurde er durch einen Studenten geschützt und in das Clementinum geführt, wo die Studentenschaft, sich verbarricadierend, den Grafen zum Gefangenen machte, um in seinem Besitze Garantien für die eigene Sicherheit und den gütlichen Ausgang des Kampfes zu finden. Fürst Windischgrätz ließ die Barricaden bombardieren. Aber obwohl von den Barricaden herab und von einer an den Fürsten Windischgrätz entsendeten Studentendeputation gedroht wurde, den Grafen aufzuhängen, wenn mit Militärgewalt eingeschritten würde, verweigerte Thun jedes Zugeständnis mit eiserner Standhaftigkeit und erklärte einer Deputation des Stadtrathes, die sich in der Nacht bei ihm einfand, um seine Intervention beim Fürsten zu erbitten, sich als Gefangener an keiner Verhandlung betheiligen zu

Digitized by Google

können. Seine Unerschütterlichkeit imponierte den jungen Leuten, die ihn bewachten und zugleich beschützten. Auch die Gemahlin Thuns, die im Gouvernementspalast gefangen gehalten wurde, wies allen Drohungen zum Trotz die an sie gestellte Zumuthung muthig zurück, durch einen ihr vorgelegten Brief ihren Gemahl zur Unterzeichnung gewisser Bedingungen zu bestimmen. Durch die ernste Antwort, die Windischgrätz einer Studentendeputation gab, und eine Rede Franz Palackýs an die aufgeregten Studenten erlangte der Graf seine Freiheit wieder. An Palackýs Arm verließ er seine Haft und rief den Studenten zu, er gehe, doch ohne Bedingung, ohne irgend eine Verpflichtung, er mache durchaus kein Zugeständnis. Palacký erwiderte ihm, die jungen Leute hätten auch nichts von ihm verlangt, er aber erwarte vom Grafen, dass er sich nicht rächen werde. „Ich räche mich niemals," war Thuns edle Antwort. Und er hat Wort gehalten, er hat sich nicht gerächt, ja soll er sogar später „das den Studenten früher durch kaiserliches Wort verheißene Recht, Vereine zu bilden", warm bevorwortet haben, er, den die Studenten gefangen gehalten hatten.

Durch die Juniereignisse war jedoch seine Stellung, in der er durch sein Bestreben, sich mit Unbefangenheit über den Parteien zu halten, eben dadurch von beiden Parteien, den Czechen und den Deutschen, als Verräther an ihrer Sache angesehen wurde, unhaltbar geworden, und die Wiener Regierung ließ ihn fallen[57]. Am 22. Juli meldete die „Wiener Zeitung": „Se. k. k. Majestät haben die vom Ministerium beantragte Enthebung des Grafen Leo Thun von der Stellung als Gubernialpräsident in Böhmen genehmigt." Thun lebte nun als Privatmann meist in Prag. Seine Bemühung, ein Reichstagsmandat zu erhalten, schlug fehl[58], und so widmete er sich ganz schriftstellerischen Arbeiten. Nachdem er in zwei Flugschriften[59] seine Erlebnisse in der Pfingstwoche dargestellt, schrieb er eine durchaus in gemäßigtem und versöhnlichem Sinne gehaltene Schrift zur Nationalitätenfrage, und zwar, wie die eben genannten, in böhmischer und deutscher Sprache.[60] Bevor sie jedoch im Druck erschien, wurde er mit a. h. Handschreiben vom 28. Juli 1849 zum Minister des Cultus und Unterrichts ernannt.[61] Damit begann ein neuer Abschnitt voll rastlosen Schaffens, aber auch voll der schönsten Erfolge im Leben Leo Thuns und in der Geschichte der obersten Unterrichtsverwaltung, der bis zum 20. October 1860 dauerte. Anfang und Ende bedeuten für beide, den Minister und das von ihm geleitete Ministerium, einen wichtigen Einschnitt, indem am 20. October nicht nur Graf Leo Thun seine Thätigkeit als Minister beschloss, sondern auch das Ministerium selbst bald darauf als solches zu bestehen aufhörte.

Digitized by Google

VII.

Graf Leo Thun als Minister.

Als Graf Leo Thun am 22. August 1849 die Leitung des Ministeriums für Cultus und Unterricht übernahm, fand er das Feld durchaus nicht brach liegen. Wie aus den oben angegebenen Daten über die Thätigkeit während der Zeit von der Errichtung des Ministeriums bis zur Ernennung Thuns hervorgeht, war dieselbe außerordentlich rege; aber es waren doch nur vorbereitende Schritte, die gethan waren: die eigentliche Arbeit harrte noch der Durchführung. Der reichen Begabung, dem eindringenden Wissen, der Energie und Thatkraft Thuns eröffnete sich somit ein ebenso weites als reichen Ertrag verheißendes Arbeitsfeld. Im Rathe der Krone als Vertreter eines so wichtigen Ressorts zu wirken, musste ihm wohl zur Befriedigung gereichen. Wie er jedoch über die damit übernommenen Pflichten gedacht haben mag, darf man wohl aus einer für sein ganzes Wesen so bezeichnenden Äußerung schließen, die sich in einem Schreiben aus dem Jahre 1846 findet: „Ich bilde mir nicht ein, jedenfalls zum Minister prädestiniert zu sein. Wenn auch mich manchmal nicht übel danach gelüstet, so sage ich mir doch nach jeder ernsten Selbstprüfung: nicht danach zu streben, dass ich es werde, ist meine Pflicht, sondern nur danach, dass ich, falls mir Gott etwas dergleichen beschieden haben sollte, mich dazu so brauchbar als möglich mache.“

Aber auch die Zeiten hatten sich bedeutend geändert und waren für ein gedeihliches, ruhiges Wirken die denkbar günstigsten geworden. In den Märzstürmen des Jahres 1848 war das alte System des geistigen Druckes und der Bevormundung, der hermetischen Abschließung Österreichs gegen jeden freien Hauch, der von außen kommen könnte, endgiltig zugrunde gegangen, und daran konnte trotz aller folgenden Ereignisse nichts geändert werden. Seit dem 2. December 1848 stand aber an der Spitze des Staates ein jugendlich kräftiger Monarch, der in sich selbst die ausgegebene Losung der „Verjüngung Österreichs“ auf das schönste und glückverheißendste verkörperte. Und auf welchem Gebiete musste und konnte dies vollständiger durchgeführt werden, als auf dem des öffentlichen Unterrichtes!

Von dem ernsten Eifer, mit dem sich Graf Leo Thun den Agenden seines Ressorts widmete, gewinnt man wohl schon durch die Einsicht in die Acten eine rechte Vorstellung. Seiner Art, den Dingen auf den Grund zu gehen, getreu, unterzog er alle nur einigermaßen bedeutenderen Stücke der genauesten Durchsicht; die meisten zeigen Spuren dieser eingehenden Revision, nicht wenige haben durch seine Änderungen eine andere Gestalt gewonnen, und nicht selten wurde das ursprüngliche Concept durch ein

Digitized by Google

von ihm neu geschriebenes ersetzt. Aber damit ist die Sache nicht erschöpft. Denn das Meiste — und sein Interesse erstreckte sich bis auf das scheinbar Unbedeutende — wurde in mündlichen Erörterungen erwogen, so dass verhältnismäßig nicht so viel geschrieben wurde. Unter allen Agenden wandte jedoch Thun mit besonderer Vorliebe seine Thätigkeit dem mittleren und höheren Unterricht zu, daher führte auch die Thunsche Ära auf diesen beiden Gebieten die größte Umgestaltung herbei.

Und die Begeisterung, mit der der Minister sich an die Durchführung der großen Aufgaben machte, erfasste den ganzen Beamtenkörper; mit einer so beispiellosen Raschheit wurden die geeigneten Maßnahmen[62]) getroffen, dass in kurzer Zeit nicht nur der Grund gelegt, sondern auch der Ausbau des Gebäudes vollendet und das Werk gekrönt werden konnte. Für die Mittelschulen wurde durch eine Prüfungsordnung für die Heranbildung eines tüchtigen Lehrerstandes gesorgt und durch den „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich", gewöhnlich kurzweg „Organisationsentwurf" genannt, ihnen eine Gestaltung gegeben, die nicht nur den Bedürfnissen der Zeit genügte, sondern für alle Zukunft eine Grundlage schuf, die nicht nur allen Anstürmen bisher siegreich widerstanden hat, sondern je mehr sie sich einlebt, umso größere Gewähr dauernden Bestandes bietet. Hat doch dieser Entwurf, der eben darum ein unvergängliches Werk ist, weil er nicht Erstarrung beabsichtigt, sondern die Keime lebensvoller Fortentwicklung in sich birgt, in der Entwicklungsgeschichte des Mittelschulwesens der jüngsten Zeit über die Grenzen seines eigentlichen Wirkungskreises hinaus die verdiente Anerkennung gefunden! Die Einführung dieses Entwurfes der kaiserlichen Genehmigung (September 1849) empfohlen und nach seiner Erprobung für ihn die a. h. Sanction (1854) erwirkt zu haben, wäre an sich ein bleibendes Verdienst. Aber Graf Leo Thun begnügte sich nicht damit: es wurden nicht nur durch eine Anzahl Verordnungen erst die Voraussetzungen für das Einleben der neuen Institution geschaffen, sondern als für die in der kaiserlichen Sanction für das Jahr 1858 vorgeschriebene Revision Vorschläge auftauchten, die das Ganze in Frage stellen mussten, da säumte er nicht, mit einer nicht genug zu rühmenden, in seinem innersten Wesen gegründeten und der Sache am meisten förderlichen Objectivität die Revisionspläne bekannt zu machen und zur öffentlichen Discussion aufzufordern; diese hat denn auch die Gefahr beseitigt.

Ein Übelstand, der trotz aller früher darauf verwendeten Mühe nicht hatte behoben werden können, weil er im Wesen des früheren Studiensystems begründet war, waren die Lehrbücher, die „ein Spott von ganz Deutschland geworden waren"; auch hierin wurde Wandel geschaffen. Nachdem zunächst durch Einführung bewährter, in Deutschland durch

Digitized by Google

langjährige Übung erprobter Lehrmittel dem unmittelbaren Bedürfnisse abgeholfen war, wurden Einleitungen getroffen, die die Lehrerschaft zur Abfassung neuer Lehrbücher, die ganz den heimischen Bedürfnissen entsprächen, anregten, und bald entstand eine Literatur, die nicht nur im Vergleich zur früheren eine treffliche genannt werden muss, sondern durch eine Anzahl Bücher von bleibendem Werte für alle Zeiten ein ehrendes Zeichen des rühmlichen Strebens der Lehrerschaft und der Anregungen gibt, die sie erfuhren. Großen Antheil daran hatte die vom Ministerium geschaffene „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“, die nach allen Richtungen hin aufklärend, belehrend und anregend wirkte.

Und wie der mittlere Unterricht, erfuhr auch der an den Hochschulen in allen seinen Zweigen eine gründliche Umgestaltung. Die Organisation der akademischen Behörden wurde in einer Weise geregelt, dass die Freiheit der inneren Verwaltung der Universität, dieses Palladium der deutschen Hochschulen, dem sie ihre großartige Entwicklung verdanken, ebenso gewahrt wurde, wie der Behörde der ihr zustehende Einfluss gesichert ward. Durch eine neue Studienordnung und Disciplinarvorschrift sowie die Einführung von Collegiengeldern wurde die verheißene Lern- und Lehrfreiheit zur That; aber auch die Stellung der Hochschullehrer wurde durch Regelung der Gehaltsfrage gesichert. Durch genauere Bestimmungen über die Stellung, Rechte und Pflichten der Privatdocenten wurde für den Nachwuchs akademischer Lehrer vorgesorgt und diese wichtige Institution innerlich gefestigt. Die Errichtung von Seminarien an den Universitäten, sowie die Einführung einer neuen Prüfungsvorschrift schufen die Vorbedingungen für die Heranbildung eines tüchtigen Mittelschullehrerstandes. Die Gründung des Instituts für österreiche Geschichtsforschung, das allmälig zu einem Musterinstitut dieser Art wurde, bereitete den Boden nicht nur für fruchtbringende Studien auf dem Gebiete vaterländischer Geschichte, sondern auch für die lebhafte Betheiligung Österreichs an den grossen Aufgaben der deutschen Geschichtsforschung. Den Bedürfnissen des Staates für die Heranbildung eines tüchtigen Beamtenstandes wurde durch Anordnungen über die Staatsprüfungen für die Studierenden der Rechts- und Staatswissenschaften entsprochen. Aber nicht nur das weltliche, sondern auch das theologische Studium bedurfte einer gründlichen Reorganisation, und es erhielt sie, und zwar wurden nicht nur die theologischen Studien an den Facultäten und den Diöcesan- und Klosterlehranstalten geregelt, sondern es erhielt auch die evangelisch-theologische Lehranstalt durch eine Studienordnung und Disciplinarvorschrift die feste Gliederung einer Facultät.

Die eigenartigen Verhältnisse Ungarns und der italienischen Provinzen fanden ebenso ihre eingehende Würdigung wie die der deutsch-slavischen

Digitized by Google

Länder. In Ungarn wurde nicht nur das Mittelschulwesen neu gestaltet und die Universität Pest neu organisiert, sondern auch das Institut der Rechtsakademien neu geregelt und erweitert; im lombardisch-venetianischen Königreiche wurde das gesammte Unterrichtswesen neu organisiert.

Aber die Fürsorge des Ministeriums erstreckte sich auch auf die technischen Institute, die erst dadurch, dass die Habilitierungsvorschrift auch auf sie ausgedehnt und eine neue Studien- und Disciplinarordnung geschaffen wurde, sowie insbesondere dadurch, dass die Aufnahme in dieselben an Bedingungen geknüpft ward, die eine geeignete Vorbildung der Studierenden bezweckte, zu Hochschulen ausgestaltet wurden. Und wie die Gymnasien als Vorstufe der Universitäten, so fanden auch die Realschulen als Vorschulen der technischen Lehranstalten grössere Beachtung; allerdings blieb es erst einer späteren Zeit vorbehalten, auf diesem Gebiete eine gründliche Neugestaltung vorzunehmen. Aber wie die Gymnasien nicht nur für den Besuch der Universität vorbereiten, sondern eine abgeschlossene allgemeine Bildung vermitteln sollten, so hatten auch die Realschulen neben ihrer Aufgabe als Vorbereitungsschulen für die technischen Lehranstalten auch für die praktischen Bedürfnisse des Gewerbslebens zu sorgen. In Anerkennung dieser Wichtigkeit wurde nicht nur eine Vermehrung der Realschulen, sondern auch ein Plan zur Erweiterung des gewerblichen Unterrichtes der kaiserlichen Sanction unterbreitet. Es sollte den Bedürfnissen des Gewerbestandes, der durch die große Umwälzung auf dem Weltmarkte, durch Ausbildung der Technik in den Stand gesetzt werden musste, in allen Zweigen der Industrie die Concurrenz mit dem Auslande zu bestehen, durch Vermehrung und Hebung der mit den Realschulen verbundenen Handwerker-, Sonntags- und eigentlichen Fachschulen entsprochen werden. Gerade dieser Seite des Gegenstandes wandte Graf Thun sein besonderes Interesse zu und, der betreffende Vortrag an den Kaiser muss als grundlegend bezeichnet werden.[63]) Es war dies der Beginn der Organisation eines hervorragenden Zweiges der Unterrichtsverwaltung, dessen Ausgestaltung eine der bedeutendsten Errungenschaften der neuesten Zeit ist.

Durch Errichtung von nautischen Schulen und Reorganisierung des nautischen Unterrichtes wurde den besonderen Bedürfnissen Dalmatiens und den Interessen des Reiches Rechnung getragen.

Die Volksschulen erfuhren zwar keine durchgreifende Neugestaltung, doch wurde durch eine sehr große Zahl von Verfügungen der Volksschulunterricht gehoben und die Lehrerstellung und vor allem die Lehrerbildung bedeutend gebessert; die Schulen in Wien erfuhren eine neue Organisierung.

In die erste Zeit der Thätigkeit des Grafen Leo Thun fällt auch die Neuorganisation des Theresianums. „Aus Gründen der Ökonomie und

Digitized by Google

der Unzulässigkeit gesonderter Standesinteressen“ war bereits früher die Aufhebung dieser reich ausgestatteten großartigen Schöpfung der großen Kaiserin beschlossen worden; da aber die kaiserliche Entschließung diese Aufhebung nur im Grundsatze genehmigte und nähere Vorschläge abverlangte, so war die Erhaltung dieser Anstalt nicht nur möglich, sondern auch gesichert. Doch erfuhr sie eine gründliche Neugestaltung, die den großen Aufschwung, den sie seither genommen, erst ermöglicht hat. Zunächst wurde die Curatel dem Ministerium des öffentlichen Unterrichtes untergeordnet. Bald darauf wurden mit kaiserlicher Genehmigung die Bestimmungen über den Fortbestand der k. k. Theresianischen Ritterakademie unter der Benennung „Theresianische Akademie“ als Erziehungsanstalt festgesetzt; sie sollte nicht nur Adeligen zugänglich sein, sondern das an ihr befindliche Gymnasium auch von Externisten besucht werden können, die Erziehung und der Unterricht sollten weltlichen Lehrern anvertraut werden.

Wie diese höchste Pflanzschule des Adels, für deren Fortbestand auch politische Erwägungen maßgebend waren, so erfuhr auch unter dem Einflusse des Ministeriums eine ihm nicht direct untergeordnete Anstalt eine gründliche Umgestaltung: die Orientalische Akademie. Aus einer Sprachschule wurde sie ein Musterinstitut für die Heranbildung eines tüchtigen diplomatischen Nachwuchses.

Im Zusammenhang mit der Wirksamkeit Thuns für Hebung des Unterrichtes in allen seinen Zweigen stehen auch die Verfügungen, die den Universitäts- und Lyceal-(Studien-)Bibliotheken eine reichere Ausstattung und freiere Gestaltung gaben; vor allem wurde die Ausleihberechtigung erweitert. Aber auch sonst hat sich Graf Leo Thun um die Hebung des geistigen Lebens in Österreich unvergängliche Verdienste erworben, und zwar nicht nur auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern auch auf dem der Kunst. Durch die Umgestaltung der Akademie der bildenden Künste aus einer Kunstbehörde und Kunstgesellschaft in eine höhere Kunstschule [64]) und die Wiedereinführung von Kunstausstellungen an derselben wurde dem künstlerischen Leben und Streben in Österreich ein neuer Impuls gegeben. Hieher gehört auch die Erweiterung der Aufgaben und der inneren Gliederung der „Centralcommission für die Erhaltung und Erforschung älterer Baudenkmale“, die durch ihre in den einzelnen Kronländern bestellten Conservatoren eine die antiquarische Forschung belebende und fördernde Thätigkeit entfaltet. Das Werk Thuns ist endlich auch die Organisation der mit a. h. Entschließung vom 23. Juli 1851 ins Leben gerufenen „Centralanstalt für Meteorologie und magnetische Beobachtungen“.

Die Thätigkeit des Ministers Graf Leo Thun ist damit bei weitem nicht erschöpft, denn er war auch Cultusminister; allein die in dieser

Digitized by Google

Eigenschaft durchgeführten Maßnahmen liegen außer dem Bereiche dieser Blätter. Es mag nur hervorgehoben werden, dass es gerade die Wirksamkeit und die Haltung Thuns selbst war, dass schließlich dem von ihm aufgeführten Neubau des mittleren und höheren Schulwesens auch die Ungunst der Zeitverhältnisse nichts anhaben konnte, und dass er sich jedem Versuch widersetzte, die naturwissenschaftliche Lehre aus den Mittelschulen zu verdrängen. Das durch seine Thätigkeit gefestete System, durch welches die Gymnasien das wurden, was sie sein sollten, wahre Bildungsstätten des Geistes, und die Universitäten Stätten der freien Forschung, erprobte sich und führte einen ungeahnten geistigen Aufschwung in Österreich herbei. Von dem Eifer beseelt, „die Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Bestrebungen in Deutschland und Österreich“ [65]) nach Kräften zu fördern, scheute Thun keine Mühe, hervorragende Vertreter der einzelnen Fächer aus Österreich und Deutschland heranzuziehen; mit Scharfblick wusste er sie zu finden, und eine Reihe der von ihm Berufenen wirkt noch heute als Zierden österreichischer Hochschulen; auch für die Mittelschulen wurden tüchtige Schulmänner gewonnen.

Am 20. October 1860 wurde Graf Leo Thun seiner Stellung enthoben, und das Ministerium für Cultus und Unterricht wurde, nachdem der Unterstaatssecretär Baron Helfert [66]) es kurze Zeit provisorisch geleitet hatte, am 4. Februar 1861 als selbständige Centralstelle aufgehoben und in eine Abtheilung des Staatsministeriums verwandelt; erst im Jahre 1867 wurde es wieder errichtet.

Bei Gelegenheit seines Rücktrittes erhielt Graf Leo Thun in Anerkennung seiner vorzüglichen Dienste das Großkreuz des Leopold-Ordens und wurde gleichzeitig in den ständigen Reichsrath berufen. [67]) In demselben Jahre erwählte ihn auch die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien zu ihrem Ehrenmitgliede. Der kaiserlichen Anerkennung und der Würdigung seiner Verdienste durch die höchste wissenschaftliche Instanz des Reiches folgte die aufrichtige Bewunderung aller Gebildeten; denn man vergaß es Leo Thun nicht, dass man gerade seinem Wirken den hohen Aufschwung, den das höhere Bildungswesen genommen, zu danken hatte. Und wie sehr man dies in Erinnerung behielt, zeigte sich auf das schönste bei dem Tode Thuns am 17. December 1888. In seltener Einmüthigkeit wurde von den Blättern aller Richtungen das Wirken des Unterrichtsministers geschildert und seine bleibenden Verdienste gewürdigt.

Wie unvergängliche Spuren jedoch die Thätigkeit Leo Thuns an der Stätte seiner Wirksamkeit zurückgelassen hat, das brachte bei diesem An-

Digitized by Google

lasse in schönen Worten der derzeitige Minister für Cultus und Unterricht. Freiherr v. Gautsch-Frankenthurn, in einem an die Witwe gerichteten Schreiben [68]) zum Ausdruck, das der Thätigkeit des Ministers gerecht wird und in kurzen Strichen zugleich ein vollendetes Charakterbild Thuns entwirft. Nach einigen einleitenden Worten heißt es: „Ich müsste es als eine Pflichtversäumnis erachten, wenn ich es auszusprechen unterließe. dass heute wohl sämmtliche den Interessen des Cultus und Unterrichtes dienenden Beamten, alle Lehrenden und Lernenden, als deren Vertretung sich dieses Ministerium betrachten darf, und darüber hinaus weite Bildungskreise schmerzerfüllt der Trauerbotschaft von dem Hinscheiden des Mannes gegenüberstehen, der einen so maßgebenden Einfluss auf die Neugestaltung des höheren Unterrichtes in Österreich genommen hat. Wer, wie es mir in verschiedenen Stellungen gegönnt war, beobachten konnte, welchen tiefen, in lebhafter Erinnerung festgehaltenen Eindruck die Macht der Persönlichkeit des Verewigten zu wecken vermochte, wie nachhaltig die von ihm ausgehenden geistigen Impulse sich erwiesen, wie noch nach vielen Jahren der sittliche Ernst, die nie ermüdende Pflichttreue, das ideale Streben, welches in dem Verewigten mit so seltener Höhe der Bildung verbunden war, anregend fortwirkten, darf sich wohl auch als ermächtigt ansehen, den Zoll der allseitigen persönlichen Verehrung im Trauerhause niederzulegen."

Und diese allseitige persönliche Verehrung bleibt auch dem Andenken des Mannes gesichert, der seine ganze Persönlichkeit, seinen hellen Geist und klaren Sinn, sein edles Herz und tiefes Gemüth in den Dienst der ihm zur Lösung zugewiesenen Aufgabe gestellt hat, und dem es beschieden war, sein Bemühen vom schönsten Erfolge gekrönt zu sehen. Wonach aber sein Herz voll edlen Willens strebte, das wurde frühzeitig an ihm erkannt, und so bewährte sich denn nur vollauf an dem Grafen Leo Thun, was in ahnungsvollem Geiste viele Jahre vorher sein Bruder Graf Franz ihm verheißen hatte: [69])

Und mächtig dröhnte der Entscheidung Stunde,
Die Jugendträume trennt und Wirklichkeit,
Und fort aus seiner Brüder treuem Bunde
Den dritten rief der ernste Ruf der Zeit!
Und liebend folgen ihm der Seinen Blicke,
Und sehen, wie er in die Fremde tritt,
Der innern Kraft vertraut und dem Geschicke
Entgegenkämpft mit Muth und festem Schritt!
Ja, deinem festen Sinne wird gelingen,
Wonach dein Herz voll edlen Willens strebt;
Manch volkbeglückend Werk wirst du vollbringen,
Das dauernd unsre Zeiten überlebt!

Digitized by Google

Franz Exner und Hermann Bonitz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Franz Exner und Hermann Bonitz.

In dem ersten Abschnitt versuchten wir den Gang der großen Unterrichtsreform sowie insbesondere das Wirken der Männer zu schildern, die in jener Zeit in leitenden Stellungen das Ministerium nach außen vertraten. Sie gleichen den Feldherren, die mit ihrer Persönlichkeit die Verantwortung vor der Geschichte zu tragen haben, und an deren Namen sich der Erfolg oder Misserfolg der getroffenen Maßregeln knüpft; aber wie die Feldherren gebieten auch sie über einen Stab von Kräften, die theils ihre Anordnungen ins Werk zu setzen, theils ihnen Vorschläge zu unterbreiten haben. Während jedoch das Wirken des leitenden Ministers sich vor den Augen der breitesten Öffentlichkeit abspielt, lehrt erst das Studium der Acten, wie groß das Verdienst der in der Stille der Bureaux arbeitenden Männer an der Ausarbeitung und Durchführung jener Maßnahmen war, die dem österreichischen höheren Unterrichtswesen zu neuer Blüte verhalfen und es in staunenswert kurzer Zeit dem deutschen Vorbild ebenbürtig machten. Es kann nun hier nicht unsere Aufgabe sein, im einzelnen zu zeigen, wie rühmenswert die Thätigkeit der ausgezeichneten Männer wie Exner, Helfert, Meschutar, Gollmayer, Zenner, v. Well, Tomaschek, Mozart, Fontana, Krompholz, Kleemann, Heider u. a. gewesen; aber aus ihrer Reihe ragt einer hervor, der uns schon unter Sommaruga begegnete und die Seele des ganzen Reformwerkes war, Franz Exner. Neben ihn tritt dann, auf seine Veranlassung berufen, ein Mann, der nicht nur an der Schaffung der Reform hervorragend mitgearbeitet, sondern als gefeierter Lehrer der Wiener Universität sich bleibende Verdienste um ihre Durchführung und ihr Einleben erworben hat, Hermann Bonitz. Diese beiden sollen uns nunmehr beschäftigen. Wir hoffen jedoch keinem Widerspruche zu begegnen, wenn wir der Würdigung Exners den weitaus größeren Raum zugestehen. Denn was Bonitz in Lehre und Wissenschaft geleistet, worin insbesondere seine Bedeutung für Österreich liegt, und wodurch er sich das Anrecht auf unvergänglichen Ruhm in Österreich gesichert hat, das ist heute allgemein bekannt und ist

Digitized by Google

von berufenster Seite aus Anlass seines am 25. October 1888 erfolgten Todes in so vorzüglicher Weise geschildert worden, dass es wohl berechtigt erscheinen dürfte, auf Grund der Ausführungen seiner hervorragenden Schüler: Schenkl, v. Hartel und Gomperz[70]), die an der Wiener Universität im Sinne ihres Lehrers erfolgreich thätig sind, eine kurze Übersicht seines Lebens und Wirkens zu geben. Franz Exner jedoch, der als Lehrer der Prager Universität zündend und segensreich gewirkt und zugleich als Gelehrter es verstanden hat, dem wissenschaftlichen Rufe Österreichs beim philosophischen Publicum Deutschlands Beachtung und Anerkennung zu verschaffen, hat, obwohl die Absicht mehrfach vorhanden war, bis auf einige kürzere oder längere Skizzen[71]) noch keine eingehende Würdigung erfahren, so dass man in weiteren Kreisen weniger von ihm weiß, als er mit Recht beanspruchen darf.

II.

Exners Jugend- und Bildungsjahre.

Franz Seraphin Exner entstammte einer aus Preußisch-Schlesien eingewanderten Familie und wurde am 28. August 1802 in Wien geboren. Sein Vater war der Zollbeamte Josef Exner, seine Mutter Magdalena, geborene Supper. Er hatte zwei ältere Schwestern und einen jüngeren Bruder, der sehr jung starb. Was vom Vater bekannt ist, lässt ihn als einen streng rechtlichen, ernsten und unerschrockenen Mann erscheinen, der diese Eigenschaften durch stramme Erziehung auch in seinen Kindern auszubilden suchte. In Leitzersdorf bei Stockerau, wohin der Vater 1805 versetzt wurde, hatte der kleine Franz die Schrecken der Franzosenzeit mitzumachen.

Die außerordentliche Wissbegierde des Knaben veranlasste den Vater, ihm den Unterricht im Lesen und Schreiben schon sehr früh zu ertheilen, und Franz konnte, als die Familie nach Stockerau versetzt wurde, noch vor Beendigung des vierten Lebensjahres an der dortigen Elementarschule die Prüfung mit so gutem Erfolge ablegen, dass er in die obere Abtheilung der ersten Classe aufgenommen wurde. Neben Wissbegierde und regem geistigen Interesse zeigte sich bei ihm früh ein großes Geschick in Handfertigkeiten und bildete fortan ein wohlthuendes Gegengewicht gegen geistige Anstrengung. Noch im späteren Alter, mit wissenschaftlichen Arbeiten und Staatsgeschäften überhäuft, beschäftigte sich Exner, um den angegriffenen Körper durch Bewegung zu stärken, in freien Stunden mit Hobel und Feile und lieferte Geräthe, die jedem „gelernten“ Tischler Ehre gemacht hätten.

Zu Ende des Jahres 1810 nach Wien zurückgekehrt, besuchte er die Pfarrschule zu St. Leopold und erhielt bald den ersten Platz, obwohl der

Digitized by Google

Vater aus Grundsatz weder durch Geschenke noch durch Fürsprache für seinen Sohn irgend eine Begünstigung erzielen wollte. Franz hatte jedoch das Glück, die wohlwollende Aufmerksamkeit des damaligen Pfarrers, des späteren Erzbischofs von Olmütz, Freiherrn v. Somerau, der die Schule fleißig zu besuchen und sich am Unterricht zu betheiligen pflegte, auf sich zu lenken. Vor dem Eintritt ins Gymnasium besuchte er noch die vierte Classe der Hauptschule zu St. Anna, die in zwei Abtheilungen den Unterricht in dem Umfange der späteren unvollständigen Unterrealschule ertheilte.

Im Jahre 1812 trat Exner in das akademische Gymnasium ein. Der Besuch des Theaters, der jetzt manchmal gestattet wurde, beschäftigte durch die damals beliebten Ritterschauspiele lebhaft die Phantasie des Knaben: Kämpfe wurden geliefert, scenische Darstellungen veranstaltet, Schattenspiele erfunden u. a. m. In den Ferien hielt sich Franz auf dem Lande auf, wo Spaziergänge, Fischen, Vogelfang und ähnliche ländliche Vergnügungen ihm Anregung und Erholung boten. In den Spielen der Kameraden übernahm er immer, obwohl er jünger war, die Leitung, die ihm von keinem bestritten wurde.

Nach Beendigung der Grammatical- und Humanitäts-Classen des Gymnasiums machte Exner die damals sogenannten philosophischen Studien an der Wiener Universität durch. Den nachhaltigsten Einfluss übte auf ihn Professor Rembold.[72]) Dieser lehrte Philosophie und verstand es, die Studierenden anzuregen und ihre Denkkraft zu üben. Er gewann einen vielseitigen und nachhaltigen Einfluss auf die Bildung der damaligen Jugend, der auch dankbar anerkannt wurde. Exner gehörte zu seinen eifrigsten Schülern; unter seiner Leitung erlangte er die Gewandtheit im Denken und die Schärfe des Urtheils, die ihm von jener Zeit in so seltenem Maße zu Gebote stand. Ihm dankte er die Veredlung seines Gemüthes und die feine Empfindung für Sittlichkeit und Recht, denn Rembold besass wie wenige den wahren Beruf zum Lehramt, das er als heiliges Priesteramt auffasste. Er begnügte sich nicht mit akademischer Auseinandersetzung des Gegenstandes, sondern er wusste die Jugend dafür zu begeistern, wie er selbst dem Idealen aus Begeisterung nachstrebte.

Auf die Bildung von Exners literarischem Geschmack hatte besonders Professor Stein durch seine Vorträge über classische Philologie großen Einfluss. Der damalige Studienplan bot diesem Fache nur wenig Raum; das Wenige, was gelehrt wurde, trug jedoch Stein mit Gründlichkeit und Eifer vor. Neben seinen ordentlichen Vorträgen, zu deren Besuch jeder Studierende verpflichtet war, besuchte Exner die außerordentlichen, worin größere Partien

Digitized by Google

aus den Werken griechischer Schriftsteller (Homer, Sophokles, Euripides, Plato u. a.) erklärt wurden, und deren Besuch dem freien Belieben anheimgestellt war. Hiedurch erlangte er bald eine damals ungewöhnliche Fertigkeit im Griechischen. Außerdem studierte er aus eigenem Antriebe andere römische und griechische Schriftsteller, prägte seinem Gedächtnis Stellen, die ihn besonders anzogen, ein und trug sie mit lauter Stimme vor. Da sein Streben eine so entschiedene, ernste Richtung genommen hatte, gestattete sein Vater gerne den Umgang mit wohlgearteten Mitschülern, und damit wurde der Grund zu einem durch gemeinsame ideale Ziele festgehaltenen Freundschaftsbund gelegt. Unter diesen Jünglingen befand sich Johann Gabriel Seidl, der Archäolog und Dichter der österreichischen Volkshymne [73]. Er und Exner beschäftigten sich eifrig mit Übersetzungen aus alten und neuen Sprachen und beurtheilten sie wechselseitig — eine Übung, welcher beide eine Beherrschung ihrer Muttersprache verdankten, wie sie im damaligen Österreich selten war. Auch die politischen Verhältnisse, besonders in Deutschland, boten ihnen Stoff zum Nachdenken und zur Theilnahme. Den Bedarf an Büchern deckte Exner aus dem Ertrag von Privatstunden, die er wohlhabenden Jünglingen in Gegenständen der philosophischen Studien, später auch in juristischen Fächern gab, wodurch er gleichzeitig auch seine Bekanntschaften und Verbindungen bereicherte.

Es war damals eine Zeit fast ausschließlich literarischer Interessen. Grillparzer stand in der Blüte seines Schaffens; Raupach, der nach Wien kam, zog ein zahlreiches Publicum an; Raimund fand großen Anklang; Seidl gefiel als Lyriker. Das von Wallishausser herausgegebene Taschenbuch „Minerva“ enthielt Beiträge der anerkanntesten Schriftsteller und war in Österreich und Deutschland beliebt. Im Burgtheater wirkten Max Korn und Sophie Schröder, Karl Maria Weber leitete die Aufführung seiner „Euryanthe“; Schubert trat damals zuerst hervor und weckte anfangs lebhaften Widerspruch. Alle diese Erscheinungen verfolgte Exner mit warmem Antheil. Er war schon damals ein Mann des strengeren Denkens; und dass dieses Denken in den empfänglichsten Jahren vorzüglich mit Gegenständen der Kunst und Literatur genährt wurde, mag seine spätere Vorliebe für ästhetische Probleme und dadurch mittelbar seine Empfänglichkeit für Herbarts Richtung des Philosophierens mit erklären.

Bei Rembold, der ihn seiner Freundschaft würdigte, noch bevor er aufhörte sein Lehrer zu sein, lernte Exner dessen damaligen Adjuncten, Dr. Franz Güntner, kennen, der späterhin Director des allgemeinen Krankenhauses, dann kaiserlicher Leibarzt, zuletzt Medicinalrath im Ministerium des Innern war. Damals knüpfte sich auch die erste Bekanntschaft mit anderen jungen Männern, mit denen er eine Freundschaft schloss,

Digitized by Google

die erst der Tod lösen sollte; es waren dies Zitkovszky[74]), Halbig und Mozart[75]); besonders der letztgenannte ward ihm und seiner Familie ein hingebender Freund.

Nach Vollendung des damals dreijährigen philosophischen Studiums brachten die vier Freunde den Sommer auf dem Lande zu. Sie hatten gemeinsam in Mauer, nahe bei Wien, eine bescheidene Wohnung gemietet und widmeten ihre Zeit abwechselnd der Natur, den Studien und dem freundschaftlichen Verkehr.

Exner schwankte damals noch in der Wahl seines künftigen Lebensberufes. Er trat am Beginne des Studienjahres 1821/22 mit umfassender Vorbildung, die er größtentheils ohne fremden Beistand sich angeeignet hatte, in die juristische Facultät über.

Den dritten Jahrgang des vierjährigen juridisch-politischen Studiums machte er an der Universität Pavia durch, und dieser erste Aufenthalt in Italien war von besonderer Bedeutung für sein Leben. Exner begleitete dahin einen jungen Freund, namens Karis, dessen Vater den Wunsch hegte, dass sein Sohn eine Zeitlang an einer italienischen Universität sich aufhalte. Die Reise führte die beiden Freunde über Hof in Bayern, wo sie einen interessanten Besuch bei Jean Paul machten, den Exner aus seinen Werken hochverehrte; noch als reifer Mann berwahrte er diesem Dichter eine Bewunderung, die der heutigen Generation befremdlich erscheint, zumal da Exners positiver Natur nichts mehr zuwiderlief, als formlose Sentimentalität. Er zahlte der Schwärmerei seiner Zeit diesen Tribut auch noch, da er im Vollbesitze seiner kritischen Kraft nach anderen Seiten hin gegen Verschwommenes und Überschwängliches mit feinstem Spott zu Felde zog.

In Pavia besuchte er die Familie des dortigen Justizpräsidenten Leopold v. Blumfeld, deren patriarchalischer Geist, verbunden mit Sinn für Musik und Literatur, ihn anzog. Der Präsident, ein erfahrener Mann, sah mit Wohlgefallen den veredelnden Einfluss, den Exner auf die Seinigen ausübte, und da er vermöge seiner Stellung in fortwährender Verbindung mit wohlgesinnten Deutschen stand, so gebrach es auch seinem jungen Hausfreunde nicht an vielseitiger Anregung. In diesem Kreise wurde Exner bald heimisch und knüpfte mit der Familie Blumfeld, zumal deren Sohn Franz Seraphin ein Freundschaftsverhältnis, das später in Wien noch inniger wurde und ungetrübt fortdauerte bis ans Ende. Wie innerlich fertig der damals erst 23jährige Exner schon war, schildert Blumfeld. „Er hatte sich bereits ein so reiches Wissen und eine noch weitergehende Überschau des Wissenswürdigen verschafft, dass er von jüngeren empfänglichen Freunden angestaunt wurde, zugleich aber für sich selbst eine Ruhe in der Anordnung und

Digitized by Google

Fortsetzung seiner Studien in den verschiedensten Richtungen gewonnen, wie sie sonst so begabten Jünglingen, die ohne Leitung fast ganz sich selbst überlassen sind, nicht eigen zu sein pflegt. Sein Leitstern war wohl die bereits ganz in ihm vollendete Wahl seines Berufes: als Lehrer der Philosophie der Welt im höchsten Sinne nützlich zu werden . . . Offen war sein Herz allen Anforderungen des Lebens und ebenso sehr den Eindrücken der Freude, schöner Hoffnungen, dem Schmerze und der Lustigkeit . . . Seine persönliche Güte war, selbst im Falle einer Rüge oder scharfsinnigen Überführung, dem Getadelten oder Besiegten zweifellos, und sie gewann ihm alle Herzen, wie seine geistige Potenz von allen Seiten die unbedingteste Achtung erwarb."

Den Studien widmete sich Exner mit größtem Eifer und bereitete sich nicht nur für die Prüfungen aus den juridisch-politischen Fächern des vierten Jahrganges, sondern auch für die Erwerbung der philosophischen Doctorwürde vor. Der Aufenthalt in Pavia hatte aber für ihn auch den Vortheil, dass er mit den dortigen Verhältnissen sich vertraut machte. Die allgemeine politische Gährung beeinflusste auch die Stimmung der Studierenden. Wiederholte bedenkliche Reibungen zwischen Studenten und Militär erhöhten die Misstimmung und veranlassten die Behörden zu Maßregeln der Abwehr. Exner beobachtete und beurtheilte die Ereignisse mit ruhigem Blicke; er gewann schon damals die Überzeugung, dass der Italiener leicht zu gewinnen sei, wo er guten Willen mit Einsicht und Entschiedenheit gepaart finde. Er lernte aber auch die Schwächen des dortigen Studiensystems aus eigener Anschauung kennen und bereitete sich so für die Aufgabe vor, die ihm am Ende seines Lebens zufallen sollte. Trotz der Ungunst der politischen Stimmung schlossen einige Italiener, die den Rechtsstudien oblagen, mit Exner und seinen Gefährten herzliche Freundschaft.

Seine juristischen Studien ließen ihm Zeit genug übrig, um außer Philosophie noch manches andere zu treiben. Für alles Ästhetische fühlte er das größte Interesse und war bei den strengsten sittlichen Begriffen so fern von aller asketischen Richtung, dass er es als eine der höchsten menschlichen Aufgaben betrachtete, das Leben in edler Weise zu verschönern. Mit der neueren italienischen Musik konnte er sich nicht befreunden. Dagegen war er in der bildenden Kunst jeder Art ein begeisterter Verehrer der Italiener. Schon damals bereitete er sich zu einer Reise nach Rom vor, die niemals zustande kam. Er machte nur von Pavia aus einen Ausflug nach Mailand und seiner herrlichen Umgebung. Hier erholte er sich von dem nachtheiligen Einflusse, den das Klima auf ihn geübt hatte, denn schon damals litt er an körperlichem Unbehagen, auch entwickelte sich eine Reizbarkeit und Schwäche der Augen, die ihn sein ganzes Leben hindurch behinderte und mehrfach zum Aussetzen der Arbeit nöthigte.

Digitized by Google

Aus „Philosophie“ wollte er in Pavia das Rigorosum machen, um Gelegenheit zu finden, mit dem Standpunkte dieses Studiums in Italien näher bekannt zu werden. Er fand ihn noch weit unter seiner geringen Erwartung. Er besprach sich zunächst mit zwei Professoren, denen die Philosophie früher anvertraut war, und las auf ihre Veranlassung das Compendium von Soave, das damals in den italienischen Schulen am meisten verbreitete Handbuch für philosophische Vorträge — ein sehr seichtes Buch. Die Folge jener Besprechung war, dass die Professoren mit sichtlich größerer Scheu zum Rigorosum giengen, als der Candidat, insbesondere hatte der eine von ihnen ein komisches Grauen gezeigt, dass der Candidat Kant und Locke nicht nur kannte, sondern diese Ketzer als Autoren betrachtete, deren Ansichten mit Respect untersucht zu werden verdienten. Da es keinem Theil darum zu thun war, Aufsehen zu erregen, so gieng das Rigorosum — in lateinischer Sprache — zu allseitiger Zufriedenheit vor sich.

Exner befand sich, was seine philosophischen Überzeugungen anlangt, in einer Übergangsperiode. Er war noch in der aus der Jacobischen Schule stammenden Salatschen Anschauungsweise, in welche ihn Rembold eingeführt hatte, befangen; allein von demselben Lehrer war er auch auf Herbarts Psychologie verwiesen worden, und durch diese mächtig angezogen, studierte er jetzt eifrig Mathematik, um in Herbarts Lehre tiefer einzudringen. Je weiter er darin kam, desto mehr mussten ihm Salats Ansichten über Metaphysik und praktische Philosophie zweifelhaft erscheinen, bis er sie zuletzt als verfehlt erkannte und aufgab, während ihn zugleich die Herbartsche Behandlung dieser Zweige der Wissenschaft immer mehr für sich gewann.

Im Herbste 1825 kehrte Exner nach Wien zurück, vollendete seine juristischen Studien und erwarb auf Grund des in Pavia abgelegten Rigorosums den philosophischen Doctorgrad. Die Aussichten künftiger Professoren der Philosophie in Österreich hatten sich unterdes sehr unerfreulich gestaltet. Rembold stand in Untersuchung. Er hatte die „Schuld“ auf sich geladen, sich nicht an das vorgeschriebene Lehrbuch zu halten und trotz erfolgter Verwarnung weder seinen Vorträgen das Schulbuch zugrunde zu legen, noch seine „Hefte“ der behördlichen Begutachtung zu unterbreiten. Und wie gewöhnlich fehlte es nicht an Einflüsterungen, die ihm außer diesem nicht zu leugnenden „Vergehen“ noch andere Verschuldungen zur Last legen wollten. Er wurde deshalb in jene Untersuchung verwickelt, aus der er zwar persönlich gerechtfertigt hervorgieng, die jedoch seine Pensionierung zur Folge hatte. Das Schicksal des innig verehrten Lehrers gieng Exner sehr nahe. Ohne Aufsehen, aber ohne Scheu bezeigte er ihm

Digitized by Google

fortwährend seine Dankbarkeit und seine unveränderte Achtung und Theilnahme[76]). Wurde auch durch das Vorgefallene große Erbitterung in ihm hervorgerufen, so ließ er sich dennoch von dem schon damals fest ins Auge gefassten Ziele künftiger lehramtlicher Thätigkeit nicht abschrecken.

Im letzten Jahrgange des juristischen Quadrienniums zeichnete sich Exner durch Erörterung einer nationalökonomischen Frage aus, die er gegen Professor Kudler[77]) verfocht. Dieser hielt nämlich öfters zwischen den Vorlesungen Colloquien, wobei die hiezu aufgeforderten Studierenden einen selbstgewählten Lehrsatz nach allen Seiten zu rechtfertigen und dagegen vorgebrachte Einwendungen zu widerlegen hatten. Exner brachte nun bei gegebenem Anlass eine Ansicht vor, die Kudler nicht unbedingt zugeben mochte oder vermöge der Richtung, die er in seinen Vorträgen einzuhalten hatte, nicht zugeben durfte. Kudler, ein Meister der Dialektik, setzte ihm scharf zu, um ihm die aus seiner Behauptung abgeleiteten Folgerungen als Widersprüche gegen seine eigene Behauptung nachzuweisen. Dieser Versuch misslang vollständig. Exner wehrte mit Geschick die zahlreichen Kunstgriffe des Gegners ab, hielt streng am Gegenstande fest und ließ sich keine Deutung unterschieben, die ihn unversehens darüber hinausführte. Die zweistündige Erörterung endete damit, dass Kudler seinem Gegner öffentlich volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, unter vier Augen aber ihm den wohlgemeinten Rath gab, in der Wahl öffentlich verfochtener Lehrsätze mehr Vorsicht anzuwenden.

Nach beendigten Studien hieß es nun sich für die Wahl des einzuschlagenden Lebensweges endgiltig entscheiden. Freunde suchten ihn zur administrativen Laufbahn zu bestimmen, weil diese unter den damaligen Zeitverhältnissen ein günstigeres Feld der Wirksamkeit zu bieten schien als das Lehramt. Obgleich aber Exner die Gefahren, welche die Beschäftigung mit Philosophie in jenen Zeiten mit sich führte, sehr wohl kannte, konnte er doch seinem Lieblingsgedanken, dem Lehrfache der Philosophie sich zu widmen, nicht entsagen. Eine innere Stimme leitete ihn unmittelbar nach dem Ziele, wozu ihn seine geistige Natur bestimmte, während das Schicksal ihn auf einem Umwege später dem Berufe zuführte, den er aus Sehnsucht nach seiner eigentlichen Bestimmung verschmäht hatte.

Die Zusammenkünfte der Freunde hatten keine Unterbrechung erfahren; neue Theilnehmer waren in den Kreis eingetreten, während manche der älteren anderwärts in Anspruch genommen wurden. Seidl nahm an den Versammlungen nicht mehr regelmäßig theil. Halbig war bereits gestorben. Dagegen waren Blumfeld[78]), der Sohn des Präsidenten, Karis, den er nach Pavia begleitet hatte, und Rossmann hinzugetreten.

Digitized by Google

Die Ferien des Jahres 1826 verbrachte Exner mit Mozart und Rossmann in dem romantisch schönen Gutenstein am Schneeberg. Naturgenuss und ernste Arbeit nahmen sie gleichmäßig in Anspruch. Jeder trug den anderen aus seinem eigenen Fache vor, Mozart aus den alten Classikern, Rossmann aus der Statistik, Exner aus der Philosophie. Gemeinsam wurden neuere Dichter gelesen. Später gesellte sich auch Zitkowsky hinzu; die übrigen machten in Gesellschaft Seidls einen kurzen Besuch.

Die Freunde verabredeten auch für den Winter wöchentliche Zusammenkünfte, die dann in den nächsten Jahren fortgesetzt wurden. In diesen Zusammenkünften wurden Gedichte und Bruchstücke aus Dichtern vorgetragen und in der eingehendsten Weise erörtert, aber es musste auch jeder eine eigene poetische Arbeit vorlegen — Original oder Übersetzung — und diese wurde ebenfalls kritisch beurtheilt, wobei man objectiv giltige ästhetische Principien zu gewinnen suchte.

Bei diesen Erörterungen zeichnete sich Exner vorzugsweise aus. „In der Declamation“, bemerkt Blumfeld, „kam ihm ein zugleich kräftiges und biegsames Stimmorgan zustatten, und sein Vortrag war überaus belebt... In der Analyse der vorliegenden Gedichte oder Bruchstücke, in der Discussion von Principien und ihrer Anwendung, in jeder Art von Kritik machte sich Exners Talent und ausgebildete Übung zum scharfen Denken, vorzüglich geltend.“ Seine Kritik war immer wohlwollend, aber streng und unerbittlich gegen alles, was ihm schief oder verschwommen erschien.

Exners eigene poetische Versuche waren gering an Zahl und meist kleineren Umfanges. Aus einigen spricht eine so warme und tiefe Herzlichkeit, wie er sie in seinem Lebensumgang selten hervorbrechen ließ, obwohl sie den Grundton seines Wesens bildete. Er selbst dachte von seiner dichterischen Begabung nicht hoch. Er wollte daher nicht mitthun, als ein Freund ihn aufforderte, die Jugendgedichte zu veröffentlichen, „die Welt wird nichts verlieren,“ schrieb er, „wenn sie sie nicht kennen lernt.“

In den theoretischen Besprechungen waren es jetzt besonders die Fragen über den Begriff des Schönen in der Kunst sowie das Verhältnis der Künste untereinander, „ferner die ‚Idee‘ eines Kunstwerkes, wodurch so häufig sein ästhetischer Wert begründet werden will, ohne dass man einen haltbaren Gedanken mit jenem Worte verbindet,“ welche im allgemeinen oder im Anschluss an vorliegende Dichtungen erörtert wurden. „Exner hat sich,“ wie Mozart versicherte, „dieser Übungen jederzeit gern und dankbar erinnert und ihnen einen wesentlichen Einfluss auf die Ausbildung seines ästhetischen Denkens zugeschrieben.“

Diese ernsten Zwecken dienenden Zusammenkünfte mit den Freunden waren aber nicht der Inbegriff des Verkehrs, den Exner pflog. Wie er stets



eine frohgesellige Natur war, so bewegte er sich auch viel und gern in Familienkreisen. Seine Anwesenheit trug stets dazu bei, den gesellschaftlichen Vergnügungen einen tieferen Gehalt zu verleihen; da wurde gute Musik gehört, es wurden Gedichte vorgetragen oder Schauspiele mit vertheilten Rollen gelesen.

III.

Exner als Supplent der Philosophie in Wien.

Unterdessen hatte Exner wenigstens die erste Stufe auf der von ihm gewählten Lebensbahn erreicht. Sein vielseitiges Wissen hatte ihm nämlich schon lange die Hochachtung der Professoren der philosophischen Studienabtheilung verschafft. Als nun Professor Gabriel, der nach Rembold die philosophische Lehrkanzel inne hatte, bei einer Fahrt verunglückte, wodurch er seine Lehrthätigkeit längere Zeit einstellen musste, trug man Exner die Supplierung in der einen Abtheilung[79]) an; freudig erklärte er sich bereit. So schmerzlich es für ihn sein musste, die Stelle seines Lehrers Rembold versehen zu müssen, so bot es ihm doch einen Trost, dass nunmehr für seinen Unterhalt, den er bis dahin durch Privatunterricht sich hatte verschaffen müssen, gesorgt war. Vom November des Jahres 1827 ununterbrochen bis Februar 1831 blieb er in dieser Stellung, und zwar supplierte er seit anfangs November 1828 neben der Lehrkanzel der Philosophie auch die der Erziehungskunde[80]).

Die Sommermonate des Jahres 1830 vereinigten die Freunde in Döbling, wo sie ein Landhaus mit Garten in der Nachbarschaft befreundeter Familien gemeinsam bewohnten; die Erinnerung an diese Monate erhielt sich am längsten, weil sie die letzten sein sollten, die sie im frohen Verein verbrachten. Des Tags über ging jeder seinem Berufe nach, des Abends fanden sie sich bald da, bald dort, zu heiterer oder ernster Geselligkeit, zu Gesang, Billardspiel oder Gesprächen über Politik, namentlich über die durch die Pariser Julirevolution geschaffene Zeitlage u. a. m. zusammen. Exner nahm an allem lebhaften und belebenden Antheil. Der Sommerschluss wurde durch ein großes Fest gefeiert. Im Frühling waren nämlich in dem Hausgarten Kartoffeln gepflanzt und die Pflanzung den Sommer über sorgsam gepflegt worden; als es im Herbste zur Ernte kam, da vereinigte der Genuss der durch eigenes Bemühen gewonnenen Frucht die Freunde und ihre Gäste zu einem heiteren, lange vorbereiteten Feste. Von der gezogenen Frucht nannten sie es ein Kartoffelfest. Sie ließen ihrem ganzen jugendlichen Frohsinn die Zügel schießen und verbrachten einen Abend, der seine Würze durch eine Fülle geistreicher, frohlauniger Einfälle erhielt.

Digitized by Google

Für Exner wurde dieses Fest zugleich ein Abschiedsfest, da er bald darauf Wien verlassen sollte.

Der außerordentliche Erfolg seiner Vorträge an der Universität, die beifällige Beurtheilung, die seine Concursarbeiten für erledigte Lehrkanzeln durch die Professoren erfahren hatten, erzeugten eine so günstige Meinung, dass, als die Wiener Lehrkanzel definitiv besetzt und Professor v. Lichtenfels, „den man wegen seiner ungenießbaren Vorträge wie Herakleitos ‚den Dunklen‘ nannte“ (Helfert, Ms.)[81]), von Prag nach Wien berufen wurde, man sich entschloss, die Prager Lehrstelle Exner zu verleihen[82]). Die Ernennung des damals erst Dreißigjährigen war eine Art Ereignis, da er bisher nur in provisorischer Verwendung gestanden hatte.

IV.

Exner als Professor in Prag.

So war denn Exner am Ziele seines Strebens angelangt, er hatte den Platz in der Wissenschaft und in der Gesellschaft erreicht, für den er von der Natur bestimmt und durch eigene Arbeit vorbereitet war. Die Jahre seiner Prager Thätigkeit von 1831 bis 1848 waren für ihn als Lehrer und Gelehrten reich an Erfolgen. Durch eine Anzahl von Schriften sicherte er sich einen über die Grenzen der Heimat hinausreichenden Ruf und als Lehrer erwarb er sich eine im damaligen Österreich einzige Stellung. Letzteres bekundet eine Reihe von Äußerungen seiner Schüler.

Die Schilderung des vormärzlichen Studiensystems und der traurigen Zustände, die es zur Folge hatte, gehören in einen anderen Zusammenhang. Hier dürfte es genügen, an die Thatsache zu erinnern, dass es ein gelehrtes Studium, das die Pflege der Wissenschaft als Selbstzweck betrachtet, im eigentlichen Sinne des Wortes nicht gab und die Universität sozusagen ein Körper ohne Seele war, da ihr das fehlte, was sie erst zu einer universitas literarum macht: die philosophische Facultät. Was missbräuchlich so genannt wurde, verdiente diesen Namen nicht und war nur ein dienendes Institut der drei „höheren“ Facultäten, die stolz darauf herabsahen, da es die sechzehnjährigen, aus dem sechsclassigen Gymnasium kommenden Jünglinge auf die Fachstudien, die man auch Brotstudien nannte, vorbereiten musste. Die Professoren hatten sich streng an den vorgeschriebenen Lehrgang zu halten und waren an die k. k. Lehrbücher oder ihre von der Behörde geprüften und genehmigten „Hefte“ gebunden. Diese wurden meistens gedruckt den „Hörern“ in die Hände gegeben, die dann kaum mehr thaten, als sich aus diesen Handbüchern für die Semestral- und Annualprüfungen

Digitized by Google

vorbereiten. Selten kam es vor, dass ein Professor das Wagnis begieng, das ihn um sein Amt und Brot bringen konnte, sich von diesem behördlichen Gängelbande frei zu machen. Freilich fehlte es trotzdem nicht an hervorragenden Gelehrten, aber sie waren in ihrem Wirken gehemmt, auch nicht an tüchtigen Köpfen unter den Schülern, aber nur die bedeutendsten konnten unter der systematischen Unfreiheit gedeihen, und das Beispiel Exners und seiner Jugendfreunde zeigt, wie sie das, was sie wurden, eigener Arbeit und Selbstbildung verdankten. So unleugbar einzelne an sich hervorragende gelegentlich aus dieser Originalität der Bildung Vortheile ziehen konnten, so groß bleibt doch die Versündigung, die man an der Allgemeinheit begieng, und wie sehr dies empfunden wurde, zeigen die oft drastischen, immer aber absprechenden Urtheile aller derjenigen, die den „Segen" jenes Systems an sich selbst erfahren haben[83]).

Von welcher Bedeutung die Wirksamkeit Exners in Prag für den Wandel, der in diesen Verhältnissen eintrat, von welcher Art die Methode und Wirkung des jungen Lehrers war, das hat ein maßgebender Beurtheiler, sein Schüler Robert Zimmermann, der die philosophische Richtung des Meisters einschlug und heute noch als Lehrer an der Wiener Universität wirkt, geschildert: „Exners Persönlichkeit machte diesem Vorurtheil (dem die ‚philosophischen Studien' damals begegneten) ein Ende. Er hatte anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Prager, zum großen Theil tschechischen Studierenden waren ihm abgeneigt, weil er von Wien kam. Man war bisher in Prag gewohnt gewesen, die Professoren der ‚Weltweisheit' in weißen Haaren zu erblicken. Exner war erst 29 Jahre alt. Man dachte sich die Professoren als Pedanten, unbekannt oder doch abgeneigt der Bildung der Zeit; Exner war nichts weniger als dies, in körperlichen Übungen erfahren, ein munterer Gesellschafter, ein geschmackvoller Sprecher. Seine Vorlesungen wichen von dem gewohnten Tone ab; nicht selten verwandelte er sie in Gespräche, mischte kritische Bemerkungen, literarische Bezüge ein, ließ ahnen, dass seine Vorträge einen Blick in das philosophische Leben des ‚draußigen Deutschlands' gewährten und sich nicht an die Schranken des k. k. Lehrbuches hielten. Seine edle, bisweilen etwas vornehme Haltung, die unerschütterliche Ruhe, die er unter allen Umständen zu bewahren verstand, das beherrschte innere Feuer, das nur bisweilen wie eine wohlthätige Glut den sonst gleichmäßigen und ebenmäßigen, hie und da kalt genannten Vortrag durchwärmte . . . das alles zusammen imponierte den Studierenden ebenso, wie es sie unwiderstehlich anzog. Es schmeichelte ihnen, dass sie einen Professor besäßen, wie ‚die in Deutschland' seien. Trotzdem dass ihm alles abgieng, was man zuvorkommendes Wesen nennt — er war wohl eher streng und unzugänglich — ward Exner binnen kaum acht

Digitized by Google

bis neun Jahren der populärste Professor der Prager Universität, der Stolz und, man kann es ohne Übertreibung sagen, das wissenschaftliche nicht nur, sondern das moralische Gewissen seiner Zuhörer."

Das Bild, das hier Robert Zimmermann entwirft, findet seine Bestätigung und Ergänzung durch Äußerungen von Schülern, die es nur im weiteren Sinne waren. Nach dem Urtheil Freiherrn v. Helferts war er „eine gewinnende Erscheinung, der in seinem Auditorium eine musterhafte Ordnung aufrecht zu erhalten wusste, aber nicht durch Rauheit und Strenge, sondern durch seine Ruhe und sein achtunggebietendes Wesen; die Studenten liebten und verehrten ihn" (Helfert, Ms.). Auch Alfred Meissner widmet in seinen Erinnerungen dem verehrten Lehrer der Jugend ein schönes Gedenkblatt. „Er war eine vornehme Erscheinung und sein edles Denkerantlitz bleibt mir unvergesslich. Er pflegte nie in ein Heft zu sehen und spann, was er vortrug, sozusagen aus sich selbst heraus. Die Hand im vollen braunen Haare, in der Haltung und theilweise in der Sprache eines halbwachen Träumers, pflegte er zu untersuchen, ob der Wirklichkeit irgend eine Realität zugeschrieben werden könne, und soviel ich mich erinnere, gelangte er dabei zu keinem für die Wirklichkeit günstigen Resultate. Ob dem Seienden, als solchem, räumliche und zeitliche Bestimmungen zukommen können, wie denn das Ding zu seinen Merkmalen komme, wie es sich mit dem Dinge an sich verhalte u. dgl. m., wurde weitläufig erörtert. Die Lieblinge Exners, auf die er immer wieder zu sprechen kam, waren die als Vorläufer Kants erklärten Eleaten und ganz besonders der ehrwürdige Zeno, welcher über das „Sich selbst gleiche Sein" so viele Spitzfindigkeiten ersonnen . . .". Er findet zwar, dass die „spasshaften Spitzfindigkeiten der Eleaten mit einer, wie ihm scheint, ungerechtfertigten Gründlichkeit durchkritisiert und erwogen wurden", gesteht aber, „Exner eine aufrichtige Verehrung bewahrt" zu haben. „Seine Kritik der Willensfreiheit, seine Versuche, die Ethik aus ästhetischen Principien abzuleiten, haben sich meiner Erinnerung dauernd eingeprägt und auf meine späteren Überzeugungen Einfluss gewonnen." [84])

Und im Anschluss daran berichtet ein anderer Schüler: „Wenn die schlanke, vornehme Gestalt auf dem Katheder erschien, das tiefernste Denkergesicht sich dem Auditorium zuwandte, so verstummte das Rauschen und Summen, das bei einer Versammlung von mehr als 500 jungen Leuten doch sehr natürlich und bei den anderen Lehrern selten ganz zu bannen war, wie mit einem Schlage, und alles lauschte der leisen, aber bei der herrschenden lautlosen Stille bis in den letzten Winkel des großen Saales vernehmbaren Stimme. Er sprach ohne alles Pathos, überhaupt ganz frei von der Absichtlichkeit, die sonst dem lehrhaften Vortrag anhaftet; es

Digitized by Google

schien, als ob er, die Gedanken aus fernen Höhen herabholend, nicht mit Rücksicht auf eine anwesende Hörerschaft, sondern einem inneren Drange folgend, redete. Aber wenn er bei dem Vortrage der Herbartschen praktischen Ideen auf die Idee der sittlichen Vollkommenheit und des Wohlwollens zu sprechen kam, oder wenn er das tiefe Weh, welches eine Pflichtencollision hervorrufen kann, schilderte . . . da konnte sich auch der Stumpfsinnigste des Eindruckes nicht erwehren, die Besseren aber unter uns verließen in einer Ergriffenheit und Erregung den Saal, die noch lange in den Gemüthern nachklang und von dauerndem Einfluss auf Charakter und Geistesbildung blieb." [85])

In ähnlicher Weise spricht sich Ed. Hanslick [86]) in seinen jüngst erschienenen Erinnerungen aus: „Exners schöne Denkerstirne schien uns von einer Art idealem Heiligenschein umwoben, sein ruhig blickendes, geistvolles Auge, seine etwas bedeckte, woltönende Stimme, seine ganze ehrwürdige Erscheinung erfüllte uns mit Achtung und Sympathie."

Überhaupt bezeugt eine vielfache Überlieferung, dass Exner von Natur aus ein starkes pädagogisches Talent besessen habe, welches — gesteigert durch die angeborene Ruhe seines Temperaments und durch die aus stetiger Selbstbeherrschung erwachsene Geschlossenheit seines Wesens — ihm jungen Männern gegenüber eine überwältigende moralische Macht verlieh. Wer in ihren Bannkreis gerieth, erlag ihr willig und völlig, aber er fühlte sich darin nicht gedrückt, sondern gestärkt und gehoben. Die Wahrnehmung solchen Einflusses brachte Exner in den Ruf eines pädagogischen Zauberers, dem auch in verzweifelten Erziehungsfällen nichts unmöglich sei, und wiederholt hat er in der Prager Zeit auf Bitten der Wiener Freunde Vertrauensaufgaben der schwierigsten Art übernommen.

In einem Büchlein [87]) endlich, welches das damalige Unterrichtssystem ebenso drastisch als nach maßgebendem Urtheil wahr schildert, in welchem die Mehrzahl der Professoren sehr schlecht wegkommt, wird Exner als ein „geachteter und tüchtig gebildeter Mann, der es versucht hatte, sich von den Fesseln des vorgeschriebenen Lehrbuches loszusagen", rühmend hervorgehoben, aber auch auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die dies Beginnen hatte, denn „wo dieser Geist nicht die ganze Einrichtung einer Hochschule beseelt, wo im Gegentheile die Zuhörer in den übrigen Collegien wie unmündige Jungen belehrt und behandelt werden, da mussten auch diese Versuche fehlschlagen. So zog sich Professor Exner in Prag provisorisch von seinem Amte zurück, während sich eine gedrückte Stimmung in seinem ganzen Wesen ausspricht". Ganz genau scheint diese Angabe nicht zu sein, aber thatsächlich drohte auch ihm das Schicksal seines Lehrers Rembold. Denn gewisse philosophische Lehrsätze, die er nach Herbart vortrug, ver-

Digitized by Google

anlassten die kirchlichen Behörden zum Einschreiten, und nur dadurch, dass es ihm, unterstützt durch den gefeierten Bolzano, gelang, die vorgetragenen Theoremen als auch vom kirchlichen Standpunkte aus unanfechtbar darzulegen, wurde die Sache beigelegt. Er musste deshalb öfter nach Wien gehen; „als er von einer solchen Reise wieder einmal zurückkam, veranstalteten ihm seine Schüler — für die damalige Zeit etwas ganz ausserordentliches — einen Fackelzug, an dem sich der grösste Theil der Zuhörer betheiligte“.[88]) Und die Schwierigkeiten, mit denen die Stellung verbunden war, sowie die Misstimmung, die ihn vielfach anwandelte, verrathen sich deutlich in seinen Briefen aus jener Zeit, die auch manchen Einblick in den Zustand der damaligen philosophischen „Facultät“ gewähren. So schreibt er am 6. November 1831 an Mozart: „Ich bin ziemlich beschäftigt, da ich die Geschichte der Philosophie übernehmen musste. Man ist hiebei auf eine ziemlich undelicate Weise mit mir verfahren. Meine Burschen hab' ich zur Ruhe gebracht, und meine Collegien können von dieser Seite nun als Muster gelten. Aber es ist eine elende Schulmeisterei. Heute haben wir eine Conferenz, um Mittel aufzufinden, wie der Sittenlosigkeit unserer lieben Jugend gesteuert werden könne, welche gestern, als ein großes aus Männern und Weibern gemischtes Publicum anströmte, die Vorlesungen über Cholerakrankenpflege zu hören, den Eintritt in den Saal verwehrt haben. *O sancta simplicitas*, da werden wir es finden!“ In einem Briefe an seinen Freund Zitkovszky vom 12. März 1832 heisst es: „Mich überfällt zuweilen ein schwer zu überwindender Ekel, und die Lust ergreift mich, einen tüchtigen Sprung in die Höhe und Länge zu machen. Aber an welchem Ort würd' ich wieder den Boden erreichen. Ich fühle mich hier gewaltig ‚provisorisch‘“.

Zeitweilig wechselte die Stimmung; am 22. April 1833 kann er an Mozart schreiben: „In meinen Amtsgeschäften leb' ich jetzt ruhig. Meine Schüler merken allmählich, dass sich mit mir doch auch was machen lasse.“ Aber noch am 17. November 1837 schreibt er an Mozart: „Überhaupt ist mein Gefühl noch immer, als wäre meine Stellung bloß provisorisch, und nächstens müsse eine bedeutende Veränderung vorgehen, wenngleich ich mir sagen muss, dass ich wahrscheinlich in ihr sterben werde. Ob das wohl immer so bleiben wird? An eine Behaglichkeit ist daher freilich nicht zu denken; ja, ich gestehe zu meiner Schande, dass es mir vorkommt, als ob ich halb im Traume lebte. Und wie kann es anders sein, da mein eigentliches Lebensgeschäft, das Lehren, meinen Kräften einen so wenig genügenden Spielraum bietet. Ich hatte stets einen lebhaften Drang, das Leben zu genießen, im eigenen Haus und im geselligen Verkehr, die Kunst in all ihren Formen und die Natur. Vielfach habe ich

Digitized by Google

mich schon bescheiden gelernt; aber den Mangel zu fühlen ist ebenso verzeihlich als traurig. Die besten Kräfte unserer Seele sind wie jungaufschießende Pflanzen, die bald ihre Blätter einziehen, zusammenkriechen und vergehen. Möge nur nicht das ganze Leben so sein. Aber man wird eine Ruine vor der Zeit."

Was aber am meisten seine Stimmung verdüsterte, das war das Gefühl der Vereinsamung, das ihn in jener Zeit so oft beschlich. Er sehnte sich nach dem Freundeskreis, den er in Wien zurückgelassen, umsomehr, als es ihm anfangs nur schwer gelang, in Prag festen Fuß zu fassen und dort einen Kreis zu finden, der ihm nach seiner ganzen Anlage so sehr Bedürfnis war. Zwar unterhielt er mit den Wiener Freunden einen lebhaften Briefwechsel, aber dieser bot nur schwachen Ersatz. Bei der Leichtigkeit, mit der er schrieb, floss ihm das überquellende Herz rasch in die Feder, aber die Freunde konnten nicht Schritt halten, besonders der arme Mozart ist es, der die Ungeduld des Freundes oft erfahren und schwere Vorwürfe über seine und der anderen Lässigkeit über sich ergehen lassen musste.

Wenn er in den Ferien, besonders in den ersten Jahren, auf kurze Zeit nach Wien kam, da gab es Tage des fröhlichsten Wiedersehens; um so lebhafter empfand er die Sehnsucht nach den Lieben in Wien, wenn er wieder in seine Einsamkeit zurückgekehrt war. Aber nicht nur die Freunde und seine Familie sind es, die ihn nach Wien ziehen, sondern auch die Liebe zur Heimat, und er bedauert lebhaft, ihr nicht öfter folgen zu können. „Da ich selbst so gern nach Wien käme," schreibt er am 26. Juli 1833, „wohin die vaterländischen Gegenden und der Wunsch, mit euch zu sein, so mächtig ziehen, so hab' ich es längst überlegt; aber das Resultat war und ist, dass ich nicht hingehe. Es thut mir sehr leid, und es ist dies der erste Herbst, dem ich statt mit Hoffnung und Freude mit Ekel und Verdruss entgegensehe."

Die Freude des Wiedersehens war freilich nicht immer ungetrübt; im Jahre 1833 starb Rossmann, den er so innig geliebt. Da Mozart ihm kurz vor dem Ableben Rossmanns geschrieben hatte, dieser wünsche einen Brief von Exner, schrieb er eine Epistel in Hexametern, in der er in heiterer Selbstironie sein Leben und Treiben in Prag schildert, „um sie ihm mit einigen Zeilen zu übersenden; denn es war mir schwer, ihm im gewöhnlichen Ton zu schreiben, und solcher halbe Scherz schien mir für seinen Zustand das Passendste". Eben als er die letzten Verse schrieb, verkündete ihm ein Brief Zitkovskys, „er sei nicht mehr". Der Erinnerung an den Freund und an die schweren Leiden, die er zu erdulden hatte, gibt er als wahrer Weltweiser in den Worten Ausdruck: „So müssen wir uns allmählich gewöhnen, dass die Freuden der Jugend schwinden und

Digitized by Google

der Ernst des Lebens uns immer näher trete, Trennung und Tod. Was können wir thun! Die Todten ehren und das Leben nützen, so lang es gegönnt ist. Eine große Beruhigung war es mir, zu hören, dass er ohne die Qualen der Todesangst aus der Welt gegangen. Obwohl ich mir selbst einen Tod mit vollem Bewusstsein wünsche, so scheu' ich ihn bei jedem andern; und wer weiß, wie ich selbst ihn ertrüge! Aber ist es nicht genug, die leibliche Hülle des Freundes immer mehr verfallen zu sehen, fast bis zur Unkenntlichkeit, sollen wir auch mit ansehen, wie seine Seele sich sträubt und zerquält und aus allen Fugen geht! Das ist mir immer das Schrecklichste!"

Andere traurige Vorfälle führten ihn nach Wien, 1834 der Tod der Mutter, 1836 der des Vaters. Seine Schwester Antonie zog nun zu ihm nach Prag, sie blieb fortan bei ihm; es war ihm wohlthätig, nach all den Verlusten nicht mehr allein zu sein.

Nicht minder ergaben sich aus den Berufspflichten kurze Besuche in Wien, so im Sommer 1834, um sich über sein „Verhalten zum neuen Schulbuche Instructionen einzuholen". Er fürchtete dabei allerdings, dass das neue Schulbuch ihn zwingen werde, den größten Theil der Ferien auf Umarbeitung der Collegienhefte zu verwenden. Im Frühjahr 1838 kündigt er die Absicht seines Besuches an, theilt aber auch die Bedenken, die ihr entgegenstehen, mit: „Die Zeit, etwa eine Woche, dürfte sich wohl finden ... Auch lockt der Frühling und die spät fallenden Ostern und — kurz, du weißt, nach Wien geh' ich immer gern. Aber! Wird man es nicht ungern sehen, wenn Beamte so oft reisen? Obwohl ich für das Amt nichts versäume; und das Geld, was ich jetzt ausgebe, wird es nicht im Herbste fehlen? . . ." Den Plan der „etwaigen Reise" theilt er dem Freunde gleichfalls mit: er beabsichtigt nach Venedig, wo Freund Blumfeld damals beschäftigt war, und wohl auch nach Mailand, wo Freund Karis weilte, zu gehen. „Ja, ich möchte gar bis Florenz, da ich doch es dann mit verhältnismäßig viel geringeren Kosten thun könnte, als auf einer neuen Reise. Allein aber herumgehen freut mich nicht; es käme also darauf an, ob einer von euch mich begleitete, und versteht sich, ob das Geld ausreicht. Ich wirtschafte gut, und meine Schwester hilft treulich; aber eine Buchhändlerrechnung von 140 fl. C.-M. ist ein harter Schlag." Es darf wohl hier die Bemerkung eingeschaltet werden, dass Exner, wie in allen Dingen, von einer peinlichen Gewissenhaftigkeit in Geldsachen war, wovon viele Briefstellen zeugen.

In den Ferien des Jahres 1838 führte Exner die beabsichtigte Reise wirklich aus, und so war es ihm geglückt, wenigstens zum Theil den schon lange gehegten Wunsch zu befriedigen; über Verona, Mailand,

Digitized by Google

Genua, Florenz, Bologna gieng er nach Venedig, wo er mit seinem Freunde, dem „theueren“ Serafin, „zehn Tage beisammen war und manche schöne Stunde genoss.“ Von Venedig machte er in der Nacht die Überfahrt nach Triest, von da reist er im Eilwagen über Graz nach Wien, wo er noch acht Tage mit Mozart zu verbringen hofft. Zwar muss er erwarten, auch ihn „zur Genüge beschäftigt zu finden, doch seid Ihr hohen Herren doch etwas weniger streng gehalten als die gemeinen Leute in den Provinzen“. (20. September 1838.)

Mit welcher offenen Seele, mit welcher Frische, Empfänglichkeit und Begeisterung er die Herrlichkeiten Italiens in Kunst und Natur aufnahm, zeigt ein Brief an Blumfeld aus Florenz: „Mir ist in dieser Luft so wohl, wie wenn jemand träumt, er fliege. Überall herrliche Paläste, überall die schönsten Statuen, überall Erinnerungen an große Männer; und welche Erinnerungen.“ Er schildert die Herrlichkeiten, die sich auf der Piazza ducale zusammendrängen, und fährt dann fort: „Es ist alles wie ein Traum. Man glaubt mit Goethes Tasso ins Elysium gekommen zu sein, mitten unter die Heroen der Vorzeit . . .“ „Des Schönen ist hier so viel, dass mir nichts fehlt, als der Freund, der es mit mir betrachtet, als du!“

Im folgenden Jahre durchwanderte er auf einem Ferienausfluge das Salzkammergut; eine projectierte Reise nach München musste er aufgeben, da das Besehen der dortigen Kunstschätze ihn zu sehr anstrengen würde. „Mir geht es schlecht,“ klagt er. „Ich habe nun schon volle drei Monate mein Augenübel, und noch ist kein Ende abzusehen. Es ist nicht gefährlich, Folge der Winteranstrengung, lässt mich aber nichts arbeiten. Die Zeitungen lasse ich mir vorlesen, und davon leb' ich.“ (An Mozart, 7. Juni 1839.)

Dieses Augenübel, das ihn infolge großer Anstrengung öfter befiel, und sonstige körperliche Beschwerden nöthigten ihn mehrfach, in den böhmischen Bädern Erholung und Stärkung zu suchen.

Exners Verhältnisse in Prag hatten sich, was den Verkehr betrifft, nach und nach freundlicher gestaltet; er hatte auch hier einen Kreis von Familien gefunden, mit denen er gerne umgieng, eine kurze Zeit war auch sein Freund Zitkovszky in Prag. Wie viel es zur Erhöhung seiner Behaglichkeit beitrug, dass seine Schwester Antonie nach dem Tode der Eltern zu ihm zog und sein Haus versah, wurde bereits erwähnt. Er verkehrte häufig mit dem Historiker Knoll, mit dem Physiker Doppler und einigen anderen Familien; nicht mehr so oft und so lebhaft wie früher befiel ihn das Gefühl der Isolirtheit und Verlassenheit. Wir irren wohl nicht, wenn wir es auf seine Bemühungen zurückführen, dass die Prager Gelehrten sich

Digitized by Google

öfter gesellig vereinigten. Bestand das „Kränzchen“ in Wien aus einem Kreise gleichstrebender Jünglinge, so bildeten jenes in Prag gereifte Männer, die zumeist älter als Exner waren. Von dem ungewöhnlichen Gehalt der in dieser Gesellschaft gepflogenen Erörterungen geben manche Briefe Kunde: es wurden neben philosophischen, nationalökonomischen, historischen Fragen besonders literarisch-ästhetische besprochen, wie die Frage, ob Idealismus oder Realismus in der Schauspielkunst berechtigter sei, die man an der Hand des antiken und modernen Dramas eingehend erörterte. Außerdem wurden eigene Arbeiten der Mitglieder zum Vortrag gebracht und discutiert. Die nationale Bewegung im damaligen Prag, von der schon im ersten Abschnitte die Rede war, brachte allerdings vorübergehende Störungen. So heißt es in einem Briefe vom 20. November 1836: „Unsere Versammlungen haben einen neuen Riss bekommen. Über die Czechomanen hab' ich dir sonst schon gesprochen. Einer von ihnen, der auch zu unserem Abendkränzchen kam, der Historiker Palacký, hat den ersten Band der Geschichte Böhmens herausgegeben. Knoll ist der Überzeugung, dass sie in einem aufreizenden, durchaus feindseligen Geiste gegen die Deutschen geschrieben sei, hat die Meinung öfter ausgesprochen und auch in seinen Collegien polemisiert. Nun ist er wie verfehmt von jenem: die Erbitterung ist ungeheuer. Ich habe das Werk nicht gelesen, kenne aber Bruchstücke, da sie der Verfasser vorgelesen. Mein Urtheil über diese war das nämliche, und schon ist auch dieses bekannt; so trag' ich mit den Fluch. Palacký will nun nicht mehr kommen. . . . Offenbar ist diese Partei stark im Zunehmen, noch aber erstreckt sie sich wenig über die Literatoren hinaus, und kann nicht gefährlich werden, so lange Ruhe und Ordnung in den anderen Theilen der Monarchie herrschen. Selbst unsere Stellung leidet dabei nicht bedeutend, wohl aber die geselligen Verhältnisse.“ Auch im folgenden Jahre äußert sich Exner: „Unser Kränzchen hat sich für heuer noch nicht constituiert, und kaum dürfte es dazu kommen. War gleich wenig dabei zu holen, so stellte es doch einige Verbindung her, die wenigstens gesellschaftliche Vortheile gewährte und manchen schroffen Gegensatz ausgleichen half.“ (An Mozart, 17. November 1837.) Doch blieb sein persönliches Verhältnis zu Palacký ungetrübt; auch später noch, während seines Aufenthaltes in Wien, versäumte es Palacký nicht, wenn er dahin kam, Exner aufzusuchen.[89])

Was aber Exner noch fehlte, was ihm auch die liebevolle Schwester nicht ersetzen konnte, das beste Bindemittel für die Geselligkeit, die er für sein Haus ersehnte, bei den so sehr auseinandergehenden Interessen, das war das Glück des Hauses, wie es nur eine geliebte Gattin bringen

Digitized by Google

konnte. Dieses Glück sollte ihm im reichsten Maße zutheil werden. Exner hatte öfter die Bekanntschaft anmuthiger und anziehender Mädchen gemacht. Blumfeld erzählt uns darüber: „Die unbedeutenden betrachteten ihn mit einer heiligen Scheu, die begabteren fühlten sich angezogen und zollten ihm eine unbedingte Achtung, ein unbefangenes Vertrauen, das ihn ehrte und sie zugleich . . . Frei von aller Eitelkeit, frei von allen kleinlichen Neigungen und Wünschen, wie er war, und mit seiner unbefangenen, echt praktischen Tendenz, unbeirrt durch die begleitenden Mängel jede schöne Regung einer Seele, die ihm entgegenkam, um ihrer selbst willen liebreich zu pflegen, war es ihm ganz natürlich, gesellige Beziehungen mit gebildeten und interessanten Frauenzimmern bis zu einem hohen Grade der Innigkeit, ohne die geringste Beimischung leidenschaftlicher Neigung, fortschreiten zu lassen. Seine Unbefangenheit in dieser Hinsicht war so vollkommen, dass er sie auch bei anderen voraussetzte und zuweilen übersah, wie zart und unbestimmt die Grenzlinie zwischen Freundschaft und Liebe im weiblichen Herzen gezogen ist. So wurde er wiederholt der Gegenstand leidenschaftlicher Liebe, die er gar nicht gewahrte, an die er nicht glauben wollte, bis das Feuer zu stark um sich gegriffen hatte, um wieder gelöscht werden zu können. Er hatte bei einer solchen Entdeckung den Eindruck einer psychologischen Enttäuschung und fühlte das tiefste Bedauern über das Übel, das er unwissentlich gestiftet. In seiner Seele war aber alles so richtig und klar im Sinne der anspruchslosen Freundschaft vor sich gegangen, dass auch jene Überraschung nichts daran zu ändern vermochte — und er nur das Verhältnis, wie er es aufgefasst hatte, und wie es ihm wert geworden war, mit Schmerz aufgeben musste.“ Als er an sich dieselbe Erfahrung einer nicht erwiderten Neigung machte, „wobei freilich alles“, wie Blumfeld bemerkt, „sein Empfinden und sein Verhalten, das eigenthümliche, fast unbeschreibliche Gepräge seines edlen und starken Wesens an sich trug“ — da schrieb er seinem Freunde Blumfeld: „Es ist, ich darf es sagen, eine edle Blume meines Herzens, die ich in den Grund treten muss, die schönsten Hoffnungen meiner Zukunft waren daran geknüpft. Aber niemand ist schuld daran; es ist ein unglücklicher Zufall. Meine Brust, einmal diesen Gefühlen geöffnet, schließt sich wieder, und eine Periode meines Lebens ist damit zu Ende... Übrig bleibt die Arbeit und eure Freundschaft.“ Aber wenige Jahre darauf bot ihm ein gütiges Geschick vollen Ersatz.

Am 11. April 1840 schrieb er seinem Freunde Mozart, dass er im Begriffe stehe zu heiraten und die Hochzeit auf den 13. Mai festgesetzt sei. Seine Verlobte, Charlotte Dusensy, war eine feingebildete, in Wien geborene junge Dame, die Exner aus längerem Verkehre im Hause ihres nach

Digitized by Google

Prag übersiedelten Vaters, eines vermögenden Kaufmannes, kannte und verehrte. Schon als er seinem Freunde Blumfeld den Vermählungstag anzeigt, schrieb er ihm: „Mit Freuden sage ich, dass, je mehr ich mit meiner Braut zusammen bin, ich sie immer umso lieber gewinne, und meine Zuversicht, mit der ich einer glücklichen Zukunft entgegensehe, wächst mit jedem Tage.“ Und einen Einblick in die Idylle der jungen Ehe bietet folgender Brief an Mozart vom Juni 1840:

„Wir hätten Dir freilich schon lange schreiben sollen, und es wäre auch geschehen, wenn nicht die unseligen Flitterwochen jedes vernünftige Thun wie mit Raupenfraß vernichteten. Drum besteh' ich auch fest darauf, dass ihrer nur vier seien, die morgen zu Ende gehn; aber meine Frau will durchaus noch zwei dazu, indem sie sich auf das Gewohnheitsrecht beruft und wie zu einem Königin-Process aus allen Ländern der Welt Zeugen herbeiruft. Jetzt auch sitzt sie im Nebenzimmer am Clavier, und statt unausgesetzt die Kramerschen Fingerübungen zu spielen, kommt sie alle Augenblicke gelaufen, mich zu fragen, ob ich sie nichts zu fragen habe. Da soll man gedeihen! Kein Wunder, wenn ich nicht einmal das Datum des heutigen Tages weiß. Ich soll Dir von meinem häuslichen Leben schreiben. Nun, ich hab' es gethan und füge bei, dass ein Wesen zu besitzen, das einem angehört wie ein Theil von uns selbst, ein so köstliches Gefühl ist, wie ich kaum ein anderes kenne. Möchtest du und Serafin es bald erfahren!

Wären meine Augen gut, es bliebe mir wenig zu wünschen übrig. Ich bewohne ein höchst freundliches Zimmer auf dem Lande. Mein Schreibtisch, ein elegantes Hochzeitsgeschenk, mit desgleichen Schreibzeug, Uhr, Blumenglas sammt Strauß etc. verziert, ist so gestellt, dass ich durch die gläserne Balkonthür das Dörfchen unten mit seinen Gärten und weiter hinaus die nahen Berghöhen überschaue, an denen die Moldau hinfließt, um nach Sachsen hinauszuschlüpfen. Daneben hab' ich einen schönen Salon mit dem Clavier und Sofas, und von der andern Seite das Schlafzimmer, alles mit herrlichen Aussichten nach sämmtlichen vier Weltgegenden; daneben einen freundlichen, großen Garten. Alles ist Eigenthum meines Schwiegervaters. An all diesen Orten nun wird bisher noch schrecklich viel getändelt; doch auch die ‚Allgemeine Zeitung‘ vorgelesen, etwas aus den literarischen Zeitungen, dann Herder, Goethe; ferner englisch übersetzt, alles gemeinsam. Für mich arbeite ich auch, Logik, soviel Augen und Zeit erlauben, und als Zukost kommt das Clavier, und ich brumme als Erinnerung öfter ein Schubertsches Lied. So geht es bis jetzt; allmählich wird es ernster gehen, und so Gott will, immer so gut.“

Digitized by Google

Von Exners Ehe sprechend, bemerkt Blumfeld: „Was dieser Mann seiner Familie war, mag wohl niemand erschöpfend zu beschreiben unternehmen, obwohl eine solche Darstellung die schönste Abhandlung über die Ehe sein würde." Das soll natürlich auch hier nicht versucht werden. Da wir aber Exner nicht nur in seinem öffentlichen Wirken, sondern nicht minder als Menschen schildern wollen, muss mit wenigen Worten auch der Gatte und Vater zu seinem Rechte kommen.

Mehr als die ausführlichste Darstellung dürfte die Mittheilung von Briefstellen Einblick in das schöne Familienleben Exners gewähren. Im Jahre 1840, als er zum erstenmale fern von seiner Frau weilte, schrieb er ihr: „Liebes Weib! Seh' und fühle ich, wie die Tage fliehn, so wird mir nicht selten bange, ich möchte auf der schönen grünen Weide des Lebens auf einem dürren Flecken mich herumdrehn. Sei Du der Thau des Himmels und belebe und nähre, was in mir und um mich blühn will. Nicht nur im Sumpfe darf man uns nicht finden, auch auf der bestaubten Heerstraße des gemeinen Lebens wollen wir uns nicht herumtreiben. Lass' uns die Höhen suchen, wo wir die Erde mit freierem Blicke überschauen und dem Himmel näher sind. Um aber dahin zu gelangen, dürfen wir den Weg durchs Thal nicht scheuen. Gewissenhafte Erfüllung der unscheinbaren, aber unerlässlichen Pflichten, welche der Tag und die Stunde unausgesetzt aufstellen, ist die Basis, auf der allein ein fester Bau im Reich des Idealen sich erhebt. Ich hasse Schwindelei und Schwärmerei, welche achtungslos ist für das Nothwendige, weil es gewöhnlich ist; sie ist nur von kurzer Dauer, und was zurückbleibt, ist im besten Falle: Reue, im gewöhnlichsten: ein Sich-bequem-machen in der Gemeinheit mit Verzichtung auf jedes Weiterstreben. Wenn unsere gesellschaftliche Stellung uns unter die Höhergebildeten reiht, so soll eine Censur des Inneren uns nicht daraus verbannen dürfen; so lass' uns denken und thun!"

Zeigt aber dieser Brief, was er von seiner Frau als Gattin hoffte, so lehrt ein anderer, wie er über die Bedeutung und die Pflichten der Frau als Mutter und Erzieherin dachte. Als ein zweiter Familienzuwachs bevorstand, schrieb er seiner Frau aus Marienbad am 1. September 1841: „Du armes Weib! Könnte ich Dir nur helfen, ich thät's gern. Aber wie der Soldat nicht klagen darf, wenn er im Feld seinen Teint verdirbt, so die Frau nicht über den Verlust ihrer Taille; auch sie steht auf dem Felde der Ehre. Es war in den verdorbensten Zeiten des alten Rom, wo die Frauen, die Unbequemlichkeiten der Mutterschaft scheuend, sich regelmäßig durch medicinische Mittel davon befreiten. Darum wurde es in Sclaverei gebracht durch ein anderes, von kräftigen Müttern geborenes Volk. So denke denn, Du lebst für die Kraft und den Ruhm Deutschlands: Deine

Digitized by Google

Söhne werden wahrscheinlich einmal kämpfen müssen gegen französische und russische Anmaßung, und was sie da an Ehre und Ruhm erwerben, davon wird ein schöner Theil der Mutter zufallen. Dies ist mein lauterster Ernst, und ich beklage die Zukunft deshalb nicht, sondern ich beneide sie. Darum wollen wir aber unsere Buben physisch erziehen wie künftige Soldaten. Hart müssen sie sein, jede Entbehrung freudig ertragen, und vorzüglich in allem sich selbst genug sein, sich selbst helfen können. Innerlich sollen sie eine reine Seele haben und begeisternde Ideen. Unsere Mädchen aber sollen nichts als Mütter werden können, die wieder solche Söhne haben. Das Erste hiezu aber ist, dass Du uns die Buben gesund ins Haus lieferst, und darum geb' ich Dir im Gedanken einen Kuss und sage: sieh Dich vor! Das künftige Glück der Menschheit liegt in den Händen der jetzigen Mütter; sie haben es zu verantworten, ob eine Generation von Feiglingen, zu nichts gut als die eigenen Lüste zu pflegen, oder von edel strebenden Männern die nächste sein wird. Im Leben geistig und besonders moralisch hochgebildeter Männer zeigt sich gewöhnlich, dass ihre Mütter entscheidenden Einfluss auf sie geübt. So seh' ich es namentlich jetzt wieder aus Tiedges Biographie, und dies ist auch der gesunde Kern des katholischen Mariencultus. Ihr alle gebärt Gottes Söhne, von Eurer Erziehung hängt es ab, ob sie auch Erlöser der Menschheit werden, denn jeder Tüchtige erlöst die Menschheit von mehr als einem Übel."

So erzog sich Exner in seiner Frau, die diesen Grundsätzen einen empfänglichen Sinn entgegenbrachte, die beste Erzieherin für seine Kinder, die sein Werk, von dem er vorzeitig abberufen wurde, fortsetzen konnte. Freilich wurde im Hause Exner nicht viel im eigentlichen Sinne erzogen. „Mein Vater", sagte mir einer seiner Söhne, „war der Ansicht, dass die Erziehung mit sieben Jahren abgeschlossen sei, und hatte nicht viel Erziehungsregeln: Wahrhaftigkeit, es sich nicht leicht, und das Schwere zuerst machen, das sind die Lehren, an die ich mich erinnere."

Welche Gefühle aber sein Vaterherz bewegten, davon mag eine kleine Stelle aus einem Briefe, den er an seine Frau aus Berlin am 16. August 1842 richtete, Zeugnis geben:

„Was machen unsere Buben? Ich muss Dir sagen, dass bei jedem kleinen Kinde, welchem ich auf der Straße begegne, ich eine kleine, unwillkürliche Aufwallung um das Herz herum verspüre. Es ist doch ein närrisches Ding um die Natur."

Die Zufriedenheit, die Exner nunmehr empfand, steigerte sich immer mehr. „Wie manches Erfreuliche," sagt Blumfeld, „das er sich wünschte, unerreicht, wie manches Bedeutende, dass er sich vorgesetzt, ungethan bleiben musste, als Krankheit und Tod ihn vorzeitig von der

erlangten Höhe seiner Wirksamkeit hinwegnahm, so ist doch das häusliche Glück an der Seite der gesinnungsgleichen, trefflichen Gattin und umgeben von hoffnungsvollen Kindern [90]) ihm bis zum letzten Augenblicke ununterbrochen getreu geblieben."

Es wurde oben versucht, nach Schilderungen von Schülern ein Bild von Exners akademischer Lehrthätigkeit zu entwerfen. Aber es gab daneben auch Amtsgeschäfte, die mit ungewohnter Arbeit verbunden waren. Am 7. November 1833 hatte er die Promotion zweier Candidaten der Philosophie vorzunehmen, und die Rede, die er bei diesem Anlasse hielt, zeichnet sich nicht nur durch leichten Fluss der lateinischen Sprache und Tiefe der Gedanken aus, sondern sie verräth auch einen äußerst feinen Takt des jungen Promotors, der zu solcher Würde zum erstenmale berufen ward. Der eine der beiden Candidaten war der erste Jude oder, wie es in der Rede heißt, „christianae religioni ac fidei non addictus", der in Prag mit der Doctorwürde der Philosophie bekleidet wurde. [91]) Es lag nun nahe, auf den Wandel der Zeiten hinzuweisen; aber mit welch feiner Wendung geschieht dies. „Habet sua fata quodlibet aevum, quae evitare frustra tentabis. Nostrum est quaecumque majores statuere aut fieri voluerunt, ea respicere pietate, quae filios decet; semperque ante oculos nobis versetur, quum variis cognitionibus sine dubio antecellimus, morum tamen probitate et sinceritate animi nos eos vix umquam esse superaturos. Sed est, quod gaudeamus, ea nos incidisse in tempora, in quibus rerum divinarum studio amorem erga homines consociare, alienas ferre opiniones, et quae recta honestaque nobis videntur, firmiter quidem, sed sine jurium offensione prosequi didicimus. Opinio dividit, amor conciliat."

Mehr als jetzt hatte ein Lehrer der Philosophie damals mit Prüfungen zu thun, und die Klage über diese Mühe kehrt öfter wieder in seinen Briefen; so schreibt er am 23. Februar 1834: „Ich lebe jetzt ein ganz abscheuliches Leben, das der Prüfungen; besonders widerlich, weil es mich aus allen meinen Arbeiten herausgeworfen hat, Philosophie und .... Metaphysik ... liegen fast ganz danieder, da ich von der Arbeit des Tages immer ganz ermattet bin." Im Jahre 1834 war er Decan. „Mein Decanat brachte mir", heißt es in einem Briefe an Mozart vom 14. October 1834, „allerlei langweiligste Dinge, darunter auch schöne Archivargeschäfte, dabei sollten Sie sein! Ich wollte Sie tractieren!" Auch dieses Amt legte ihm die Verpflichtung öffentlich zu reden auf, und die schöne deutsche Rede, die er bei der Immatriculation am 20. December 1834 „über die Stellung der Studierenden auf der Universität" hielt, ist mehrfach abgedruckt worden [92]), die lateinische ist bisher nicht veröffentlicht. Beide Reden zeigen, welche

Digitized by Google

hohe Auffassung er von der Aufgabe des Studenten hatte, und sie konnten ihren Eindruck auf das empfängliche Herz der Jugend nicht verfehlen. Er sollte aber auch bald mit Genugthuung erfahren, welche Wirkung seine Rede in weiter Ferne gemacht, denn am 17. November 1837 meldet er scherzhaft an Mozart: „A propos! Meine Rede ist in eine fremde Sprache übersetzt, eine europäische. Wenn Du unter sechsmaligem Rathen sie triffst, so zahl' ich bei unserem nächsten Zusammensein eine Flasche Champagner, wo nicht, so zahlst Du sie; nun rathe! — Es ist die croatische!? Zu Agram geschah's. Was fehlt mir nun noch?"

Zu eigentlich literarischer Wirksamkeit war Exner noch nicht gekommen. Über seine Studien erfährt man manches aus seinen Briefen an Mozart. So schreibt er am 11. September 1831: „Über meinen Studienplan: ich lese morgens Homer, die Iliade, und zwar im Griechischen und Deutschen, doch so, dass ich diesen ohne Aufenthalt fortsetze und in jenem gehe, soweit ich eben komme. Abends ist Horaz an der Reihe, doch dieser ganz im Original. Hab' ich den deutschen Homer geendet, so nehm' ich auf dieselbe Weise Theokrit oder Vergils Eklogen. Komm' ich in diesem Jahre mit den genannten Leutchen ans Ziel, so bin ich zufrieden. Dabei üb' ich öfter das Lautlesen in jenen und in Gedichten. Alle Sonn- und Donnerstage wiederhol' ich Auszüge aus der Geschichte; die übrige Zeit gehört der Philosophie." Über seine Arbeiten auf seinem eigentlichen Gebiete, der Philosophie, besonders der Logik, berichtet er dem Freunde getreulich. Er trug sich mit dem Gedanken, ein Lehrbuch zu schreiben, der Freund hatte ihm gerathen, sich daran zu machen; doch waren ihm Bedenken gekommen. „Sie rathen," schreibt er am 26. Juli 1833, „dass ich mich mit dem Lehrbuche beschäftige. Seit ich schrieb, sind aber neue Dinge bekannt geworden, die das Unternehmen bedenklich machen. Gegen das Schulbuch von Likawetz, seit 1820 eingeführt, ist jetzt vom Nuntius des römischen Hofes zu Wien eine so heftige Klage erhoben worden, dass man die Absetzung des Likawetz fürchtet, und der gegenwärtige Referent ist beauftragt, bis zur Abfassung eines neuen Schulbuches irgend ein ‚altes orthodoxes' Werk vorzuschlagen. Wenn bei einem Werk, was durch alle Instanzen die Feuerprobe bestanden, nach dreizehn Jahren solches dem Verfasser geschehen kann, ist es da nicht eine bedenkliche Sache, Autor zu sein?" In einem Schreiben an einen anderen Freund vom 23. Februar 1834 kommt er aber darauf zurück. „Ich fange jetzt doch an, zu dem Gedanken, ein Lehrbuch der Psychologie für die Schule zu schreiben, ein Herz zu fassen. Noch bin ich im Durchdenken auf kein unübersteigliches Hindernis gestoßen; jedenfalls aber will die Arbeit noch

Digitized by Google

ihre mindestens zwei Jahre. Mit der Logik dürfte es dann wohl leichter gehn, und schon dämmert mir ein Schein für die Metaphysik. Aber die Moralphilosophie liegt in dicker Finsternis." Der Wunsch, sich zunächst durch wissenschaftliche Leistungen in die Gelehrtenwelt einzuführen, hielt ihn stets davon ab; außerdem nahmen ihn andere Arbeiten zu sehr in Anspruch. Er schrieb an Mozart am 17. November 1837: „Meine Studien sind jetzt sehr trocken und etwas langweilig. Sie betreffen die Mathematik, Logik und Physik. Dass die ersten zwei trocken sind, glaubst Du aufs Wort; für die Physik fehlen zunächst die Experimente. Es handelt sich noch darum, vergessene Facta aufzufrischen und neue zu sammeln. Ihrer aber ist eine Unzahl, und der vereinende Gedanke fehlt. Ich habe nie gedacht, dass diese Wissenschaft noch in solchem Grade ein unordentliches Gemengsel vereinzelter Thatsachen ist, wie ich es jetzt sehe, und dass die ersten Physiker noch so wenig wissen ... Nebenher lese ich kleinere neue Werkchen philosophischen Inhalts. Einige Preisfragen haben mich wieder sehr angezogen. Es ist nicht zu verkennen, dass eine glückliche Lösung einer solchen viel Ersprießliches für mich hätte. Aber ich habe die Wahl, meine Studien zu unterbrechen und nie zu was Rechtem zu kommen, oder meine schriftstellerische Thätigkeit zu verschieben, und muss das letztere wählen. Immer mehr aber hoffe ich, in einigen Jahren etwas leisten zu können, was nicht unbemerkt bleibt, noch nutzlos. Ich habe sogar schon einen Gegenstand ins Auge gefasst, mit dem ich vielleicht debütiere; fürs Ausland, denn fürs Inland hoff' ich früher noch einen Theil des Schulbuches zu schreiben. Es ist dies eine Streitschrift gegen den jüngeren Fichte und seine Genossen, welche eine ‚neueste Schule' unter Schellings Patronat zu gründen vermeinen. Wahrscheinlich spring' ich mit Eclat mitten in die Arena, indem ich geradezu einen Band Briefe an Herrn J. H. Fichte ‚über die neueste Philosophie' erscheinen lasse."

Sein erster Aufsatz erschien 1837 in der Glaserschen Zeitschrift „Ost und West" (Prag): „Über Wesen und Zweck der Philosophie", in welchem er die Aufgabe dieser Wissenschaft und ihrer Hauptzweige: Ethik, Logik und Ästhetik, erörtert und zeigt, dass, was immer für einen Gegenstand der menschliche Geist ergreifen möge, er bei tieferem Eindringen das Bedürfnis philosophischer Bildung fühle, und schließlich darlegt, wie schwierig die Forschung auf diesem Gebiete sei und welche Aufgaben noch ungelöst seien. Ein Werk des Innsbrucker Professors der Philosophie, Jäger, „der früher schon eine Psychologie und Moralphilosophie, größtentheils Plagiate aus Lichtenfels' Schriften, herausgegeben", diesmal eine empirische Psychologie, — „es ist wieder Salatsche Logik mit Lichtenfelsscher Aufputzung.

vermischt mit gedankenloser Compilation aus einigen anderen Werken" — wurde ihm von der Studienhofcommission zur Beurtheilung, ob es sich als Schulbuch eigne, zugesandt, und dieses brachte ihn auf den Gedanken, einen alten Plan auszuführen und unter dem Titel einer Kritik dieses Werkes eine Beurtheilung des Salatschen Systems zu schreiben. „Dies habe ich gethan," fährt er in dem Briefe an Mozart vom 12. November 1840 fort, „und ich glaube, es ist gut ausgefallen. Es soll eine Vertheidigung meines eigenen Abfalls von diesem System bei denjenigen meiner Bekannten sein, die sich dabei für interessiert halten, zugleich aber die einseitigen Anhänger desselben unter uns warnen, ihre Zuversicht mindern und sie toleranter machen für abweichende Lehren. Nun muss es aber gedruckt werden, und zwar im Inlande, damit die es lesen, für welche es bestimmt ist, also in den „Wiener Jahrbüchern". Aber wie dies machen? Habt Ihr keinen Einfluss auf dieses Institut? Ich will sogleich einen zweiten Aufsatz beginnen, eine Kritik einiger ausländischer Logiker, dann vielleicht über die Leistungen der Hegelschen Schule im Gebiete der Psychologie. Nebenher geht meine Logik einen freilich um so langsameren Gang, allein es ist nothwendig, dass ich mich in jener Weise rühre." Dieser Aufsatz erschien in den Wiener Jahrbüchern (Jahrg. 1841) und verfehlte nicht seine Wirkung; er wurde „schon vor seinem Erscheinen unter den Männern vom Fache in Wien besprochen" (an Mozart 20. Juni 1841), führte den Verfasser als ebenso gewandten und eleganten wie scharfsinnigen Kritiker ein und veranlasste sogar eine heftige Polemik gegen ihn „in dem in Wien entstandenen und seitdem wieder abgestorbenen „Österreichischen Centralorgan für Literatur" [93]) . . . „Der Angreifer", schreibt Exner an Mozart am 3. November 1842, „war Professor Unger in Laibach, auf Aufforderung von Lichtenfels. Die Sache ist nichts weiter als lächerlich; ich bedaure nur, Unger, von dem ich eine gute Meinung hatte, mir künftig als einen in philosophicis sehr unwissenden Menschen denken zu müssen. Mein Zweck aber ist erreicht; es wagt bei uns kaum mehr Einer über Philosophie zu schreiben, ohne gegen Herbart wenigstens zu polemisieren." (An Mozart, 3. November 1842.) Er bereitete ein paar andere Aufsätze vor, den einen über zwei Religionsphilosophien aus der Herbartschen Schule, den anderen über den Zustand der Psychologie in der Hegelschen Schule. „Das hält nun freilich", schreibt er am 26. Jänner 1841, „meine Logik ziemlich zurück, da ich mich fortwährend schonen soll und es leider nur zu wenig thun kann. Doch hole der Henker für jetzt die Logik; ich muss einmal nach außen hin mich rühren, sonst welk' ich ein wie ein Pilz im Sonnenschein. Auch kämpfe ich dabei unmittelbar für meine häusliche Stellung. Der Aufsatz über Salatsche

Digitized by Google

Philosophie hat die Schlacht begonnen, der folgende über Hegel setzt sie fort gegen andere, weit gefährlichere Gegner, die bereits wacker dreingeschlagen haben. Es ist sehr hohe Zeit, dass der heilige Eifer ein wenig abgekühlt werde." Dieser Aufsatz erschien nicht in den Jahrbüchern. Vielmehr erschien bald darauf als selbständige Schrift: „Die Psychologie der Hegel'schen Schule, beurtheilt von Dr. F. Exner, Leipzig, Friedrich Fleischer, 1842." Bei dem Aufsehen, das sie machte, und dem Erfolg, den sie ihrem Verfasser brachte, müssen wir bei ihr ein wenig verweilen.

Wie er in der im November 1841 geschriebenen „Vorbemerkung" angibt, veranlasste ihn der Umstand, dass er „wenig Hoffnung hatte, Überzeugungen in Bezug auf den besprochenen Gegenstand bei den Lesern zu begründen", wenn er nicht ausführlich in denselben eingienge, und das Interesse, „welches ein größeres Publicum fortwährend dem beurtheilten System zuwendet", von der Veröffentlichung der Arbeit in einer Zeitschrift abzukommen. Zur Charakteristik der Schrift dürfte Folgendes genügen. Im harten Kampfe, den in der deutschen Wissenschaft die Hegelsche Philosophie entfacht hat, will Exner eine Seite des Hegelschen Systems betrachten, „welche, den Hauptgegenständen der lauten Befehdung ferner liegend, unparteiische Besprechung umso besser verträgt, auch dieselbe in größerer Ausführlichkeit noch nicht erfahren haben dürfte", die Psychologie; denn „in ihr kommen Ansichten zur Anwendung, welche in anderen Theilen bereits festgestellt wurden; sie selbst aber soll die durch die Erfahrung gegebenem Seelenzustände erklären. Der Moralist, der Politiker, der Pädagog und wer sonst gründlicher Einsicht in die menschliche Seele bedarf, kommen zu ihr um Belehrung. Eine Psychologie, die sich untüchtig zeigte, solche Belehrung zu gewähren, bewiese, dass sie ihre Aufgabe nicht gelöst; ein philosophisches System, welches eine untüchtige Psychologie lieferte, müsste nothwendig an wesentlichen Gebrechen leiden." Die Seelenzustände können aber, so schwierig auch die Aufgabe sei, beschrieben werden, denn „ist es auch nicht möglich, dass die Beschreibung allen Verwandlungen der Seele folge, so kann man es vielleicht machen wie die Mathematiker, welche, wenn sie eine Linie suchen, häufig zuerst nur einzelne ausgezeichnete Punkte derselben, etwa die Wende- und Durchschnittspunkte, bestimmen." Wie für die Erscheinungen der Außenwelt, gebe es auch Gesetze der Seelenzustände, im anderen Falle gäbe es keine Psychologie, wie es keine Wissenschaft des rein Zufälligen gebe; es könne daher nur die Einsicht in die Gesetze jener Veränderungen zu praktisch brauchbaren Resultaten führen. An der Hand der Hauptwerke der Hegel'schen Schule, der Psychologien von Rosenkranz, Michelet und Erdmann unterwirft er die Aufstellungen dieser Schule und ihre

Digitized by Google

Consequenzen im einzelnen einer scharfen Kritik. In den untersuchten Werken findet er aber folgende charakteristischen Merkmale, die er näher begründet: „das Aufnehmen der Begriffe von außen, während man sie für selbsterzeugte ausgibt". „die Willkür in Handhabung der als einzig richtig adoptierten Methode", „die Verunstaltung der Erfahrungsbegriffe bis zur Unkenntlichkeit" und als durchgreifendstes Merkmal „ein loses Spiel mit leeren Begriffen, welches hier und da selbst zur Faselei wird". Exner kommt zu dem Resultate, dass die Psychologie in der Hegelschen Schule einen großen Rückschritt gethan; im Übermuthe ihrer Methode höhne sie die Erfahrung und leugne die Gesetze, damit habe sie die Fundamente ihrer Wissenschaft umgestürzt. Zudem aber wirft er den Hegelianern vor, dass sie von den höchst bedeutenden neueren Leistungen keine Notiz nehmen. Er meint insbesondere die Leistungen Herbarts. „Dieser Denker, den wir nun auch zu den Abgeschiedenen zählen müssen, hat auf einer höchst einfachen Grundlage, dem Begriffe der Einfachheit der Seele, und dem Satze, dass die einfachen Empfindungen unter gewissen Umständen als Kräfte zu betrachten sind, mit Hilfe der Rechnung ein System der Psychologie erbaut, welches das Entstehen der wichtigsten geistigen Zustände und ihrer Gesetze mit einer bisher ungewohnten Schärfe zeigt. Die ursprünglichen, selbständigen, allgemeinen Seelenvermögen, welche jeden Weg zur Erkenntnis verbauten, sind zu individuellen Entwicklungszuständen geworden, deren Ursprung und Wechselwirkung klar vor Augen liegt. Für die Grundlagen liefert die allgemeine Metaphysik die Beweise, doch können sie auch als Hypothesen angenommen werden und leisten dann für die Psychologie, was die Vibrations- oder Emanationshypothese für die Einsicht in die Lichterscheinungen. Die Psychologie, obwohl noch in ihrem Werden, scheint dadurch zum erstenmale zu dem Range einer Wissenschaft erhoben zu sein." Herbart habe, was Leibniz, Wolf, Lambert, Herder, Kant, Fries, geahnt, ins Werk gesetzt. „Man kann dieses Werk, das Resultat eines langen Lebens und einer Geisteskraft, die allgemein als eine ungewöhnlich starke anerkannt ist, bezweifeln, verwerfen, aber nicht ohne Unredlichkeit ignorieren. Am wenigsten darf dies die Hegelsche Schule thun. Denn wenn ein einziges Blatt in Herbarts psychologischen Werken richtig ist, so fällt das ganze Gebäude Hegelscher Psychologie in Trümmer."

Es hängt mit der anziehendsten Seite im Charakter Exners zusammen, dass ihn die Psychologie als Voraussetzung der Ethik am meisten anzog, denn trotzdem er seine Studien der Logik stets wieder zuwandte, zu deren Abschluss er jedoch nicht gelangen sollte, gehört die Mehrzahl der von ihm vorhandenen Aufsätze diesem Gebiete an. An Herbart hatte er sich aber immer inniger angeschlossen, und er wurde der Apostel seiner Philo-

Digitized by Google

sophie in Österreich.[94]) Er veranlasste seinen talentvollsten Schüler, den nachmals durch ihn nach Wien berufenen Franz Lott, nach Göttingen zu gehen, um dort die Vorträge des Meisters zu hören. Exner selbst war es nicht vergönnt, ihn kennen zu lernen. Im Jahre 1841 beabsichtigte er auf einer Ferienreise, die er vorhatte — er wollte, wie er Mozart am 20. Juli 1841 schrieb, „nach Leipzig, Halle, Weimar, Jena gehen, um Bekanntschaften anzuknüpfen" — auch ihn zu besuchen, erhielt jedoch in Marienbad, wo er sich damals aufhielt, die Nachricht von seinem Tode.

Die heftigen, von persönlichen Ausfällen nicht freien Entgegnungen der angegriffenen Gelehrten zwangen Exner, 1844 ein zweites Heft seiner Kritik der Psychologie der Hegelschen Schule erscheinen zu lassen; es enthält nach einer ebenso würdigen als kurzen Abfertigung der persönlichen Anwürfe einen erneuten, in einigen Punkten noch tiefer ausholenden Angriff, nun nicht mehr bloß auf bestimmte psychologische Schriften der Schüler Hegels, sondern auf das System des Meisters selbst, insoferne es nach Grundsätzen und Methode als die Quelle der angefochtenen Psychologie sich darstellte.

Die Macht der Hegelschen Philosophie stand dazumal auf ihrem Höhepunkt; innerlich beherrschte sie die Geister nicht bloß der meisten Fachmänner, sondern der weiten Masse fast aller wissenschaftlich Strebenden auf jeglichem Gebiet; ihre tiefsinnig-dunkle Terminologie hatte sich zu einer Geheimsprache erhoben, welche angeblich zu verstehen Pflicht des philosophisch Gebildeten war; äußerlich aber beherrschte sie die Lehrstühle Deutschlands und galt bis in die höchsten amtlichen Kreise hinauf als „die Weltweisheit" schlechthin, als der Schlüssel zu allen Thoren der Erkenntnis und der Macht. Ihr entgegenzutreten, sie in der Front anzugreifen, zumal wenn die Kriegserklärung aus dem Munde eines namenlosen, jüngeren Gelehrten des wissenschaftlich nicht vorhandenen Österreich kam, musste schon als Kühnheit Aufsehen erregen. Der sichere Ton aber, in welchem es geschah, erzwang sich zum voraus die Beachtung des Lesers. Wenn es schon auf Seite 19 des ersten Heftes heißt: „Wer mit ernstem Verlangen auf Belehrung diese Werke durchliest, den muss eine Abschnitt für Abschnitt wachsende Trostlosigkeit ergreifen, welche nur allmählich durch die Beobachtung der possierlichen Mannigfaltigkeit gemildert wird, mit welcher fort und fort das leere Nichts aus der platzenden Dunsthülle hervorspringt" — so konnte, wer so schrieb, nur entweder ein geistvoller Pamphletist oder ein seiner Sache sehr tief versicherter kritischer Kopf sein. Dass ersteres nicht der Fall, lehrten die folgenden Ausführungen mit ihrer wuchtigen Beweisführung und schweren Gelehrsamkeit im Gewande schlichter, aber strenger Darstellung. (I, 57 ff., II, 64 ff.)

Digitized by Google

Was aber dem Werkchen Exners die ungewöhnliche Wirkung verlieh, durch welche es in der Geschichte der Entthronung der Hegelschen Philosophie seinen Platz behauptet, das ist die Frische und Unerschrockenheit, mit welcher es, auf Erfahrung und gesunde Beobachtung gestützt, den dialektischen Phantomen des Gegners zu Leibe geht, indem es die concrete Bewährung des abstract Gelehrten unerbittlich fordert, und wo sie versagt, die hohlen Begriffsgebilde mit feinem Spott in ihr Nichts auflöst. „Das Wachsein ist nach Rosenkranz, S. 69, der Act des Urtheilens: Ich bin; das Setzen des Unterschiedes von Subject und Object. Da nun die Kinder gewöhnlich wachend, weil schreiend, geboren werden, so denkt der Verfasser vermuthlich, sie springen mit dem Urtheil: ‚ich bin‘, in die Welt herein. Warum gibt er sich aber später so viel Mühe, das Selbstbewusstsein als ein weit höheres Entwicklungsmoment aufzuzeigen?“ (I, 7). ...„Es folgt die Erklärung des Hörens. Das Hören soll auf der Zeit beruhen, wie das Sehen auf dem Raume; ja wieder wird uns im Chor versichert, der Ton sei nichts als ‚die erfüllte Zeit‘. Dass Musiker ihre Zeit häufig mit Tönen ausfüllen, ist bekannt. Andere aber pflegen es mit anderem zu thun.“ (I, 11). ...„Suchen wir Hilfe auf S. 74 (Rosenkranz), wo es heißt: Die Empfindung ist unmittelbares Dasein des Geistes; ferner: sie ist durch Spontaneität des Geistes gesetzte Bewegung. Michelet, S. 243, fügt hinzu: die Empfindung ist ‚das, wo die ganze Natur als ein dumpfes Weben des Geistes in sich erscheint‘. Wer eine dieser Erklärungen brauchen kann, mag sie wählen; uns scheint der Ausspruch des Meisters: die Empfindung sei das Unsagbare, Unvernünftige, in diesen Bemühungen seiner Schüler eine glänzende Bestätigung zu finden.“ (I, 9.)

Solche Stellen, wie sie nach längeren theoretischen Erörterungen zur Freude des Lesers in dem Büchlein immer wiederkehren, mussten als ein Aufschrei des gesunden Menschenverstandes empfunden werden gegen den herrschenden Begriffsnebel der Zeitphilosophie und konnten das ihre wohl beitragen, ihn zerstreuen zu helfen, und mit ihm den Nimbus ihrer unfehlbaren Methode. Zuweilen sogar erhoben sich diese gelegentlichen Vorstöße der Ironie zur Höhe eines kleinen, stilistischen Kunstwerkes; so z. B. (I, 23): „Nun aber möchten wir einen Congress von Psychologen, von erfahrenen und denkenden, soweit dies ohne Hegelianer zu sein möglich ist, zusammenrufen und ihnen folgendes Räthsel vorlegen: Was ist das für ein Zustand am Menschen, dessen eigentlichstes Wesen darin besteht, Einheit des Traumlebens und des Selbstgefühles zu sein? Und wenn sie sich nun vergeblich die Köpfe zerbrächen, würden wir ihnen Rosenkranz, S. 157, aufschlagen, wo sie nicht ohne Beschämung lesen müssten: die Gewohnheit! Denn wie ja jedes gute Räthsel nach der Auf-

Digitized by Google

lösung sehr einfach erscheint: sind wir etwas einmal gewohnt, so ist es uns nicht mehr fremd, wir rechnen es zu unserem Selbst; und dadurch gehen zugleich Subjectivität und Objectivität in einander über wie im Traumleben. Mit derselben wissenschaftlichen Schärfe kann man sagen: Unser Kastanienbaum ist wesentlich die Einheit eines Rosenstrauches und eines Galgens; denn er ist eine Pflanze, und man kann Leute daran hängen."

Sehr begreiflich, dass solche Hiebe auf der getroffenen Seite schmerzlich empfunden, anderseits aber nicht bloß bei der damals kleinen Gemeinde Herbarts freudig aufgenommen wurden; auch der abseits stehende Trendelenburg, damals in Norddeutschland ein vereinzelter Vorkämpfer gegen Hegel, begrüßte den Zuzug von Exners Fähnlein als „eine unerwartete Hilfe aus Österreich".

Von der günstigen Stimmung, die die Schrift auch sonst in Deutschland für ihren Verfasser erzeugt hat, aber zugleich von der Bescheidenheit, mit der er selbst über sie urtheilt, gibt sein Brief an Mozart am 3. November Kunde, der auch von einer Reise, die aus anderem Grunde bedeutsam werden sollte, berichtet: „Mich hat das Gerücht indes, wie Du von Güntner wissen wirst, nach Bonn berufen lassen, aber es ist bisher für mich nur Gerücht geblieben, außer, dass ich weiß, die preußische Regierung habe hier wirklich Erkundigungen über mich eingezogen . . . Das Haupthindernis für die preußische Regierung dürfte wohl der Umstand sein, dass die Gehalte der dortigen Professoren nicht groß sind, indem sie durch die Collegiengelder ergänzt werden; da man mir aber für das Gewisse nicht ein Ungewisses bieten könnte, so wären außerordentliche Anstrengungen nöthig, welche bei einem fast namenlosen Professor nicht am Platze wären. Mein Schriftchen über Hegel hat allerdings Aufsehen gemacht, besonders in Berlin; doch abgesehen von dem Zeitinteresse ist es eine höchst unbedeutende Arbeit. Freuen muss es mich indes doch, dass man an mich gedacht hat, obwohl ich weiß, dass es nur ein Beweis der Verlegenheit ist, draußen einigermaßen besonnene Nichthegelianer zu finden. In den letzten Ferien war ich drei Tage in Leipzig, den höchst interessanten Nachlass Herbarts bei Hartenstein durchzusehen. Den letzten Abend nahm ein sehr fröhliches mir zu Ehren veranstaltetes Souper ein, wo ich neben dem ewig jungen Philologen-Heros Hermann saß. Von da gieng ich auf acht Tage nach Berlin, machte zwei gute Bekanntschaften und hörte Collegien berühmter Männer. Zehn Tage war ich dann im Salzkammergute mit Güntner zusammen und wäre nach Wien gekommen, wäre ich nicht des Herumreisens bereits müde gewesen. Zugleich zogen mich Weib und Kinder nach Hause..."

Die hier erwähnte Berufung nach Bonn war mehr als ein bloßes Gerücht. Es handelte sich um die Besetzung der durch den Abgang des

Digitized by Google

jüngeren Fichte freigewordenen Lehrkanzel. Wie Hartenstein an Exner nach Berlin schrieb, stand die Nachricht auch in den Zeitungen und trat in Universitätskreisen als vollzogene Thatsache auf. Hartenstein ermuntert ihn, sich dem Minister Eichhorn vorzustellen, und schildert ihm die Vorzüge des Bonner Aufenthaltes. Und wie Exner seiner Frau aus Berlin schrieb, war von einem hochstehenden Regierungsbeamten an ihn — indirect — die dringende Einladung ergangen, ihn zu besuchen, so dass Exner selbst erkannte, dass es nur dieser Höflichkeit bedurfte, um die Sache zum Abschlusse zu bringen. Aber gerade das veranlasste ihn, wie er seiner Frau schrieb, zur Abreise, da er den Schein vermeiden wollte, als bewürbe er sich. Er hätte wohl, dürfen wir annehmen, einem ihn und sein Vaterland ehrenden Rufe Folge geleistet, aber ihn herbeizuführen, mochte er sich nicht entschließen. Von dieser „Bonner Geschichte“ ist noch einigemale in den Briefen Hartensteins die Rede, aber auch dieser weiß nicht, woran sie sich zerschlagen habe. Die Kunde dieser Berufung war natürlich auch in die Heimat gedrungen, und sie erhöhte sein Ansehen, da auch nur der Gedanke, einen Österreicher, zumal auf diesem Gebiete, nach dem Auslande zu berufen, damals ein Ereignis war.

Die eine der „guten Bekanntschaften“, die Exner damals in Berlin machte, war die mit dem damaligen Gymnasiallehrer am grauen Kloster, Dr. Hermann Bonitz. Er gedenkt derselben und der Eindrücke, die er von dem wissenschaftlichen Leben Berlins empfieng, in einem Schreiben an seine Frau aus den ersten Zeiten seines dortigen Aufenthaltes vom 13. August 1842: „Das hiesige wissenschaftliche Leben und Weben übt einen elektrischen Einfluss: ich bin geladen wie eine Leydnerflasche, und der Stoff drängt, als Funke wieder auszufahren. Ein Monat freie Zeit könnte ihn sehr fördern. Von persönlichen Bekanntschaften habe ich bisher nur eine gemacht, mit Dr. Bonitz, einem Freunde Hartensteins, einem jungen, feurigen und liebenswürdigen Mann; ich hoffe mit ihm einen Briefwechsel zu errichten, der mich in einiger Verbindung mit Berlin erhalten wird.“

Ein Zufall war es, der diese Verbindung zwischen den beiden Männern herbeiführte, die von den segensreichsten Folgen für das Bildungswesen in Österreich sein sollte. Exner hatte sich an Hartenstein um eine Empfehlung zur Einführung in Berlin gewendet, und dieser wies ihn an den einzigen, den er dort kannte, an Bonitz, mit dem er selbst fast nur durch einen Zufall bekannt geworden war [95]). Außer den genannten Männern lernte Exner auf dieser Reise besonders Drobisch in Leipzig und Trendelenburg in Berlin näher kennen und blieb mit ihnen sowie mit Hartenstein in brieflicher Verbindung. Von Wichtigkeit für seine spätere Thätig-

Digitized by Google

keit und Stellung war es aber, dass er durch eigene Erfahrung Einblick in das deutsche, besonders in das preußische Schulwesen gewann.

Exner hatte nunmehr in vollem Maße erreicht, was er in früheren Jahren so schmerzlich vermissen musste; er konnte jetzt seinen Wunsch, „das Leben zu genießen im eigenen Haus und im geselligen Verkehr“ vollauf befriedigen. Seine schöne Häuslichkeit übte ihren Zauber aus auf alle, die zur damaligen geistigen und gesellschaftlichen Elite in Prag gehörten. Allwöchentlich öffnete er sein gastliches Haus seinen Freunden, und seine Dienstagsgesellschaften glichen einer kleinen Akademie; es versammelten sich darin nicht nur die gelehrtesten und scharfsinnigsten Köpfe Prags, wie der geistreiche Ästhetiker Johann Zimmermann [96]), der geniale Physiker Christian Doppler, der als Menschenfreund hochgepriesene und geachtete P. Franz Schneider, sondern auch hervorragende Vertreter der böhmischen Aristokratie, „welche in den inneren Angelegenheiten Österreichs maßgebend waren oder, wie Graf Leo Thun, für eine führende Rolle sich vorbereiteten.“ [97]) Welche Auszeichnung der letztgenannte darin empfand, dass er in diesem Kreis empfangen wurde, ist bereits hervorgehoben. In gewissem Sinne kann Thun als Schüler Exners gelten, und er verehrte ihn gleichsam als seinen Lehrer. Wissenschaftliche, zumeist philosophische, aber auch Fragen von allgemeinerem Interesse wurden hier verhandelt. So meldet Exner an Mozart am 12. November 1840: „Meine Dienstagsgesellschaft ist heuer ziemlich lebhaft. Wir debattieren viel über Gegenstände der praktischen Philosophie sowie auch der Nationalökonomie. Es ist hier ein pädagogisches Seminarium im Werden. Freilich unter nicht geringen Kämpfen und Geburtswehen. Sehr tüchtige Leute sind aber dabei thätig, und es ist wohl möglich, dass was Schönes dabei herauskommt. Bei dieser Gelegenheit dürfte auch eine pädagogische Zeitschrift, wenn nicht sogleich, so doch allmählich entstehen. Professor Zimmermann ist einer der thätigsten Arbeiter bei diesem Werke.“ Welchen regen Antheil Graf Leo Thun an diesen Bestrebungen nahm, welches Resultat sie hatten, wurde bereits auseinandergesetzt; aus den noch vorhandenen Aufzeichnungen Exners über den Gang dieser Verhandlungen [98]) kann man aber ersehen, welches lebhafte Interesse Exner diesem für die Heranbildung eines tüchtigen Volksschullehrerstandes wichtigen Unternehmen entgegenbrachte.

Exners wissenschaftliche Stellung in Prag fand darin ihre Anerkennung, dass er 1841 in die eigens gestiftete philosophische Section der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften auf Veranlassung des ehrwürdigen Bolzano, mit dem Exner in lebhaftem Verkehr stand, aufgenommen wurde. Auch in dieser Gesellschaft, die ihn 1844 nach dem Rücktritt Palackýs durch die Wahl zum Secretär ehrte, war er ein be-

Digitized by Google

lebendes und treibendes Element. Denn er begnügte sich nicht damit, in ihren „Ahandlungen" eine Reihe gehaltvoller Untersuchungen zu veröffentlichen, sondern er suchte auch 1842 durch die Anregung zur Herausgabe einer allgemeinen literarischen Zeitschrift dem wissenschaftlichen Leben einen erhöhten Impuls zu geben und ein Organ zu schaffen, das auch über die Grenzen der Heimat hinaus davon Kunde bringen sollte. Der Vortrag, mit dem er diesen Antrag begründete, zeigt, dass er unter den in Deutschland empfangenen Eindrücken entstanden und gereift war. Dass er sich nicht mit der Anregung begnügen wollte, geht aus seinen Worten an Mozart hervor: „Nächsten Sonntag wird bei unserer gelehrten Gesellschaft mein Antrag, eine allgemeine literarische Zeitschrift zu errichten, discutiert. Geht er durch, so werde ich wohl die Oberredaction übernehmen müssen. Das würde mich viele Zeit kosten, sich aber auch, wie ich hoffe, lohnen. Dann würde ich auch meine Freunde in Anspruch nehmen, für wohlfeiles Geld viele gute Aufsätze zu schreiben."

Auch als Lehrer konnte Exner mit seiner Stellung zufrieden sein, denn seine Schüler hiengen an ihm mit großer Verehrung. Einer derselben erzählte in viel späteren Jahren: „Einen solchen begeisternden Lehrer der Philosophie hatte gewiss keine andere österreichische Universität, aber gewiss auch kein anderer Lehrer eine so begeisterungsfähige Zuhörerschaft, wie sie Exner hatte." [99]) Und dies kann nicht verwundern, denn „so hoch", wie Blumfeld sagt, „seine Anforderungen in allem waren, was die sittliche Richtung des Willens und der Gefühle betrifft, so war doch niemand williger und freudiger, auch die geringste Regung dieser Art in ihrem Werte anzuerkennen." Und das Gesagte gilt nicht nur in sittlicher Hinsicht; auch in seinen Forderungen an die Leistungen der Schüler war niemand williger als er, anzuerkennen, wo sich eine Möglichkeit dazu bot. Das zeigen die vorhandenen Beurtheilungen von Concursarbeiten, die ebensosehr von wahrem Interesse für die Sache, wie warmem Wohlwollen für die Candidaten erfüllt sind.

Obzwar nun Exner mit seiner Wirksamkeit nunmehr zufrieden zu sein alle Ursache hatte, ließ ihn seine Bescheidenheit diesem Gefühle nur mit den Worten Ausdruck geben, die er seinem Freunde Blumfeld am 28. August 1842 schrieb: „Heute bin ich vierzig Jahre alt! Gelingt es mir, in den nächsten zehn Jahren was Erkleckliches zu leisten, so werd' ich nicht umsonst gelebt haben... Noch aber weiß ich nicht, ob ich als Lehrer oder als Schriftsteller meinen Hauptlebensberuf zu erfüllen habe." Diese Worte sollten in einem Punkte in schöner, aber für seine Familie, seine Freunde und die Wissenschaft zugleich schmerzlicher Weise zur Wahrheit werden: er hat in den nächsten zehn Jahren „was Erkleckliches" geleistet

Digitized by Google

und hatte nicht umsonst gelebt, aber seinen Hauptlebensberuf hatte er nicht als Lehrer und nicht als Schriftsteller, wenigstens nicht in dem von ihm verstandenen Sinne, zu erfüllen.

V.

Exners erste Arbeiten zur Unterrichtsreform.

Die Gebrechen, die dem damaligen Unterrichtswesen in allen seinen Theilen, vornehmlich aber dem höheren und mittleren, anhafteten, waren von Exner längst erkannt worden; die Reiseeindrücke, die er aus Deutschland mitbrachte, die Einsicht, die er in das hochentwickelte Schulwesen, besonders Preusens gewonnen, sowie die Erkenntnis des gesteigerten wissenschaftlichen Lebens an Deutschlands hohen Schulen brachten aber in ihm die Gedanken zur Reife, die zu einer völligen Umgestaltung und Neugestaltung der Grundlagen des höheren Schulwesens führen sollten. Mit der Erkenntnis, dass das Bestehende verbessert werden müsse, stand freilich Exner nicht allein; er theilte sie nicht nur mit den Prager Freunden, unter denen besonders Zimmermann diesen Fragen ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte, sondern selbst im Schoße der damaligen obersten Unterrichtsbehörde, der Studienhofcommission, stand es längst fest, dass etwas geschehen müsse, nur konnte man zu keinem klaren, festen Entschluss kommen, was geschehen solle. Exner beherrschte nun von dem Moment an, da er der Besserung des Unterrichtswesens sein Augenmerk zuwandte, „das Gefühl, dass die vielen guten Kräfte, welche Österreich besitzt, einer lebendigen Wechselwirkung mit dem übrigen Deutschland bedürften, um zu einem selbständigen Eingreifen in das höhere Culturleben geweckt zu werden, und ... er hegte die klare Überzeugung, dass eine Reorganisation des höheren Unterrichtswesens in Österreich zu den wesentlichen Bedingungen eines wahren Fortschritts gehöre.“ [100]) Das bestimmte das Ziel, das Exner von Anfang an im Auge hatte: die wissenschaftliche Abschließung Österreichs von Deutschland musste beseitigt und das Schulwesen Österreichs nach dem in Deutschland bewährten Muster unter Berücksichtigung der verschiedenen Verhältnisse und Benützung der vorhandenen Ansätze zum Besseren umgestaltet werden. Dies musste aber gründlich geschehen und, wo es noththat, musste ein energisches Eingreifen über zaghafte Bedenken hinwegführen.

Die hervorragende Stellung, die Exner an der Universität und in der Wissenschaft einnahm, macht es begreiflich, dass die Behörden sein Urtheil in wichtigen Fragen häufig und frühzeitig in Anspruch nahmen. Nicht nur

Digitized by Google

das Studiendirectorat in Prag, sondern auch die Studienhofcommission in Wien legten ihm Werke, die zum Schulgebrauche eingeführt werden sollten, zur Begutachtung vor und holten seine Meinung bei Besetzung von Lehrstellen ein; sie wandten sich aber auch an ihn in Fragen von einschneidender, organisatorischer Bedeutung. So gab er auf Wunsch des Studiendirectorates schon im Juni 1844 gutachtliche Äußerungen ab „über den Vorschlag einer gleichmäßigen Eintheilung der Lehrgegenstände des philosophischen Studiums“, und im Juli desselben Jahres „über die neuen Bestimmungen über das Verfahren bei den Concursprüfungen zum Behufe der Besetzung von Lehrkanzeln für den zukünftigen Zustand unserer Lehranstalten (Verbesserungen und Ergänzungen)“. Sowohl in der erstgenannten, die er allein erstattete, als in der zweiten, die als das Resultat von Berathungen im Schoße des Lehrkörpers erscheint, zeigt er deutlich, dass die vorgeschlagenen Verbesserungen nur als Nothbehelfe bis zu einer gründlichen Neugestaltung der Gymnasien gelten können, und deutet an, welche Änderungen in der angegebenen Frage eigentlich erheischt werden müssten. In dem Gutachten über die concursartigen Prüfungen, deren Bestehen und Einrichtung es verhinderten, „die Lehrämter geeigneten und rücksichtswürdigen Individuen zugänglich zu machen“, ist besonders beachtenswert der Hinweis auf die Nothwendigkeit „näherer Bestimmungen über die Einführung von Docenten und außerordentlichen Professoren, eine Maßregel, welche in der Geschichte unserer Lehranstalten eine glückliche Epoche einzuleiten geeignet ist“, denn „besser als Concurse und Prüfungen jeder Art wird das wirkliche Docieren die Candidaten erproben“.

Wohl angeregt durch diese Gutachten legte Exner seine Gedanken „über die Einrichtung des Unterrichtswesens im allgemeinen und mit besonderer Beziehung auf die philosophischen Studien“ in einer Denkschrift nieder, die er am 6. August 1844 an den damaligen Hofkanzler Freiherrn von Pillersdorf, der die Geschäfte der Studienhofcommission damals leitete, übersandte. Wie dieser darüber dachte, mag man aus dem Briefe ersehen, mit dem er die Zusendung beantwortete, der auch als Beitrag zur Charakteristik des hervorragenden Staatsmannes nicht ohne Interesse sein dürfte. [101])

Dadurch war Exner in unmittelbare Verbindung mit Pillersdorf gekommen. Als nun der neue Gymnasiallehrplan, zu dessen Abfassung 1844 Zimmermann nach Wien berufen worden, fertiggestellt war, wurde dieser und der von Benedict Richter ausgearbeitete außer andern auch Exner zur Begutachtung vorgelegt, der am 27. April 1845 „seine Ansichten über die mitgetheilten Grundzüge, nach welchen der künftige

Digitized by Google

Gymnasiallehrplan in Absicht auf Lehrstoff und Vertheilung desselben nach Classen und Lehrpersonale zu bilden wäre, sowie überhaupt über die sonst als angemessen erscheinenden Verbesserungen" vorlegte [103]). Er erkennt den Fortschritt an, den die Gymnasien machen würden, wenn einer der beiden Pläne verwirklicht würde. „Im wesentlichen aber", fährt er fort, „werden sie in dem Zustande sich befinden, in welchem sie vor dreißig Jahren waren. Die damalige Einrichtung hat keineswegs genügt; wird sie es jetzt thun, nachdem ein Menschenalter voll der raschesten Entwicklungen die Anforderungen an die Bildung junger Männer so bedeutend gesteigert hat? Eingreifende Reformen scheinen sich da in Aussicht zu stellen. Die Gymnasialstudien aber hängen zusammen mit den philosophischen und weiter mit den übrigen Facultätsstudien, und alle mit vielen anderen gesetzlichen Einrichtungen und Anordnungen über Heranbildung der Lehrer, unmittelbare Leitung der Studienanstalten, Prüfungen der Schüler, die Bedingungen ihrer Aufnahme in die verschiedenen Staatsdienste u. s. w., und es lässt sich in diesem Gewebe von Verhältnissen schwer an einer Stelle eine bedeutende Änderung vornehmen, ohne das Ganze umzugestalten. Nicht jeder Zeitpunkt ist jedoch für weitgreifende Veränderungen der passende", und ihm stehe „kein Urtheil darüber zu, ob der gegenwärtige ein solcher sei". Er glaube „jedoch voraussetzen zu sollen, dass auch dem philosophischen Studienplan, mit welchem der Gymnasiallehrplan offenbar auf das nächste und innigste zusammenhängt, eine Abänderung in naher Zukunft bevorsteht; und ist dies der Fall, so muss die Zweckmäßigkeit der vorliegenden Pläne nicht nach ihrem Verhältnisse zum gegenwärtig geltenden philosophischen Lehrplan, sondern zum künftigen beurtheilt werden". Mit Rücksicht auf die mannigfachen Fragen, die bei der Regelung der philosophischen Studien zu erledigen wären, und den Einfluss, den eine vorherige Lösung der Gymnasialfrage auf sie üben müsste, erklärt er es „für höchst wünschenswert, dass der Gymnasiallehrplan nicht eher definitiv festgestellt werde, als bis die Grundzüge des philosophischen entworfen sind und die richtige Zusammenstimmung beider gewonnen werden kann". Nach diesen allgemeinen Erwägungen untersucht er die beiden Lehrpläne und fasst schließlich den Inhalt seines Gutachtens in folgende Hauptpunkte zusammen:

„1. Die vorgeschlagene Aufnahme neuer Lehrgegenstände und die Annäherung an das System der Fachlehrer ist unter allen Umständen als eine Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes zu betrachten.

2. Unter den zwei vorliegenden Entwürfen glaubt er demjenigen den Vorzug geben zu müssen, welcher dem Fachlehrersystem eine größere Ausdehnung zugestanden hat.

Digitized by Google

3. Eine kräftigere Hebung des mathematischen Unterrichtes hält er jedoch für nöthig; sie würde zugleich eine zweckmäßigere Vertheilung einiger anderer Lehrgegenstände unter die Lehrer zur Folge haben.

4. Ein Unterricht (in der deutschen Sprache) für deutsche Schüler dürfte nur zweckmäßig sein, wenn er ein eigentlich philologischer würde; ein solcher wäre aber auch sehr wünschenswert.

5. Falls die Berücksichtigung nicht bloß der deutschen und italienischen, sondern auch der slavischen Sprache Billigung fände, so ließen die dafür passenden Einrichtungen sich unschwer treffen.

6. Mehrere der wichtigsten vorgeschlagenen Anordnungen lassen sich nur in ihrem Verhältnisse zu dem künftigen philosophischen Lehrplan beurtheilen; darum scheint es sehr räthlich zu sein, den Gymnasiallehrplan nicht eher definitiv festzustellen, als bis der philosophische wenigstens seinen Grundzügen nach wird entworfen und genehmigt sein."

Von den höchst beachtenswerten Einzelausführungen heben wir folgende hervor: „Der erste Hauptstamm, aus welchem die höhere Bildung erwächst, sind die alten Classiker. Die Sprache ist die vollkommenste Offenbarung des menschlichen Geistes; die alten classischen Sprachen sind vollendete Formen, in denen eine hohe, seltene Bildung sich ausgeprägt hat. Darum wirken sie bildend wie keine anderen. Eindringen in den Geist der Classiker, also Lesung derselben, und vor allem darum strenges, grammatikalisches Studium ihrer Sprachen ist der Zweck des classischen Unterrichtes. Oberflächlichkeit desselben ist reiner Zeitverlust und die Quelle der Anfeindungen, die er in neuester Zeit erfahren hat. Es ist sehr zu wünschen, dass ihm so viele Stunden, als ohne Nachtheil des übrigen nothwendigen Unterrichtes aufgebracht werden können, zugewendet werden; wenige sind immer zu viel, viele können leicht noch zu wenig sein. Dies gilt natürlich auch für das Griechische, nicht bloß für das Latein, und deshalb gibt der geh. Unterzeichnete in diesem Punkte demjenigen der beiden Entwürfe den Vorzug, welcher den Unterricht im Griechischen schon in der dritten Classe beginnen lässt, ja er bedauert, dass die Umstände es nicht gestatten, ihm eine größere Ausdehnung zu geben." (Es werden 11 Stunden in 4 Classen vorgeschlagen). „Als Hilfsmittel beim Unterricht im Latein schlagen beide Pläne einen *Orbis pictus* und den Autor Desbillon vor, und darüber dürfte das pädagogische Publicum wohl nicht weniger befremdet sein, als es der Unterzeichnete war, da ihm die Gründe und Modalitäten, aus und unter welchen sie gebraucht werden sollen, nicht bekannt sind. Er kann jedoch nicht zweifeln, dass auffallende Abweichungen von dem, was in den ausgezeichneten gelehrten Schulen seit langem üblich ist, und in Dingen, wobei die Erfahrungen

Digitized by Google

im großen von hohem Werte sind, nur nach reiflicher Überlegung werden beantragt worden sein...“ „Der zweite Hauptstamm der höheren, gelehrten Bildung ist die Mathematik. Sie ist eine Disciplin des Denkens, die Hauptstütze der Naturwissenschaften und von den mannigfachsten Anwendungen in den Geschäften des Lebens. Den Genuss, welchen das stille Denken gewährt, die Lust am Suchen und Finden, lehrt sie früher als jede andere Wissenschaft selbst den Anfänger schon kennen, und die Kräfte dazu übt sie und schafft sie zugleich in wunderbarer Weise.“ Es sei daher nicht nur die Elementarmathematik, und zwar die Mathematik und Algebra in ihren Hauptsätzen ganz, die Geometrie aber wenigstens bis zur Stereometrie in den Gymnasialunterricht aufzunehmen, die Stundenzahl zu vermehren, sondern auch die Naturgeschichte dem Lehrer der Mathematik abzunehmen und dem der Geographie zuzutheilen. Denn mit diesem Gegenstand sei sie verwandt, und der tüchtige Geograph könne ihrer gar nicht entbehren. Dafür solle der Unterricht in der deutschen Sprache dem der griechischen Sprache zugewiesen werden. Dass ein Unterricht in der deutschen Sprache eingeführt werde, begrüße er freudig, nur müsse er streng philologisch sein, kein bloß elementarer, der der Normalschule angehöre; auch dürfe er aus bloßen Übungen und schriftlichen Aufsätzen weder ausschließlich noch vorherrschend bestehen. „Stützen sie sich nicht auf gründlich wissenschaftlichen Sprachunterricht, so bilden sie leicht nur leere Schwätzer und fade Floskelmacher.“ Der Unterricht müsse auf das Wesen und die historische Entwicklung ihrer grammatischen Formen zurückgehen und die Bedeutung der wichtigsten Stämme in einer passenden Auswahl aus den Überresten früherer Jahrhunderte nachweisen. „In diesem Geiste hat J. Grimm eine neue Wissenschaft gegründet und durch sie dem nationalen Bewusstsein der Deutschen nicht geringen Vorschub gethan; in diesem Sinne ist der Unterricht in der deutschen Sprache ein wissenschaftlicher und gehört dem Gymnasium als der gelehrten Schule an, wo ja auch Latein und Griechisch auf ähnliche Weise betrieben werden. An ihn schließt sich ein Überblick der deutschen Literatur von selbst und nothwendig an.“ Das müsse nach Möglichkeit auch für die italienische Sprache geschehen. „Hiemit drängt sich aber ein Gegenstand der Betrachtung auf, der zu wichtig ist, als dass er ganz mit Stillschweigen dürfte übergangen werden. Es ist dies der Zustand der slavischen Sprache bei einem nicht unbedeutenden Theile der Bevölkerung einiger Provinzen, namentlich auch Böhmens. Der geh. Unterzeichnete ist seit mehr als vierzehn Jahren ein stiller, unparteiischer Beobachter seiner Umgebungen; er ist jedoch weit entfernt, sich die Befugnis zu einer Discussion anzumaßen, welche jedenfalls noch von ganz anderen Standpunkten aus als von dem des Schul-

Digitized by Google

mannes geführt werden will. Allein dass es räthlich sei, eine Volkssprache zu bilden, in welcher Millionen von Menschen allein sich verständlich machen, welche der Canal ist, durch den jede Bildung ihnen zufließt, dessen Verschlammung sie daher isoliert und mit geistigem und materiellem Siechthum bedroht: das darf wohl im allgemeinen als zugestanden angenommen werden. Gesetzt nun, es schiene räthlich, auch in dem besonderen Falle, in welchem die slavische Bevölkerung Böhmens sich befindet, nach diesem Grundsatze zu handeln, so böte die neue Organisierung der Gymnasien eine passende Veranlassung und Gelegenheit dar. Zwar müsste die deutsche Sprache die Hauptsprache des Unterrichtes bleiben, und dies sowohl im Interesse des großen Ganzen, von dem Böhmen ein Theil ist, als auch im nächsten Interesse der unmittelbar Betheiligten, aber für slavische Knaben könnte dem Unterricht in der deutschen Sprache ein anderer in der böhmischen zur Seite gehen." . . . „Eine kräftigere Unterstützung erhielte die böhmische Sprache, wenn auch irgend einer der übrigen leichteren Lehrgegenstände böhmisch vorgetragen würde." Es müssten dann gewisse Einrichtungen im Interesse der deutschen und böhmischen Schüler getroffen werden; dies böte durchaus keine Schwierigkeiten dar, „welche Ernst und guter Wille der Ausführenden nicht heben könnte." Man müsse vermeiden, dass die so wünschenswerte Einführung der deutschen Sprache als eines besonderen Lehrgegenstandes etwa als ein neuer Germanisierungsversuch erscheine. „Allerdings hätten wir dann verschiedene Arten von Gymnasien, aber diese haben wir auch jetzt schon. Einförmigkeit ist ohnehin an sich noch kein großes Gut und das Gegentheil eine Nothwendigkeit, wenn derselbe Zweck unter verschiedenen Umständen zu erreichen ist. Jene um jeden Preis anstreben, hieße den Zweck dem Mittel opfern."

Aus dieser etwas ausführlicheren Darstellung des Hauptinhaltes des Gutachtens dürfte sich ergeben, wie richtig Exner das Wesen und den Bildungswert der einzelnen Gegenstände des gymnasialen Unterrichtes erkannt, von welch staatsmännischem Sinn er sich leiten ließ, und wie hier schon im Keime die später durchgeführten Maßnahmen angedeutet sind. Aber er erkannte auch, dass die damalige Zeit nicht danach angethan war, die nothwendige Reform an Haupt und Gliedern zur That werden zu lassen.

Wenigstens in einem Punkte drang Exners Ansicht durch: die Reform der Gymnasien wurde nicht für sich ohne Rücksicht auf die philosophischen Studien durchgeführt. So weit reichte aber die Erkenntnis noch nicht, dass beide zusammen berathen werden mussten. Vielmehr wurde ein Comité „zur Berathung der künftigen Einrichtung der philosophi-

Digitized by Google

schen Studien“ eingesetzt und Exner aus Prag dazu berufen. Außer ihm gehörten die Wiener Professoren Ettingshausen und Ficker diesem Comité an, dessen Berathungen der Studienreferent Hallaschka leitete. Die Aufgabe, die diesem Comité gestellt war, lautete dahin: „Grundlagen, aus welchen der neue Lehrplan für die philosophischen Studien nach den vorwaltenden Zwecken als Staatsanstalt abgeleitet werden sollen“, festzustellen. Exner legte zunächst seine Ansichten über die für die Berathung und den Gang der Verhandlungen zunächst maßgebenden Punkte nieder und erörterte sie in einigen Vorträgen. Seine klare und sichere Beherrschung des ganzen Stoffes hatte zur Folge, dass er von der Commission mit der Ausarbeitung des „Entwurfes einer Einrichtung des philosophischen Studiums an den inländischen Lehranstalten“ sowie der „Begründung“ dieses Entwurfes, der sich als Resultat der Verhandlungen ergab, betraut wurde [103]). Für Exner hatte diese Arbeit die Bedeutung, dass sie ihm Gelegenheit gab, seine Kraft an der Behandlung einer großen gesetzgeberischen Aufgabe zu erproben, und eine Fülle der feinsten pädagogischen Bemerkungen zu entwickeln. Seine Ausarbeitung zeigt, wie die viel später erst verwirklichten Gedanken über die Reform des Unterrichtswesens in Exners Kopf schon damals vollkommen feststanden.

Es wird darin die Nothwendigkeit einer nicht bloß elementaren, sondern einer tiefergehenden Behandlung der allgemeinen Wissenschaften durch folgende Erwägung dargethan: „Eine bloß elementare Behandlung entspricht keineswegs dem Begriffe einer Universität als der höchsten Unterrichtsanstalt, und eine solche philosophische Facultät nimmt den ihr gebürenden Rang, denselben nämlich, welchen die übrigen Facultäten behaupten, nicht ein. Die philosophischen Lehranstalten sollen für ihre Wissenschaften die höchsten Lehranstalten sein; denn die sogenannten höheren Facultäten sind nicht höher in dem Sinne, als ob sie die allgemeinen Wissenschaften auf einer höheren Stufe bearbeiteten und weiter bildeten; sie haben andere Aufgaben. Eine Lehranstalt, welche die allgemeinen Wissenschaften nur elementar behandelt, hat daher keine wahre philosophische Facultät und kann den Namen einer Universität nur uneigentlich tragen. Doch dies ist nicht die schlimmste Folge, denn Verkümmerung der allgemeinen Wissenschaften, Erlahmen des wissenschaftlichen Geistes nach oben und unten, in den höheren Fachstudien und Gymnasien, ein allgemeines Hinschwinden der wissenschaftlichen Kräfte im Staate ist eine andere und gewiss schlimmere. Jede Wissenschaft ist ein Organismus; ihre elementaren Theile leben nur im Zusammenhange mit dem Ganzen. Sind sie von diesem getrennt, so sterben sie ab und werden zu einem todten Gliede. Zwar könnte der Zusammenhang durch die Lehrer erhalten werden, allein es wird, seltene

Digitized by Google

Ausnahmen abgerechnet, nicht geschehen; denn zur Vervollkommnung ihrer Kenntnisse fehlt ihnen die Aufmunterung, ihr größeres Wissen lehrend geltend machen zu können, es fehlt auch die äußere Nöthigung zum Vorwärtsschreiten, welche in der Beschämung durch die größeren Leistungen anderer Lehrer liegt. Umso gewisser werden durch die scheinbare Geringfügigkeit des zu Leistenden schwache und träge Individuen angelockt, die eben nur so viel wissen, als sie täglich zu lehren haben; von ihnen herangebildet kommen noch schlechtere Lehrer, und so kann es allmählich geschehen, dass die allgemeinen Wissenschaften nur noch dem Namen nach fortbestehen. Mit den allgemeinen Wissenschaften aber verkümmern nothwendig die höheren Fachstudien, denn für sie, als die abgeleiteten, fehlt die wissenschaftliche Vorbereitung und das wissenschaftliche Interesse, und auch hier ergreift das Übel allmählich so Lehrer wie Schüler. Ebenso verkümmern die Gymnasialstudien, die ja ganz nach Lehrstoff und Methode in den allgemeinen Wissenschaften wurzeln, und die wissenschaftliche Erschlaffung greift mittelbar bis in die Volksschulen, bis zu den Methoden der Sprachlehre, des Kopfrechnens, des Buchstabierens hinab. Dies sind die Gründe, um derentwillen über die Zwecke der allgemeinen Bildung und der speciellen Vorbereitung für einzelne Fachstudien hinaus die Pflege der allgemeinen Wissenschaften um ihrer selbst willen, und, da sich hier eine willkürliche Schranke nirgends setzen lässt, nach ihrer ganzen Breite und Tiefe als ein dritter Zweck unabweisbar sich aufdrängt."

Die Störung, die das Zwitterding, „philosophisches Studium" genannt, im ganzen Organismus des Schulwesens bedeutete, wird durchaus nicht verkannt, und es wird die sehr wichtige Frage aufgeworfen, ob nicht, was die allgemeinen Wissenschaften für den Zweck der allgemeinen Bildung zu leisten haben, größtentheils bereits in den Gymnasien gethan werden sollte, so dass das philosophische Studium aus seiner Mittelstellung zwischen Gymnasien und höheren Facultätsstudien heraus und mit den letzteren völlig in gleiche Reihe träte. Dies sei die Einrichtung fast aller Universitäten Deutschlands. Jene Mittelstellung habe zwei große Nachtheile: die allgemeinen Wissenschaften, welche weit schwieriger seien als viele höhere Fachwissenschaften, werden statt reiferen Schülern nur minder reifen vorgetragen; sodann entbehre ihr Studium aller Vortheile, welche ihm aus den vorangegangenen Studien einzelner Fachwissenschaften erwachsen könnten. Andererseits hätte auch die entgegengesetzte Einrichtung Übelstände. Der Sprung von den Gymnasien auf die Universität sei in disciplinarischer und wissenschaftlicher Beziehung zu groß und verstoße gegen alle pädagogischen Regeln; in der Hast ferner, mit welcher die Uni-

Digitized by Google

versitätshörer zu den Fachwissenschaften eilen, würden die allgemeinen Wissenschaften in hohem Grade vernachlässigt. „Ohne Zweifel hängt das, was das philosophische Studium leisten soll, von dem ab, was die Gymnasien wirklich leisten, und es ist daher nach der verschiedenen Beschaffenheit der letzteren eine verschiedene Einrichtung der ersteren nicht bloß möglich, sondern nothwendig"...

Die wichtigsten Bedingungen für das Gedeihen der Studien sind aber durch Charakter und Wissen ausgezeichnete Lehrer, welche ihrem Geschäfte mit Fleiß, Muth und Freudigkeit obliegen; dies hängt nicht bloß von einem hinlänglichen Einkommen und einer anständigen gesellschaftlichen Stellung, sondern auch davon ab, dass in dem Geschäfte selbst die nothwendige Freiheit der Bewegung gegönnt sei, daher wird in gewissem Grade Lehrfreiheit verlangt, wie auch für gewisse Fächer Lernfreiheit neben dem Lernzwang in andern gestattet werden muss, und betont, dass sie nicht an vorgeschriebene Lehrbücher gebunden sein sollen. Den Professoren soll eine hinreichende Anzahl von Assistenten beigegeben werden; daneben würde auch das Institut der Docenten, denen über jede allgemeine Wissenschaft und über jeden Zweig desselben Vorlesungen zu halten vom Studiensenat das Recht nach ihrer Tüchtigkeit einzuräumen ist, besser ausgestaltet. Die vornehmliche Aufgabe des Instituts der Docenten ist die Bildung einer Pflanzschule für Professoren; dadurch sollen die Concursprüfungen allmälig überflüssig werden.

Aus der Hauptaufgabe der allgemeinen Bildung ergeben sich dem Verfasser die zu lehrenden Hauptfächer, zunächst Philosophie, Mathematik, Experimentalphysik und klassische Literatur. Von letzterer sagt er:

„Dies Lehrfach hat als Hauptzweck, um dessentwillen das Studium der classischen Sprachen so lange betrieben wird, das Eindringen in den Geist der classischen Schriftsteller und dadurch in den Geist des Alterthums zu verfolgen und daneben für die bei gewissen Fachstudien nöthige Übung in den classischen Sprachen zu sorgen. Lectüre ganzer Werke oder solcher größerer Stücke derselben, aus welchen der Geist des Ganzen sich erkennen lässt, ist das Mittel dazu. Dichter und Prosaisten, und zwar die Hauptrepräsentanten ihrer Nationalliteratur, Griechen und Römer, sind in zweckmäßiger, von den Lehrern zu treffender Auswahl abwechselnd zu lesen, doch so, dass den lateinischen Autoren mehr Zeit, ungefähr zwei Drittheile der für den ganzen Gegenstand bestimmten Stunden, zugewendet wird. Wort-, Sach- und ästhetisch-kritische Erklärung sind dabei zu verbinden." Dazu wird begründend bemerkt: „Neben dem Christenthum ist das classische Alterthum die Grundlage der modernen Cultur. Dies ist eine Thatsache, die wir nicht beliebig abändern können. Ein Volk, welches das Studium

Digitized by Google

der Classiker aufgäbe, würde seine Bildung von ihren Wurzeln abtrennen und sich zugleich von der Bildung der übrigen Culturvölker der Gegenwart isolieren. Das Studium der Classiker ist aber Studium ihres Geistes, und nur Mittel dazu ist die Erlernung der classischen Sprachen. Wenn so häufig über die auf die classischen Sprachen verwendete Zeit geklagt wird, so hat dies nicht darin seinen Grund, dass zu viel, sondern dass zu wenig geschehen ist, indem nach langer Mühe und großem Zeitaufwande die Arbeit da abbrach, wo eben die Früchte gesammelt werden sollten. Das Gesagte gilt von der griechischen Literatur so gut wie von der römischen, ja jene ist im ganzen weitaus die wichtigere; deshalb darf sie aus dem philosophischen Unterrichte nicht ganz wegbleiben, muss aber doch, da die Vorbildung der Schüler dafür geringer ist, und um jede Überbürdung der Schüler zu vermeiden, der römischen so nachstehen, dass ihr etwa nur ein Drittheil der für das ganze classische Studium bestimmten Zeit zugewendet wird. Da man aus Chrestomathien nicht den Geist des Schriftstellers kennen lernt, der sich eben in der Gliederung und Durchführung eines größeren Ganzen besonders zeigt, so sind ganze Werke oder größere Stücke derselben zu lesen, und in dem letzten Falle ist das Übergangene von dem Lehrer durch erklärende Auseinandersetzungen zu ergänzen. Die praktische Ausführung dieser Anordnung hat keine Schwierigkeit, da gegenwärtig die correctesten Ausgaben der Classiker um wenige Groschen zu kaufen sind. Mit den Autoren ist so zu wechseln, dass stets nur ein Autor, ein römischer oder griechischer, gelesen wird, damit ein rascheres Vorwärtsschreiten in der Lectüre eines jeden einzelnen Werkes möglich werde. Die Wahl der Autoren bleibt den Lehrern überlassen, welche ihre eigene Kraft und die Fähigkeit der Schüler am besten schätzen können."

Es wird sodann über Ästhetik und Geschichte der Künste, allgemeine und österreichische Staatengeschichte, sowie über die beschreibenden Naturwissenschaften nach Lehrmethode und Bildungswert gehandelt. Da heißt es: „Nicht dass, sondern wie diese Lehrfächer vertreten sind, ob auf wahrhaft bildende Weise, das entscheidet hier. Sie waren nach dem Plane von 1824 größtentheils vertreten, auffallende Armut an geistiger Bildung war dennoch die Folge. Das eigentlich bildende Element liegt nicht in den Massen, welche den Schülern beigebracht werden, sondern in der Verknüpfung derselben. Das Zuwenig ist hier leicht so viel als nichts, weil ungenügende Bildung ihrem Zwecke nicht mehr gewachsen ist, es wird leicht zu weniger als nichts, denn es gebiert Verbildung, Ekel vor der Wissenschaft und Verachtung derselben. Auch muss jeder Staat in dieser Beziehung Rücksicht nehmen auf den Zustand der gebildeten Staaten neben ihm. Die allgemeine Bildung, um welche es sich bei diesen Lehrfächern handelt, ist eine allgemeine

Digitized by Google

nicht bloß in dem Sinne, dass sie alle Grundwissenschaften umfasst, sondern auch in dem, dass sie die allgemein verbreitete in den gebildeten Kreisen der gebildeten Nationen ist; kein Staat aber kann die Bildung seiner Glieder unter dieses allgemeine Niveau sinken lassen ohne Gefahr für seine Würde und Macht.

Man hört wohl nicht selten die Äußerung: Wozu braucht der Landbeamte, der Dorfgeistliche das Griechische, die Ästhetik und dergleichen? Nicht das Griechische oder die Ästhetik an sich braucht er, aber die Bildung, die geistige Regsamkeit und den Reichthum geistiger Interessen, welche aus ihrem und ähnlichem Studium erwachsen. Zwei Classen von Menschen bedürfen besonders einer breiteren und tieferen allgemeinen Bildung; reichbegüterte, die ohne Amt und bestimmtes Geschäft ihrem Belieben leben, und solche, die in einem engen, für sie nicht zu durchbrechenden Kreise eine kleine Zahl von Geschäften in immer gleicher Weise wiederholen. Fehlt das gehörige Maß der Bildung, so fallen jene der feinen Sinnlichkeit anheim, diese der rohen; jene werden vielgeschäftige Müßiggänger, diese sinken zur Handwerksmäßigkeit herab, sie verknöchern und verbauern.“

Die Religionswissenschaft ist aus der Zahl der eigentlichen Unterrichtsgegenstände ausgeschieden worden. Außer anderen Gründen wird dafür geltend gemacht, dass sie, insofern sie wirklich eine Wissenschaft ist, entweder Religionsphilosophie oder Wissenschaft der positiven Religion ist. Da sie jenes als Unterrichtsgegenstand dieses Studiums nicht sein solle, dieses nicht sein könne, so könnte sie nur ein populärer Unterricht sein, und dieser passe nicht in das System der philosophischen Studien. Die Berechtigung der Ausscheidung wird eingehend durch die Geschichte des Faches und die Erfahrungen erhärtet; die Beibehaltung würde mehr Aufsehen machen als das Gegentheil. Für die Einrichtung der Exhorten, die nunmehr eine erhöhte Wichtigkeit erhielten, werden vortreffliche Winke gegeben.

An diese Lehrfächer schließen sich die freien Vorlesungen, und zwar außer den schon bestehenden auch solche über Naturgeschichte, Mathematik, Physik, die Classiker und die schöne, namentlich vaterländische Literatur, die den Unterricht in jenen ergänzen sollen. Die eigentlich wissenschaftliche Behandlung bleibt den höheren Studien vorbehalten, in welchem besonders die Philosophie, die Philologie, im weitesten Umfange, und die Geschichte zu behandeln sein würden.

Fast zwei Jahre verwandte Exner an diese Arbeit; am 13. Juni 1845 war er mit Präsidialdecret der Vereinigten Hofkanzlei [104]) nach Wien berufen worden und am 18. Juni 1847 erhielten er und Zimmermann die Weisung,

Digitized by Google

sich auf ihre Dienstposten wieder zurück zu begeben [105]). Trotzdem die Arbeit Exners zunächst resultatlos war, so war sie nicht verloren, weil die darin niedergelegten Gedanken durch ihren Urheber nach dem Umsturz der alten Verhältnisse erst ihre rechte Verwirklichung finden sollten.

VI.

Exners letzte Wirksamkeit in Prag.

Nach seiner Rückkehr nach Prag widmete sich Exner wieder seinem Lehrberuf und seiner Wissenschaft. An Arbeiten gehören dieser Zeit an, ein Aufsatz über „Einheit des Denkens und Seins", der gegen Hegel gerichtet ist, und polemische Aufsätze, die er mit Ehrlich zur Vertheidigung Herbarts schrieb, den die Günthersche Schule des Atheismus beschuldigt hatte. Diese würdevolle und geschickte Abwehr grundloser Vorwürfe erschien zuerst in Schmidls „Österr. Blättern für Literatur und Kunst" und wurde dann besonders abgedruckt in Ehrlichs „Vier Abhandlungen zur Ethik" (Bonn 1847). Für das Jahr 1848, in welchem die Feier des 500jährigen Bestandes der ersten deutschen Universität bevorstand, wurde Exner [106]) zum Rector gewählt; er lehnte jedoch die Wahl aus Gesundheitsrücksichten und anderen persönlichen Gründen ab, die nicht nur seiner Bescheidenheit, sondern auch der Offenheit seines Charakters entsprangen. Er beharrte dabei, als er auch bei der zweiten Wahl von der juridischen und medicinischen Facultät gewählt wurde; die beiden anderen hatten Zeidler ihre Stimmen gegeben, der denn auch, „da der eine der beiden Gewählten die Wahl als nicht in seinem Wunsche gelegen bezeichnete", wie es in dem Gubernialdecret an Exner heißt, bestätigt wurde.

Auch in die Märzbewegung des Jahres 1848 wurde Exner hineingezogen. Als Tribun der Studentenlegion befand er sich unter den Abgeordneten der Prager Universität, welche am 11. März eine Eingabe mit einigen Bitten und Wünschen — Lern- und Lehrfreiheit, Besuch auswärtiger Universitäten, Abänderung des bisherigen Prüfungswesens u. a. — in Wien überreichte. Da die mit kaiserlicher Entschließung vom 23. darauf ertheilte allgemein gehaltene Verheißung, „dem öffentlichen Unterricht werden die den neuen Institutionen zusagenden Verbesserungen in ausgedehntem Maße zugewendet werden", [107]) den Wünschen nicht genügte, verhandelte Exner am 28. März direct mit dem Gouverneur Graf Rudolf Stadion wegen provisorischer Gewährung der genau aufgezählten Forderungen „bis zur Herablangung der definitiven Beschlüsse". Stadion gestand es zu, verwendete sich in

Digitized by Google

Wien wegen definitiver Bestätigung, und das Ministerium des Innern genehmigte mit Erlass vom 30. März die Kundmachung des böhmischen Landespräsidiums, die die Erfüllung der von der Prager und Wiener Studentenschaft ausgesprochenen Petition brachte.[108]) Die Beliebtheit Exners steigerte sich nun noch mehr, und mit doppelter Wehmuth sah man ihn bald scheiden; einen Trost fand man nur darin, dass er zur Verbesserung des Studienwesens berufen ward.

Die ungewöhnliche Beliebtheit des Lehrers zeigte sich, als Exner, von Sommaruga am 4. April nach Wien berufen [109]), von seinen Hörern und seiner geliebten Thätigkeit, und zwar diesmal für immer, sich verabschiedete. Ein Prager Blatt meldete am nächstfolgenden Tage: „Einen herzergreifenden Abschied nahmen vorgestern die Hörer der Philosophie von ihrem vielgeliebten Tribun Professor Exner. Schon am Vormittag, als der Gefeierte seine Berufung nach Wien zur Studienplanberathung dem Collegium verkündete und in unvergesslichen, feurigen Worten seinen Jüngern noch einmal die Gefahr der Jetztzeit schildernd, das Wohl des Vaterlandes an das Herz legte, wurde einstimmig beschlossen, den scheidenden Lehrer unbewaffnet zum Bahnhof zu geleiten. Dem Zuge schlossen sich nachmittags auch viele Mitglieder der andern, besonders der Juristen-Facultät an. Am Thore des Bahnhofes nahmen die Tribunen und Professoren Abschied, ein Chor stimmte einen Scheidegesang an und, vor Thränen des Wortes nicht mächtig, stieg Professor Exner in den Waggon. An der aufgestellten Studentenescorte fuhr der Zug langsam vorüber. Kein lautes Vivat erscholl; selbst das viel beliebte Sláva ward von Thränen erstickt, die reichlich die Wangen eines jeden netzten. Es waren Männer und Jünglinge, die weinten, und niemand schämte sich seiner Thränen. Ein leises: Auf Wiedersehen! war der letzte Scheideruf. Eine Anzahl seiner Schüler begleitete den Geliebten bis Běchowitz, wo sich die rührende Scene noch einmal erneuerte. Möge er bald wiederkehren.“ [110]) Dieser Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen, da seine neue Stellung ihn bald dauernd an Wien band.

VII.

Exner als wissenschaftlicher Beirath im Ministerium.

Wenn nun auch mit der Rückkehr nach Wien der an Thätigkeit und an Erfolgen reichste Abschnitt im Leben Franz Exners beginnt, so könnten wir uns doch hier kürzer fassen, denn was gethan wurde, wurde oben bereits ausgeführt und es könnte hier die Bemerkung genügen, dass alle wichtigen Maßnahmen theils von ihm, theils unter seiner Mitwirkung durch-

Digitized by Google

geführt wurden. Da es sich aber hier um eine Würdigung von Exners Wirken handelt, soll dies im einzelnen näher gezeigt werden.

Nachdem Exner bereits im Mai die Vereinigung der zwei philosophischen Curse mit dem sechsclassigen Gymnasium angebahnt, gieng er an die Ausarbeitung des „Entwurfes der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Österreich", und so kam jener „Entwurf" zu stande, der die in der oben besprochenen „Begründung" niedergelegten Gedanken wieder aufnimmt, und der im wesentlichen die Bestimmungen enthält, die dann im Organisationsentwurf und in den die Universitäten regelnden Verordnungen wiederkehren. Dieser aus hundert Paragraphen bestehende Entwurf, der gewöhnlich den Namen Feuchterslebens trägt, ist, wie das erhaltene Concept zeigt, ganz das Werk Exners.

Dass dieser Entwurf vor dem Eintritt Feuchterslebens der Öffentlichkeit übergeben worden ist, bestätigt dieser selbst in der oben (S. 9) erwähnten historischen Skizze; die Autorschaft Exners hat er selbst stets hervorgehoben und seine eigene Stellung zu dem Entwurfe, der ihm in manchen Punkten nicht entschieden genug erschien, legte er in einem Artikel der „Wiener Zeitung" (vom 15. August 1848) dar. Es muss dies ausdrücklich hier hervorgehoben werden, weil selbst in sonst gut gearbeiteten Darstellungen [111]) berichtet wird, der Entwurf sei von Feuchtersleben veröffentlicht worden; manchmal wird ihm sogar die Autorschaft zugewiesen. Beides ist unrichtig. Wie die Schlusssätze der Vorbemerkungen besagen, wurde der Entwurf veröffentlicht, „damit er die Sachverständigen zur Entwicklung ihrer Ansichten veranlasse und als Faden dienen könne, woran zu leichterer Erzielung eines praktischen Erfolges die öffentliche Meinung ihre Urtheile und Wünsche bequem und in leicht übersichtlicher Weise zu knüpfen vermag. Denn eine öffentliche Maßregel kann nur dann von großer und segensvoller Wirksamkeit sein, wenn sie aus dem Geiste des Volkes hervorgegangen und mit der Meinung der Einsichtsvollsten in ihm in Einklang steht".

Feuchtersleben setzte eine Commission unter Exners Leitung zur Ausführung des Entwurfes nieder, welcher die Humanitätsprofessoren Karl Enk von der Burg [112]) aus Iglau und Wilhelm Podlaha [113]) aus Wien als Mitglieder angehörten. Es wurden von ihr einige Maßnahmen getroffen, die theils den momentanen Bedürfnissen entsprachen, theils das eigentliche Werk vorbereiteten. Aber Exner erkannte, dass vor allem eine Anzahl tüchtiger Lehrkräfte für die Universität und insbesondere ein Mann benöthigt werde, der sowohl zur Heranbildung des Lehrerstandes wie zur Mithilfe am Reformwerk durch seine Erfahrung geeignet wäre. Da nach dem bisherigen Studiensystem die Philologie in Österreich am meisten

Digitized by Google

darniederlag und ihr nunmehr an den Gymnasien ein viel größerer Spielraum gewährt werden sollte, konnte dies nur ein Philologe sein, der durch eigene Thätigkeit an Gymnasien die Einrichtungen, „deren Wirksamkeit sich anderwärts unter Verhältnissen, die den unserigen ähnlich sind, schon durch die Erfahrung erprobt hat", wohl kannte und zugleich durch wissenschaftliche Bedeutung und umfassende Bildung der Aufgabe eines Universitätslehrers gewachsen war. Diesen Mann glaubte er in Hermann Bonitz, den er, wie bereits erzählt worden ist, im Jahre 1842 in Berlin kennen gelernt hatte, gefunden zu haben. Und hierin bewährte sich sowohl der Scharfblick Exners, als sein Glück, das ihn für die rechte Aufgabe den rechten Mann finden ließ, denn Bonitz „war in den besteingerichteten Anstalten aufgewachsen und hatte als bewährter Lehrer an solchen bisher gewirkt. Dazu kam, dass er in seltener Vielseitigkeit mit dem Betrieb der wichtigsten Disciplinen des Gymnasiums, der philologischen und mathematischen, vertraut war und sich durch eine philosophische Durchbildung auszeichnete, welche seinem Rathe bei der Schaffung von Einrichtungen, die nach dem Bildungswert und den Beziehungen zahlreicher Unterrichtsgegenstände neu zu bemessen waren, ein besonderes Gewicht verleihen musste. Ferner verbürgten seine wissenschaftlichen Qualitäten in Verbindung mit seiner Lehrerfahrung, dass es ihm gelingen werde, für eine der wichtigsten Disciplinen tüchtige Lehrer heranzuziehen, und dass diese seine Thätigkeit an der Wiener Universität für andere Anstalten vorbildlich sein würde. Endlich bedurfte das Ministerium in diesem entscheidenden Stadium einer tiefgreifenden Umbildung eines Vermittlers zwischen sich und der Lehrerwelt, an welcher es nicht bloß pflichttreue Ausführer, sondern selbständige Förderer und Berather seiner Entschließungen haben wollte." [114]) Mit Bonitz war somit ein Mitarbeiter gewonnen, der nicht nur die Feststellung der Grundsätze, Instructionen u. s. w. entwerfen half, sondern der auch um die unmittelbare Verwirklichung der neuen Institutionen und ihre praktische Handhabung durch Wort und Schrift sich das größte Verdienst erworben hat. Ehe wir aber dieser gemeinsamen Thätigkeit gedenken, müssen wir in aller Kürze den Lebenslauf des Mannes, der fast achtzehn Jahre hindurch sein bestes Können im Dienste Österreichs eingesetzt hat, mittheilen:

VIII.

Bonitz bis zur Berufung nach Wien.

Hermann Bonitz wurde zu Langensalza am 29. Juli 1814 als das vorletzte von sieben Kindern des dortigen Superintendenten Karl Friedrich Bonitz geboren. Die Familie stammte aus dem sächsischen Erzgebirge,

Digitized by Google

wo sie sich mit dem Betriebe von Berg- und Hüttenwerken seit Jahrhunderten beschäftigt hatte; sie weist jedoch auch einen Rector in Schneeberg auf, der eine Abhandlung über Pherekydes schrieb. Bonitz selbst war der Enkel eines Schmiedes. Sein Vater, der Magister, steht heute noch wegen seines vortrefflichen Wirkens in der Lehrerwelt jener Gegend in bestem Angedenken, da er nicht nur streng auf die Erfüllung der Pflichten sah und dadurch sich um die Hebung der Schule große Verdienste erwarb, sondern den Lehrern auch stets ein wohlwollender Freund war. [115]) Die Mutter war eine wackere Hausfrau, das Musterbild echter Frömmigkeit. „Vom Großvater Grobschmied mochte er die wuchtige Arbeitskraft, vom Vater den Zug der höheren Bildung, die Tiefe und Reinheit des Gemüthes von der Mutter geerbt haben.“ [116]) Zum väterlichen Pfarrhaus gehörten Äcker und Obstland, in denen er fleißig sich bewegte, so dass er nicht nur körperlich wohl gedieh, sondern sich auch frühzeitig in ihm der lebhafte Sinn für das Landleben entwickelte, der ihn, wie Bellermann mittheilt, in hohen Jahren noch „jedes Saatfeld in dem Stande seines Gedeihens, jede Obstbaumfrucht mit unfehlbarer Sicherheit von ferne erkennen ließ.“ In der heimischen Bürgerschule und durch den Vater tüchtig vorgebildet, trat er 1826 in die Tertia des berühmten Gymnasiums zu Schulpforta ein, wo er 1832 die Maturitätsprüfung ablegte. Seiner Ausbildung kam zu statten, dass er sich des Verkehrs von Männern wie Koberstein, Jacobi, Lange erfreuen konnte, in deren Familien er aufgenommen worden war. Durch den Unterricht des dortigen Religionslehrers Schmieder angeregt, war es zunächst seine Absicht, an der Universität Leipzig, die er im Sommersemester 1832 bezog, Theologie und Philosophie nach dem Beispiele des Vaters, der dies auch gewünscht hatte, zu studieren. Durch seine Lehrer Drobisch und Hartenstein jedoch, von denen besonders der letztere ihm immer befreundeter wurde, mit Herbartscher Philosophie bekannt gemacht, gab er den Gedanken, sich der Theologie zu widmen, auf und wandte sich nach einigem Schwanken, das ihn kurze Zeit zum nicht geringen Kummer der Eltern auch die Rechtswissenschaft ins Auge fassen ließ, endgiltig der Philologie zu, „oder vielmehr Philologie im Bunde mit Philosophie; das auf strenger Quellenforschung beruhende Studium der Geschichte der griechischen Philosophie stand sicherlich schon damals im Mittelpunkt seiner vielartigen, auf die Bibelexegese nicht minder als auf die höhere Mathematik sich erstreckenden Interessen. Vor allzu großer Specialisierung bewahrte ihn der Einfluss Gottfried Hermanns, dem er sich ganz zu eigen gab“. [117]) 1834 war er in dessen griechischer Gesellschaft aufgenommen worden; er fand auch Zutritt in sein Haus und stand auch später in freundschaftlichem Verkehr mit der Familie Hermanns.

Digitized by Google

Im letzten Semester seines Leipziger Studiums reichte er auf die von der philosophischen Facultät ausgeschriebene Preisaufgabe: „Utrum idea absoluti summum et unicum philosophiae principium esse possit“ unter dem Motto aus Scotus Erigena: „Nihil aliud est vera auctoritas nisi rationis virtute cooperta veritas“ eine Schrift ein, die mit dem Preise gekrönt wurde. Sie ist, wie Gomperz urtheilt, „ein denkwürdiges Zeugnis von der erstaunlich frühen Geistesreife, Selbständigkeit und gediegenen philosophischen Bildung des damals zwanzigjährigen Studenten.“... „Die ganze Schrift ist vom Sonnenlicht vollster Geistesklarheit durchflutet. Bewundernswert ist das, was ich den Terrassenbau der Argumente nennen möchte, der uns, wenn wir schon am Ziele zu sein glauben, auf immer neue, unerwartete Höhen führt und mit erstaunlichem Geschick die wirksamsten Beweisgründe jedesmal auf das Ende des betreffenden Abschnittes, beziehungsweise auf den Schluss der Abhandlung aufzusparen versteht.“ [118])

Ostern 1835 gieng er nach Berlin, um Böckh und Lachmann mindestens noch ein Jahr lang zu hören, und wurde bald in das von diesen geleitete Seminar aufgenommen. Der unerwartet erfolgende Tod des Vaters nöthigte ihn jedoch, da er nunmehr auf Unterstützung vom Hause nicht mehr rechnen konnte, etwaige Absichten, sich zu habilitieren, aufzugeben und rasch die Lehramtsprüfung abzulegen. Er erhielt am 30. Jänner 1836 ein Befähigungszeugnis für fast alle Gymnasialfächer. Trotz des Gegensatzes der Überzeugungen gieng auch der philosophische Theil der Lehramtsprüfung gut von statten und erwarb ihm das Wohlwollen Trendelenburgs, das ihm „bis zum Tode dieses wahrhaft edlen Mannes unverkümmert geblieben ist“. Bald darauf erhielt er von der Leipziger philosophischen Facultät auf Grund der vorerwähnten Preisarbeit den Doctorgrad. Ostern desselben Jahres trat er als Lehrer in das Blochmannsche Erziehungsinstitut in Dresden ein, wo er zwei Jahre thätig war. In diese Zeit fällt seine Erstlingsschrift „Disputationes Platonicae duae“, „eine Leistung, die unter allen Umständen unsere Hochachtung verdienen würde. Als das Werk eines kaum Dreißigjährigen muss sie unser Erstaunen, ja unsere Bewunderung erregen.... Keine Zeile verräth den Anfänger, nirgends zeigt sich eine Spur von mangelnder Reife“. [119])

Die Erfolge seiner Lehrthätigkeit, sein reiches Wissen und sein feiner Takt verschafften ihm 1838 einen Ruf als Oberlehrer an das Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Berlin; 1840 übernahm er nach Droysens Abgang eine Stelle am Gymnasium zum grauen Kloster. „Wir finden ihn“, sagt Bellermann, „mit fast allen wichtigen Gymnasialgegenständen bis Prima und Obersecunda beschäftigt, mit Lateinisch, Griechisch, Deutsch, Philosophie, Geschichte, Mathematik.“ Im Hause Hartensteins hatte er auf einer

Digitized by Google

Reise nach Leipzig dessen Verwandte Bertha Semmel, kennen gelernt und sich mit ihr bald darauf verlobt; um sich leichter einen Hausstand gründen zu können, übernahm er 1842 eine Lehrstelle am Stettiner Marienstift, 1843 heiratete er und gewann in seiner Frau „eine seiner würdige, hochgebildete und liebenswerte Gefährtin". Mit einigen Collegen bildete er auch ein wissenschaftliches Kränzchen, wobei jeder aus seinem Wissensgebiete etwas vortrug, woran sich oft ein heiteres Mahl schloss. [120]) Zwei kritische Aufsätze zu Werken des Aristoteles, eine Ausgabe des Commentars des Alexander von Aphrodisias zur Metaphysik des Aristoteles, endlich eine Bearbeitung der Metaphysik des Stagiriten fallen in diese Zeit; damals begann er auch bereits die Arbeiten für den „Index Aristotelicus". Die Muße dafür konnte er nur in den Nachtstunden finden, und diese Gewohnheit, tief in die Nacht sich den wissenschaftlichen Studien zu widmen, behielt er auch bis in die späteste Zeit bei. „In allen seinen Stellungen hatte er es verstanden, die Hochachtung seiner Collegen nicht weniger als die warme Zuneigung seiner Schüler zu erwerben. Den Schwächeren unter diesen half er durch Privatlectionen nach, die Verirrten führte er vielfach durch ernsten Zuspruch auf den rechten Weg zurück. Im Unterrichte erzielte er durch die gesammelte Kraft seines Wesens Ergebnisse, welche das Erstaunen seiner Amtsgenossen erregten. So bewältigte er in der Lectüre der Classiker Aufgaben von einem Umfang, welcher den meisten unerreichbar schien. Und zwar setzte er, hierin vielfach von dem gewohnten Herkommen abweichend, die Sache stets über die Form, den Gehalt der antiken Meisterwerke über die grammatische Schale." [121])

Es wurde bereits erzählt, wie Exner bei seinem Aufenthalt in Berlin 1842 Bonitz kennen gelernt und welchen Eindruck dieser auf ihn gemacht hatte. Zu dem Briefwechsel, den Exner mit ihm „errichten" wollte, ist es jedoch nicht gekommen. Umsomehr musste Bonitz überrascht sein, als er von Exner folgenden Brief vom 3. August 1848 erhielt:

„Erlauben Sie mir, eine alte und mir sehr werte Bekanntschaft zu erneuern. Oft schon wünschte ich dies im Interesse eines wissenschaftlichen Gedankenaustausches zu thun, ward jedoch durch Geschäfte und eine wenig löbliche Schreibfaulheit daran gehindert; dafür muss ich mir es nun gefallen lassen, wenn Sie mich infolge dieser Zeilen einen Egoisten schelten, wenngleich Sie nicht in Abrede werden stellen können, dass ich ein Egoist bin, der Sie aufrichtig hochachtet; dies ist mir einiger Trost.

Die Umwandlungen in Österreich kennen Sie; infolge derselben bin ich in Wien beim Ministerium des Unterrichtes beschäftigt, an der Reform unserer Unterrichtsanstalten mitzuwirken. Wir brauchen für unsere Uni-

Digitized by Google

versitäten einige tüchtige Männer für classische Philologie, ferner für Deutsch, für Geschichte u. s. w.; besonders die ersteren sind uns dringend nöthig zur Heranbildung von Gymnasiallehrern. Jüngere, energische Männer, die als Gelehrte einen Ruf haben und bei der Reform der Gymnasien mitzuwirken vermöchten, müssen wir besonders wünschen; sehr erfreulich wäre es, wenn sie schon künftigen October hier sein könnten. Die Bedingungen werden gewiss anständig sein.

Wissen Sie mir solche Männer zu nennen? Wären Sie selbst geneigt, auf einen Antrag dieser Art einzugehen?

Dies ist es, worauf ich mir eine Antwort von Ihnen in kürzester Zeit dringend erbitte.

Ich schreibe für jetzt nur als Privatmann, denn ich bin, was ich war, Professor zu Prag; es würde mich aber sehr freuen, wenn ich infolge Ihrer Antwort eine amtliche Correspondenz einleiten könnte."

Am 8. August beantwortete Bonitz dieses Schreiben, das ihn in hohem Grade überrascht und in noch höherem erfreut habe, nicht nur weil er darin nach langer Zeit ein Lebens- und Freundschaftszeichen von einem Mann erhalten hätte, dem seine vollste und aufrichtige Hochachtung gehöre, sondern vor allem, weil er Exner an einer Stelle thätig sähe, wo er zum segensvollsten Wirken wie innerlich berufen, so äußerlich berechtigt sei. Er empfiehlt für den von Exner bezeichneten Zweck Georg Curtius, Wilhelm Corßen und Johannes Horkel, von denen er aus persönlicher Bekanntschaft wisse, dass, wenn auch die eine der Eigenschaften, die verlangt werden, fehle, doch die andere ebenfalls vorhanden sei; er schildert eingehend ihre bisherige Wirksamkeit und ihre Vorzüge. Er legt dann ausführlich seine eigenen Schicksale, seitdem er Exner in Berlin kennen gelernt, und seine jetzigen Verhältnisse dar, die ihn an seine jetzige Stellung durch engere Bande knüpfen. Diese Erzählung „von sich selbst" solle aber keine indirecte Ablehnung der vertrauensvollen Anfrage sein; die weite Entfernung, welche für die Übersiedlung einer Familie nicht unbedeutend sei, schrecke ihn nicht, zumal wenn er hoffen dürfe, in Wien eine Stellung zu finden; auch an die immerhin bedeutende Änderung in seinem Thätigkeitskreise denke er zwar nicht ohne ernste Überlegung, aber mit gutem Muth.

„Die Universitätslaufbahn," fährt er fort, „habe ich zwar aus Überzeugung nicht betreten, weil ich mir denke, dass der Universitätslehrer auf irgend einem Gebiete Ausgezeichnetes und Eigenthümliches leisten muss, während ein Mittelmaß der Leistungen in einem weiteren Umfang für den Gymnasialunterricht von gutem Erfolge sein kann. Indessen es können Umstände eintreten, unter welchen selbst ein solches Mittelmaß den

Muth fassen dürfte, auf der Universität aufzutreten, so dass ich es unternehme, Erklärung der Classiker, namentlich der griechischen, und Geschichte der alten Philosophie vorzutragen; und solche Umstände finde ich in diesem Falle in der von Ihnen gewünschten Mitwirkung zur Reform der Gymnasien. Das Streben nach einer Reform des Gymnasialunterrichtes, zunächst praktisch im engsten Kreise eigener Thätigkeit, jetzt auch durch Vorschläge zu allgemeineren Änderungen, hat mich lange beschäftigt, hat mich in meiner Schulthätigkeit, in meinem pädagogischen Verkehr mit einigen meiner Collegen und in der letzten Zeit in unseren gemeinsamen Berathungen geleitet. Der Gedanke nun, unter Ihrer Leitung, im Bewusstsein der Übereinstimmung über die eigentlich pädagogischen Grundsätze des Unterrichtes, dafür thätig sein zu dürfen, namentlich etwa bei der Errichtung der für Österreich so besonders wichtigen Seminare für höhere Unterrichtsanstalten mitzuwirken und dadurch wissenschaftliche Thätigkeit mit praktischer Erfahrung in Verein treten zu lassen — dieser Gedanke hat für mich eine große Anziehungskraft, und diese lässt mich vielleicht manche bedeutende Schwierigkeit geringer anschlagen. Ich kann Ihnen allerdings, wenn ich mich nicht selbst überschätze, genaue Kenntnis der bei uns üblichen Gymnasialeinrichtung, praktische Bekanntschaft mit ihren guten Seiten und eine dem Besten zustrebende Einsicht in ihre Mängel entgegenbringen; aber wie weit dies auf den gegenwärtigen Zustand des höheren Unterrichtes in Österreich passt, von dem doch als dem gegebenen Boden ausgegangen werden muss; wie groß die Gefahr sein wird, übereilt Fremdes zu empfehlen und dabei das Gute in dem Vorhandenen zu verkennen; wie leicht meine Gewohnheit, an protestantischen Unterrichtsanstalten zu wirken und in der Mitte von Protestanten mich zu befinden, unter einer überwiegend katholischen Bevölkerung Anstoß erregen könnte, alles dies sind Fragen, welche mir und welche Ihnen selbst Vorsicht rathen. Vorsicht, aber nicht völliges Aufgeben des Gedankens; wenigstens von meiner Seite ist dies nicht der Fall. Nur in der gegenwärtigen schwankenden Lage Österreichs, in welchem wenigstens für den entfernter Stehenden noch nichts auch nur zu einiger Hoffnung des Bestehens gelangt zu sein scheint, glaube ich die Verpflichtung für meine Familie, für welche ich ohne Vermögen durch meinen Gehalt zu sorgen habe, nicht gewissenhaft zu erfüllen, sondern mich einer Übereilung schuldig zu machen, wollte ich unmittelbar und sogleich in eine neue derartige Stellung eintreten. Unverheiratet würde ich kein Bedenken tragen, mein eigenes Schicksal den Wechselfällen einer bewegten Zeit der Erhebung, der Reform eines sich erhebenden Volkes, hinzugeben; aber ich darf wohl kaum Ihnen selbst die drückende Verpflichtung zumuthen, jetzt schon für eine Familie eine

Digitized by Google

gewisse Garantie für das Fortbestehen meiner Stellung geben zu sollen, und ich glaube insoferne schon in Ihrem eigenen Interesse gehandelt zu haben, indem ich Ihnen unverheiratete, jüngere, noch unversorgte oder wenig versorgte Männer nannte. So stellen sich mir die Sachen wenigstens in dieser Entfernung von dort dar; möglich, dass sich in der Nähe manches ganz anders ausnimmt. Ich kenne Sie als so wahr und offen, dass ich zuversichtlich hoffe, Sie werden mir über diesen Punkt, der für meine Entschließung der bedeutendste ist, mit derselben Offenheit genaue Auskunft geben, mit welcher ich mich gegen Sie ausgesprochen habe. Verloren ist übrigens, wenn Sie wirklich glauben, mich in Wien brauchen zu können, mit dem Aufschube von ein paar Monaten oder einem halben Jahre, wo sich manche Wogen noch setzen können, noch nichts; denn Sie werden zu Ihren Reformen in ein oder zwei Jahren kaum die Grundlagen vollständig gelegt haben können."

IX.

Exner als Ministerialrath.

Exner war, wie er selbst schreibt, damals noch Professor und nur mit Arbeiten im Ministerium betraut; es stellte sich aber begreiflicherweise bald die Nothwendigkeit heraus, ihn dauernd in dieser Thätigkeit zu erhalten. Deshalb unterbreitete Doblhoff am 13. August 1848 dem Kaiser den Antrag, Exner die unmittelbare Leitung der Arbeiten der Unterrichtsreform im Ministerium anzuvertrauen und ihn provisorisch für die Zeit der Reformarbeit zum Ministerialrath zu ernennen.

Die Ernennung erfolgte mit a. h. Entschließung vom 19. August 1848. Schon am 27. August jedoch erstattete Doblhoff einen zweiten Vortrag wegen definitiver Ernennung Exners, die mit a. h. Entschließung vom 4. September erfolgte; am 15. September legte er den Eid in seiner neuen Stellung ab.

Bonitz hatte sofort, nachdem er Exners vertrauliches Schreiben erhalten, seinem Freund und Lehrer Hartenstein die Sache mitgetheilt und ihn um Rath gebeten. Dieser antwortete am 9. August: „Der Hauptinhalt Ihres Berichtes hat mich nicht eigentlich überrascht, denn obwohl ich von Exner seit sechs Monaten keine Zeile erhalten habe, so hatte er doch schon gegen Lott, der um Ostern in Wien war, von der Möglichkeit einer an Sie zu erlassenden Berufung gesprochen. So aufrichtig ich Ihnen dazu Glück wünsche, so ist es doch sehr schwer, hier einen Rath zu geben. Dass Sie die weite Entfernung und die Über-

Digitized by Google

siedlung . . . nicht schreckt, ist schon ganz gut; auch an Ihrer Befähigung zum Universitätslehrer sollten Sie billig nicht zweifeln, zumal Sie dort in philologicis einen ganz rohen Acker finden und auf alle die philologischen Finessen, die zu den *deliciis* unserer Philologen gehören, äußerst enthaltsam würden Verzicht leisten müssen und folglich auch dürfen und können. Höchst einfache Elementarvorträge über die besten alten Schriftsteller würden da gar nöthig sein . . . Von den Studenten wird in der ersten Zeit ganz gewiss nicht viel zu hoffen sein, wiewohl der Hunger eines dortigen Studenten das gerade Gegentheil der blasierten Übersättigung der unsrigen ist; Ihre Wirksamkeit auf die Studenten betrachte ich aber auch für den Anfang gar nicht als das Wesentliche, sondern Ihr Mitarbeiten an der Organisation des Gymnasialwesens; und dazu wäre es freilich gut, wenn gleich mehrere gleichgesinnte junge Männer in verwandte Wirkungskreise einträten, um sich gegenseitig in die Hand zu arbeiten. Im ganzen berge ich nicht, regt sich in mir etwas, was Ihnen rathen möchte, auf die Sache einzugehen; zum Theil ist das selbst mit Liebe für das schöne Österreich mit seiner gesunden Naturkraft, seinen Strömen und Alpen u. a., die freilich nichts im Seminar bei Ihnen lernen können. Ich gönnte Österreich solche Kräfte wie die Ihrigen, und Ihnen öffnet sich ein weiter, großartiger Wirkungskreis . . . Fremdartig würde Ihnen und Ihrer Frau das österreichische Leben wohl anfangs sein; im Grunde sind jedoch die Menschen dort zu liebenswürdig, um nicht über manches, was nach norddeutscher Übergeschliffenheit auffällt, bald hinweg zu kommen, und ich bedaure nur, nicht anzunehmen zu dürfen, dass das südlichere Leben für Sie eine so magnetische Kraft hat wie für mich, denn sonst würde die Sache bald bei Ihnen entschieden sein."

Als daher Exner am 20. September im Auftrage des Ministeriums an Bonitz unter Mittheilung der zu übernehmenden Verpflichtungen und Angabe der ihm zugestandenen Bedingungen die Anfrage richtete, ob er geneigt wäre, dem Rufe Folge zu leisten, antwortete Bonitz am 30. zustimmend, nur verlangte er „so viel Frist, als zur Lösung seiner Verpflichtung unerlässlich ist" und hofft noch im Laufe des October auf einige Tage nach Wien zu kommen, „um das Nähere zu besprechen und die Verhältnisse kennen zu lernen." Für den 11. October hatte Bonitz seine Reise nach Wien festgesetzt, da erhielt er tags zuvor „die Nachricht von den entsetzlichen dort vorgekommenen Ereignissen"; sie veranlassten ihn, zunächst seine Reise aufzuschieben, und „dann im weiteren Verlaufe der Geschehnisse" sie auf „eine etwaige neue Veranlassung dazu aufzugeben." Er war daher erfreut, als Exner am 28. November den Antrag erneuerte, erklärte sich in seiner Antwort am 1. December auch jetzt geneigt, auf

Digitized by Google

den Antrag einzugehen, doch machte er seine definitive Entscheidung von seinem Besuche in Wien abhängig.[122]) Zu Weihnachten war nun Bonitz in Wien und übergab am 6. Jänner 1849 Exner eine schriftliche Erklärung der Annahme. Am 16. Jänner unterbreitete Stadion, der die provisorische Leitung des Unterrichtsministeriums übernommen hatte, dem Kaiser den Antrag, die durch die Pensionierung Franz Fickers erledigte Lehrkanzel der classischen Philologie und Literatur an der Wiener Universität an Bonitz zu verleihen. Die Aufgabe, die Bonitz zugewiesen wurde, lautete dahin, dass er Vorlesungen aus dem Gebiete der classischen Philologie halten, den Candidaten für das Gymnasiallehramt specielle Anleitung in ihren philologischen Studien geben, endlich bei Organisierung der Gymnasien und Universitäten das Ministerium mit seinem Rathe und seiner Mitwirkung, soweit sie in Anspruch genommen würden, unterstützen sollte. Mit a. h. Entschließung vom 6. Februar 1849 erfolgte die Ernennung, und zu Ostern 1849 traf Bonitz in Wien ein.

Exner hatte unterdessen eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet. Schon unter Doblhoff und Feuchtersleben wurden alle Verfügungen theils auf seine Initiative, theils unter seiner Mitwirkung durchgeführt. Seit den Ereignissen des 6. October ruhte buchstäblich alles auf Exner. Es wurde bereits erzählt, dass Doblhoff nicht zu sehen war, Feuchtersleben einen ihm schon früher zugestandenen Urlaub jetzt in Anspruch genommen und sich von Wien entfernt hatte.

In der großen Verwirrung, die in jenen Tagen herrschte und die jede Thätigkeit lähmte, harrte Exner nicht nur auf seinem Posten aus, sondern arbeitete unverdrossen weiter an den Maßnahmen, die dem Einsetzen der Reform erst den Boden ebnen sollten. Der einzige damals in Wien anwesende Minister, Baron Kraus, beauftragte Exner am 9. October, „in Abwesenheit des Unterstaatssecretärs, Freiherrn von Feuchtersleben", die Geschäfte des Ministeriums einstweilen zu übernehmen und die Geschäftsstücke ihm zur Unterschrift vorzulegen. „Der Umstand, dass Exner damals eine Wohnung inne hatte, die es ihm möglich machte, in das Bureau des Ministeriums zu gelangen, ohne die Straße betreten zu müssen, auf welcher jeder in Gefahr war, gewaltsam zum Barricadendienst fortgeschleppt zu werden, machte es ihm möglich, die nöthigsten Geschäfte seines Departements fortzuführen."[123]) Als dann das Ministerium Schwarzenberg-Stadion gebildet war, wurde Exner das Unterrichtsportefeuille angetragen, aber, wie früher in dem gleichen Falle unter Doblhoff[124]), lehnte Exner die Annahme ab, und „aus Bescheidenheit", wie es später Thun bezeichnete, wollte er auch die Stelle des Unterstaatssecretärs nicht übernehmen. Exner war in das Ministerium eingetreten, um die Reformarbeiten

Digitized by Google

zu leiten, doch sollte seine Thätigkeit in keiner Weise mit der Politik in unmittelbarer oder mittelbarer Verbindung stehen und durch sie gestört werden. In jener Zeit musste jedoch noch viel mehr als sonst jede Thätigkeit eines Mannes in leitender Stellung in die Politik des Tages gezogen und durch sie beeinflusst werden. Man begreift demnach, dass Exner der zweimal an ihn ergangenen Aufforderung widerstand und auch die Stelle des Unterstaatssecretärs ablehnte. „Von Politik hielt er sich überhaupt," sagt Zimmermann, „hierin ein echter Schüler Herbarts, gänzlich fern."

Dass dies keineswegs in mangelndem Interesse oder vornehmer philosophischer Gleichgiltigkeit gegenüber den politischen Dingen begründet war, versteht sich bei Exners durchaus praktischen Natur von selbst und geht aus seiner Privatcorrespondenz zum Übermaße hervor. Die Ausschreitungen des 1848er Freiheitsdranges hatte er, als Mann des Maßes und der organischen Entwicklung, oft mit Widerwillen, nie mit Wuth oder Verzweiflung begleitet: „Unsere politische Freiheit ist vorderhand noch ein sehr ekelhaftes Ding; doch dies sind ja alle neugeborenen Kinder, und am meisten die Frühgeburten; wir wollen doch hoffen, dass noch ein ganz tüchtiger Mann daraus wird." (Brief E.'s an seine Frau, 10. April 1848). Früh schon hat er, der Richtung der österreichischen Politik vorauseilend, die Zusammenfassung der auseinanderstrebenden Völker zu einer geschlossenen Monarchie und deren freie Verbindung mit Deutschland ins Auge gefasst; ein von ihm und seinen Freunden gegründeter „Österreichischer Verein" sollte diese Gedanken schon im April 1848 vertreten. „Der Zweck ist (schreibt E. am 18. April), die Idee eines gemeinsamen österreichischen Vaterlandes und Staates im Gegensatze zu allen den Staat auflösenden Tendenzen zu beleben... Zu diesem Zwecke soll man u. a. danach streben, dass überall Vertreter nach Frankfurt gewählt werden, welche dort die Unabhängigkeit unserer Monarchie mit Entschiedenheit vertreten. Sie sollen die Hand zu einem Bunde bieten, aber nur zu einem solchen, der unser Selbstgefühl nicht in einem Grade hemmt, welchen die nichtdeutschen Österreicher sich nicht können gefallen lassen." Und in demselben Briefe (ein halbes Jahr vor dem Octoberaufstand) heißt es: „Wenn wir wieder allgemein über oder wenigstens neben den böhmischen, deutschen, ungarischen u. s. w. Farben das österreichische Gelb und Schwarz werden flattern sehen, dann glaube ich, aber nicht eher, sind wir gerettet" (E. an seine Frau, 18. April 1848). Dass er aber gleichwohl dem von ihm selbst angeregten politischen Vereine nach dessen Errichtung nicht beitrat, rechtfertigt er selbst (in einem Briefe vom 21. April 1848 an seine Frau) mit Gründen, die auch später für sein Verhalten zur praktischen Politik maßgebend geblieben sind: „Ich gestehe, dass dies nothgedrungene Zurück-

Digitized by Google

ziehen, da, wo man mir Vertrauen schenkt, mir sehr schmerzlich ist. Wenn die gemäßigt Denkenden sich zurückziehen, so bleiben endlich nur die Extremen von allen Seiten auf dem Felde, und was die thun werden, wird nicht zum Heile sein ... Allein bei der Überreizung, die nun einmal stattfindet, setzt jede politische Thätigkeit mich der unvermeidlichen Gefahr von Verdächtigungen und Missdeutungen aus, die mich nothwendig um jede gedeihliche Wirksamkeit bringen müssten. Das kann ich nicht wagen; ich glaube meine Pflicht zu erfüllen, wenn ich den Wirkungskreis, welchen ich besitze, mit Ehren ausfülle und jedem zweiten aus dem Wege gehe, wo die Erfolge ungewiss und nur die Zerstörung des ersten gewiss wäre."

An der regen amtlichen Thätigkeit Exners änderte sich wenig, auch nachdem Stadion die Leitung des Unterrichtsministeriums übernommen hatte und Dr. J. A. Helfert Unterstaatssecretär geworden war; denn da beide beim Reichstage in Kremsier waren, so lag die Führung der Geschäfte nach wie vor faktisch in der Hand Exners. „Es war bewunderungswürdig," erzählt Helfert,[125]) „wie sich dieser Mann, von Haus aus Gelehrter, Schriftsteller und Kathedermann, in das Bureauwesen hineingefunden hatte. Er lebte jetzt ganz nur in diesem, vom Morgen bis in die Nacht; ich denke, es blieb ihm jetzt keine Zeit übrig, zu seinen geliebten Büchern zu greifen, in denen er bis noch vor wenig Monaten fast ausschließlich gelebt hatte. Dabei fand er sich in den Angelegenheiten der philosophischen Facultäten ebenso zurecht, wie in denen der theologischen, juridischen und medicinischen, im Universitätswesen ebenso wie in den Gymnasial-, in den technischen, in den Volksschulangelegenheiten. Die Vielseitigkeit seines Wissens, eine Folge der Art und Weise, wie die Herbartsche Philosophie ihre Aufgabe auffasste, kam ihm hiebei vorzüglich zu statten."

Über die erste Unterredung Exners mit Stadion berichtet Helfert: „Bald nach der Constituierung des Ministeriums wurde Exner nach Kremsier berufen, und die Art, wie Stadion die Unterredung einleitete, war charakteristisch. ‚Also jetzt erzählen sie uns etwas,' sagte Stadion zu Exner, ‚nennen sie uns ein paar Effectstücke, mit denen wir gleich Lärm machen könnten!' Auf den gediegenen Exner musste diese etwas frivole Ansprache einen eigenen Eindruck machen. Nach manchen Vorschlägen, die Exner machte, kam die Sprache auf die Aufhebung der Theresianischen Ritterakademie. Das war nicht nach Exners Geschmack. Er beantragte eine Umgestaltung derselben; sie sollte aus den Händen der Piaristen genommen und zu einer Unterrichts- und Erziehungsanstalt ersten Ranges erhoben werden. Er wies auf die ungemein reichen Mittel dieser Anstalt hin, die man doch nicht unausgenützt leichthin auseinanderfallen lassen

Digitized by Google

sollte. Doch dies währte Stadion zu lange, und er blieb dabei: das Theresianum sollte aufgehoben werden, und mit dieser Weisung reiste Exner nach Wien zurück.“ „Sein Verhältnis zu mir“, erzählt Helfert weiter, „war ein solches, wie ich mir es nicht besser wünschen konnte, obwohl es mein Gemüth zu Anfang etwas bedrückte. Er, dessen Schüler ich in Prag gewesen war, zu dem ich noch immer mit einer großen Ehrerbietung hinaufblickte, er, der sehr gereifte Mann, der jetzt unter einem so jungen Fant stand, wie ich war. Gleichwohl hat er diese seine jetzige Stellung mir gegenüber nie außeracht gelassen. So sehr er mir an Kenntnissen, an Erfahrung, an ruhigem Urtheil überlegen war, er hat sich in keiner Richtung etwas herausgenommen, was er nicht zuvor mir vorgetragen und meine Zustimmung eingeholt hätte.“

Es wurde nun in Kremsier eine Art Präsidialbureau errichtet. Ausgearbeitet wurde alles in Wien, die minder wichtigen Stücke von Exner gleich expediert, die wichtigeren zur Expedition nach Kremsier gesandt; aber Exner sandte auch alle von ihm erledigten Stücke zur nachträglichen Einsicht an Helfert, mit dem ein täglicher Briefwechsel hin- und hergieng, „in der ersten Zeit selbst einfache Currentien, um ihn mit dem Gange der Geschäfte bekannt zu machen und ihn in der Übersicht derselben zu erhalten“.

Auf der Auflösung des Theresianums beharrte Stadion, und es wurde Exner der Auftrag ertheilt, die Sache energisch zu betreiben; das Ergebnis sollte ihm jedoch Recht geben. Der damalige Curator der Anstalt, Graf Taaffe, wandte alles auf, die Aufhebung hintanzuhalten. Bald machten sich auch politische Erwägungen geltend. Man wies auf den Ausspruch des Banus Jellačić hin, er habe das lebendige österreichische Bewusstsein nur seiner Erziehung im Theresianum zu verdanken — und so erfolgte eine kaiserliche Entschließung, die das Theresianum erhielt, indem sie nur die Absicht aussprach, die beantragte Aufhebung zu genehmigen. Wie schon oben (Seite 38) bemerkt, erfolgte unter Thun die Umgestaltung des Instituts in dem von Exner schon Stadion gegenüber verfochtenen Sinne.

Auch auf die Umgestaltung der orientalischen Akademie lenkte Exner sein Augenmerk. „Die Anstalt“, schrieb er an Helfert, „kostet viel Geld für eine kleine Anzahl privilegierter Schüler. Die Zwecke der Staatskanzlei lassen sich vollkommen erreichen, auch wenn das Institut viel gemeinnütziger wird, als es ist, und dabei wird vielleicht etwas Geld erspart.“ Auch diese Absicht wurde erst später unter Thun verwirklicht.

Ferner sollte die Wiederbesetzung der durch Feuchterslebens Maßregel (S. 11) erledigten Lehrkanzeln an der Wiener medicinischen Facultät, „die Wirkung eines der gewünschten Effectstücke,“ wie Exner, in Stadions

Digitized by Google

Ideen eingehend, an Helfert schrieb, „ein Prachtexemplar und zugleich von gediegenstem Inhalt, producieren". Insbesondere waren es Oppolzer und Brücke, deren Berufung eingeleitet wurde.

Um eine geregelte und erfolgreiche Arbeit an dem Reformwerke zu ermöglichen, musste zunächst die Geschäftsleitung des Ministeriums neu geregelt, sowie eine Vermehrung der Referenten und der Hilfskräfte ins Auge gefasst werden. Dies wurde durchgeführt, aber „die Seele des Ministeriums war eigentlich Exner". Da ferner für die Mittelschulen und das Volksschulwesen ein großer Theil der Arbeit im Lande selbst besorgt wurde, so war es nöthig, bei den einzelnen Länderstellen Vorkehrungen dafür zu treffen; das hatte schon früher zur Schaffung der Landesschulräthe, zunächst in Prag und Lemberg, geführt. Aber sie mussten eine neue Organisation erhalten. „Der Landesschulrath müsste künftig", wie Exner sich die Sache dachte, „eine Behörde sein wie das Gubernium oder die Cameralverwaltung; er soll etwa aus drei Individuen bestehen, jedenfalls eines für die Volksschulen, eines für die Gymnasien und anderen Mittelschulen; es soll ihm gestattet sein, gelegentlich auch andere Fachmänner in verstärkter Anzahl beizuziehen."

Die Reorganisation des gesammten Unterrichtswesens, das von unten bis hinauf auf neue Grundlagen gestellt werden sollte, machte es endlich nöthig, „das große Publicum über die Thätigkeit in diesem bisher so sehr vernachlässigten Zweige der Verwaltung in fortwährender Kenntnis zu erhalten, das Interesse desselben für die vorzunehmenden Reformen zu gewinnen und zu erwärmen. Es war dies namentlich Stadions Wunsch, und in diesem Sinne schrieb ich schon am 27. November an Exner: es solle dafür ein eigener Mann gewonnen werden, zugleich aus Schonung für Exner, dass er seine Kraft nicht vorzeitig aufreibe, dass er durch die Masse minder wichtiger, laufender Geschäfte nicht abgehalten werde, seine ganze Thätigkeit den größeren, umfassenden Arbeiten und der Leitung des Ganzen zuzuwenden". Exner hatte auch wirklich eine Anzahl junger Leute in Aussicht genommen, aber er überzeugte sich bald, dass er von ihnen nicht viel erwarten dürfe. „Fordert man," schrieb er an Helfert, „von den Leuten Eingehen auf einen speciellen Gegenstand, nicht bloß auf allgemeine Fragen, und sie haben weder Zeit noch Lust."

Exner regte auch die Begründung einer Schulzeitung an; „ohne eine solche," meinte er, „lassen sich nachhaltige Umgestaltungen nicht denken; die Zeitschrift müsste mit der Reform gleichen Schritt halten, sie einleiten, fördern und befestigen; die Frage sei nur, wie viel der Minister darauf verwenden wolle. Einiges werde wohl durch Abonnenten eingehen, doch auf viel sei nicht zu rechnen; eine Gymnasialzeitschrift habe ein kleines Publicum, eine Schulzeitung ein armes."

Digitized by Google

Zur Berathung und Durchführung der Universitätsreform, besonders der juridisch-politischen Studien, schlug Exner den Prager Professor Eduard Tomaschek vor, und für literarische Arbeiten zunächst zu aushilfsweiser Verwendung seinen Jugendfreund Josef Mozart, der damals Concipist im Ministerium des Äußeren war und es vorläufig noch bleiben sollte. Helfert erzählt darüber: „Mozart hatte dort wenig zu thun. ‚Dank dem Schlendrian,‘ wie mir Exner schrieb, ‚der dort ganz nichtige Incapacitäten hervorhebt und einen wahrhaft ausgezeichneten Kopf feiern lässt, weil er sich schlecht repräsentiert und nirgends vordrängt.‘ Unter den ‚nichtigen Incapacitäten‘ meinte Exner den Legationsrath Hübner, der es allerdings vortrefflich verstand, sich geltend und bemerkbar zu machen, und mit seiner glatten Rede und seinen glatten Manieren ganz der Mann war, wie ihn die Diplomatie brauchte; allein eine ‚Incapacität‘ war er deshalb nicht, vielmehr ein Mann von Geist, von Kenntnissen und von nicht geringer Belesenheit. Es gieng ihm allerdings Tiefe ab, und diese war Mozart eigen, der dabei linkisch und eckig in seiner äußeren Erscheinung war, überhaupt ein Sonderling, der von Repräsentation keinen Dunst hatte: daher es sehr begreiflich war, dass er in einem Amte, wo es ganz vorzüglich auf solche Äußerlichkeiten ankommt, es nicht weiter bringen konnte. Dabei war er von einer herausleuchtenden Hässlichkeit; über sein Lachen, das ihn noch mehr entstellte, erlaubte ich mir den Witz: er habe wie die Zeit nur einen Zahn. Doch diese unschöne Schale barg einen kostbaren Kern. Mozart besaß reiche Sprachkenntnisse und war überhaupt ein Mann von allgemeiner und vorzüglich classischer Bildung, ein philosophischer Geist, der sich von Exner angezogen fühlte wie dieser von ihm. Im ganzen war er mehr zum gelehrten Grübler als zum praktischen Geschäftsmann geschaffen; doch in einem Ministerium, das es wesentlich mit dem Wissen, der Pflege und Förderung der Wissenschaften zu thun hat, hat er sich binnen kurzer Zeit eingearbeitet und ist ein sehr brauchbarer Beamter geworden, der dem Staate treffliche Dienste leistete.“

Am 10. December erstattete Exner einen Bericht [126]) an den Minister, in welchem er auseinandersetzte, dass die Geschäfte des öffentlichen Unterrichtes eine fortwährende Kenntnisnahme von literarischen Werken und Äußerungen der öffentlichen Meinung erheischen. Es müsse dafür ein Mann gewonnen werden, der sich diesen Aufgaben besonders widme, und dafür schlug er den Concipisten beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, Josef Mozart, vor.

Exner empfahl, Mozart zunächst gegen eine Remuneration zu verwenden, so dass er seine bisherigen Amtsgeschäfte fortführen könnte, womit sich Stadion einverstanden erklärte. Der Minister der auswärtigen

Digitized by Google

Angelegenheiten, Fürst Felix Schwarzenberg, ertheilte die Bewilligung, und so wurde Mozart in außerordentlicher Dienstleistung seit December 1848 im Unterrichtsministerium verwendet.

Einschneidende Maßregeln, die Exner bezüglich der Universitäten durchführen wollte und die zunächst auf Widerstand stießen[127], waren die Aufhebung der sogenannten Doctorencollegien, die alle Facultäten betraf, und die Beseitigung des chirurgischen Studiums, die die medicinische allein angieng. Auch in diesen Dingen blieb die eigentliche Lösung einer späteren Zeit vorbehalten. Denn wichtigere Aufgaben gab es vorher zu lösen.

Was zunächst durchgeführt werden musste, war die Wiederaufnahme des geregelten Unterrichtes.

Infolge der Ereignisse des Frühjahrs 1848 waren die Studienanstalten geschlossen worden, und wenn es auch möglich war, die Gymnasien wieder zu eröffnen, so war die Wiedereröffnung der Universität nach den Vorkommnissen des 6. October von der die Stadt beherrschenden Militärbehörde, besonders dem Commandanten v. Welden, nicht zu erwirken. Für die Universität bestand zudem die Schwierigkeit, dass das Gebäude ganz vom Militär in Anspruch genommen war und einer Kaserne glich: für die juridische und philosophische Facultät war kein Platz, die medicinische hatte das Krankenhaus und der theologischen ließ man das Seminar. Die Absicht, die Universität schon für das Wintersemester zu eröffnen, musste man aufgeben und zufrieden sein, wenn es gelang, das Sommersemester 1849 rechtzeitig zu beginnen. Und das wurde mit aller Energie betrieben. Für die juridischen und philosophischen Hörsäle wollte man das „Theresianum“, für die medicinisch-chirurgischen das „Josephinum“ in Anspruch nehmen.

Wichtiger war jedoch die praktische Durchführung der bereits erwähnten, von Exner angebahnten Maßregel, die zwei philosophischen Jahrgänge unter dem Namen „Lycealclassen“ mit den sechs Classen des Gymnasiums zu vereinigen. „Es war dies“, wie Helfert mittheilt, „immerhin ein Schritt, der einige Schwierigkeiten bot. Die bisherigen ‚Hörer‘ und ‚Herren‘ der philosophischen Jahrgänge wurden dadurch zu Gymnasialschülern herabgedrückt, in Wien 5—600, in Prag 6—700 Jünglinge von der Universität an das Gymnasium zurückgewiesen. Es sollte eben deshalb, meinte Exner, mit dem Beginn dieser Maßregel nicht länger gezögert werden, namentlich in Wien, wo ja die Wiedereröffnung der Universität noch in Frage war und daher den ehemaligen Mitgliedern der akademischen Legion der Verlust eines ganzen Jahres drohte. ‚Ob die Sache später so leicht auszuführen sein würde als jetzt, da sie künftig wie eine Strafe, jetzt eine Gnade, mindestens als eine Wohlthat aufgenommen

Digitized by Google

würde, ist mir gar nicht zweifelhaft‘. Die Sache sei übrigens auch in politischer Richtung wichtig, um einer Überwucherung der Universitäten zu entgehen. Doch Welden sah dies als eine versteckte, mindestens theilweise Wiedereröffnung der so arg compromittierten Universität an und wollte davon nichts wissen. Exner schickte zuerst den Vice-Director des philosophischen Studiums, Karl Ritter v. Heintl, zu Welden, der es ihm abschlug. Am 30. November gieng Exner in Person zum General Frank v. Seewies, dem Nachfolger Cordons im Wiener Stadt- und Platzcommando. Frank schickte um den Regierungsrath Baron Franz Buffa, der Exner kaum zu Wort kommen ließ und von dessen Vorstellungen nichts wissen wollte. Die Lycealclassen, hieß es, seien nichts als halbe Universitäten. Zufällig war um diese Zeit Stadion in Wien, welchem Exner die Sache auseinandersetzte, und nun war der Sache mit einemmale geholfen. Schon am nächsten Tage, 1. December, ließ Welden [128]) den Exner rufen und ertheilte ihm die Bewilligung, doch unter zwei Bedingungen: erstens, dass die erste Lycealclasse, also was bis jetzt die ‚Logik‘ hieß, Gymnasium heißen, und zweitens, dass an der Universität keine dieser Vorlesungen gehalten werden sollte. Für die Gymnasien war damit die Hauptsache gewonnen; der Name ‚erste Lycealclasse‘ musste in ‚siebente Gymnasialclasse‘ umgeändert werden und war uns ganz recht, weil er gerade das bezeichnete, was wir anstrebten.“ Der Name Lycealclassen war nämlich nur gewählt worden, um den Übergang zu erleichtern und die „Degradierung“ der „Universitätshörer“ zu „Gymnasialschülern“ weniger schmerzhaft erscheinen zu lassen. Die Umnennung in Gymnasialclassen, die man einer späteren Zeit vorbehalten wollte, musste nun zugleich mit der Angliederung der philosophischen Jahrgänge an das Gymnasium vorgenommen werden. In Wien kamen außer dem Theresianum das akademische Gymnasium, das der Schotten, endlich das der Piaristen im Löwenburgischen Convict in Betracht. Um die Durchführung des Werkes machte sich, besonders am akademischen Gymnasium, Podlaha verdient. Auch sonst beeiferte man sich und kam vielfach mit den eigenen Wünschen den Behörden entgegen.

X.

Die Schaffung des Organisationsentwurfes.

Mit der Ankunft von Bonitz in Wien zu Ostern 1849 begann in fieberhafter Hast die Thätigkeit, die zur Schöpfung des Organisationsentwurfes führte. Über die leitenden Grundsätze hatten sich wohl Exner und Bonitz schon früher, besonders bei der Anwesenheit des letzteren in Wien, geeinigt,

Digitized by Google

und die völlige Übereinstimmung der beiden Männer war wohl der Hauptgrund, dass dieses Werk, das in der pädagogischen Literatur für alle Zeiten seinen Wert als glänzende Leistung behalten wird, in so kurzer Zeit zustande kam, dass man die Gediegenheit der Arbeit noch mehr bewundern muss, wenn man die Schnelligkeit erwägt, mit der sie gethan ward. „In selbstloser Aufopferung strebten Exner und Bonitz Hand in Hand, sich gegenseitig fördernd und ergänzend, dem gemeinsamen Ziele zu. Kein eifersüchtiger Gedanke, kein eigensinniges Beharren auf liebgewonnenen Meinungen trennte oder trübte diesen Bund.“[129]) Täglich fanden Berathungen statt, meist zwischen Bonitz und Exner, in zweifelhaften Fragen wurde die Ansicht des Unterstaatssecretärs Dr. Helfert eingeholt. Da Protokolle über diese Berathungen nicht geführt wurden, was eben in der Raschheit der Durchführung seinen Grund hatte, so lässt sich nicht im einzelnen genau der Antheil beider feststellen, und das verschlägt auch wenig. Der ganze Entwurf, wie er vorliegt, muss als das Werk von Exner und Bonitz bezeichnet werden. Übrigens spricht sich dieser in seiner Selbstbiographie über seinen Antheil selbst aus: „Auf Grund der Berathungen, die unter Exners Vorsitz fast täglich stattfanden, arbeitete ich in den Monaten April bis Juni den Entwurf (abgesehen von der von Exner selbst concipierten Einleitung und dem allgemeinen Theile) sammt den meisten der im Anhange gegebenen Instructionen aus und legte meine Arbeit der Revision Exners vor.“ Das stimmt mit der Mittheilung, die ich Seiner Excellenz Herrn Baron Helfert verdanke, dass alles Normative von Exner, alles Instructive von Bonitz herrühre, und die aus dem Nachlasse Exners vorhandenen Concepte bestätigen dies.[130])

Danach lässt sich genauer sagen: Die Einleitung und die allgemeinen Bemerkungen, S. 1—18, die Bemerkungen über die philosophische Propädeutik, S. 175—179, der Plan der Realschule, S. 219—224, ferner im Anhang Nr. VII „Zur Instruction für den Unterricht in den Naturwissenschaften“ und VIII „Bemerkungen über den Unterricht in der philosophischen Propädeutik“ waren das Werk Exners; die übrigen Instructionen waren ganz die Arbeit von Bonitz. Die ersten Abtheilungen des Entwurfes II über den Lehrplan und die einzelnen Unterrichtsgegenstände, über die schriftlichen Arbeiten, die Stundeneintheilung, die Schulferien, die Lehrbücher, die Lehrmittelsammlungen, die Abweichungen vom Lehrplan, das Schulgeld, III über die Schüler, die Disciplin und das Prüfungswesen, IV über die Lehrer, V über die Leitung der Gymnasien wurden in den Berathungen in meritorischer Hinsicht mehr oder weniger ausgearbeitet, und hierin beschränkte sich Bonitz' Aufgabe auf die schärfere Stilisierung und passendere Anordnung.[131]) Im ein-

Digitized by Google

zelnen sei noch als interessantes Detail verzeichnet, dass sich bezüglich des Geschichtsunterrichtes insofern eine Meinungsverschiedenheit ergab, als Helfert die Geschichte am Faden der vaterländischen gelehrt wissen wollte; die Entscheidung über diese Frage wurde offen gelassen und später zu Gunsten der von Bonitz und Exner vertretenen, dass die allgemeine Geschichte vorangehen sollte, entschieden. Ferner muss ergänzend gleich hier bemerkt werden, dass der Unterricht im Deutschen nach dem Entwurfe Mozarts geregelt wurde.

Als Graf Leo Thun-Hohenstein im Juli 1849 sein Amt als Minister antrat, fand er den Organisationsentwurf bereits ausgearbeitet vor; er unterzog ihn einer gründlichen Prüfung. Graf Thun gieng auf die Grundsätze desselben rückhaltlos ein und erwirkte seine provisorische Einführung (September 1849) und seine definitive Sanction im Jahre 1854. Was der Organisationsentwurf für die Neugestaltung des österreichischen Mittelschulwesens bedeutete, wurde bereits kurz hervorgehoben. Eine eingehende Würdigung dieses Werkes späterer Gelegenheit vorbehaltend, wollen wir hier nur bemerken, dass darin, viel mehr als es in Deutschland der Fall war, das richtige Gleichgewicht zwischen den realistischen und humanistischen Fächern angestrebt wurde, „und zwar so, dass durch ihr Zusammenwirken auf den verschiedenen Stufen immer eine harmonische Ausbildung und allseitige Entwicklung des Geistes erreicht werde“; [132]) damit war nicht nur dem Bedürfnisse nach Hebung allgemeiner wissenschaftlicher Bildung in Österreich, sondern auch den Forderungen der Zeit Rechnung getragen worden. „Exner hat“, wie es in einem Nachruf[133]) heißt, „den richtigen Weg eingeschlagen und gebahnt, durch eine maßhaltende Verbindung realistischer Kenntnisse in einer bloß teleologischen Richtung mit allgemeiner, wahrhaft humaner Bildung das wissenschaftliche Bewusstsein zu wecken, Sinn und Achtung für die Wissenschaft als solche, ohne Nebenzwecke und bloße Utilitätsrücksichten, auch hier den jugendlichen Gemüthern schon einzupflanzen und so Männer heranzubilden, die nicht nur für ein bestimmtes positives Fach, für eine sogenannte Brotwissenschaft geschult und befähigt, sondern auch außerdem empfänglich gemacht werden für die allgemein menschliche Geistesentwicklung, für den absoluten Wert der Kunst und Wissenschaft.“ Aber auch staatsmännische Einsicht bewies Exner, indem er die Einheit und Gleichartigkeit der österreichischen Monarchie als eines politischen Ganzen und deren innigen Anschluss an Deutschland zu fördern strebte.

In der Hebung des österreichischen Culturlebens, in der Gemeinsamkeit der Bildung und Wissenschaft sah er das Mittel, die Völker Österreichs unter sich und mit denen Deutschlands zu einer höheren

Digitized by Google

geistigen Einheit zu verschmelzen.[134]) Und diese Einsicht theilte Bonitz, der in den Instructionen „die Resultate seiner eigenen Erfahrungen und einer sorgsam geprüften umfangreichen Literatur selbständig bearbeitet und in so präciser Gestalt und so lichtvoller Weise zusammengefasst hat, dass dadurch selbst die ersten Schritte eines Neulings im Unterricht eine sichere Leitung erhielten“[135]).

XI.

Exners weiteres Wirken und letzte Lebensjahre.

Um den Reorganisierungsarbeiten „die nöthige Übereinstimmung und ihrer Durchführung Consequenz zu sichern“, hatte Graf Thun bereits am 13. August in einem Circulandum[136]) angeordnet, das Referat Exners habe „die Reorganisierung des Volksschulwesens, der Gymnasialstudien, der Real- und technischen Schulen und der Universitätsstudien bezüglich der philosophischen und juridischen Facultät sowie alles, was sich auf die Reorganisierung der Universitäten im ganzen bezieht, zu umfassen; desgleichen alles, was zur Durchführung der neuen Einrichtungen, Studienpläne, Schulbücher u. dgl. m. in diese Zweige des Unterrichtes gehört — weshalb ihm auch die monatlich einlangenden Berathungsprotokolle der Lehrkörper fortan zugewiesen sind —, sowie die Gründung neuer Lehrkanzeln an den Gymnasien und den philosophischen und juridischen Facultäten“. Die anderen Referenten hätten ihm dabei hilfreiche Hand zu leisten und sich mit ihm bezüglich der in ihren Referaten vorkommenden Reorganisierungsangelegenheiten ins Einvernehmen zu setzen.

Die nächste Aufgabe, deren Lösung sich Exner nunmehr zuwandte, war die Reorganisation der Universitäten. Auch hier fehlte es nicht an Vorarbeiten, da gleich im Beginn der freiheitlichen Ära sowohl die Wiener als die Prager medicinischen Professorencollegien Entwürfe ausgearbeitet hatten. Auch über diese Punkte hatte Exner seine Ansichten in dem (S. 91) erwähnten „Entwurf der Grundzüge“ niedergelegt, so dass er jetzt in kürzester Zeit das provisorische Gesetz über die Organisation der akademischen Behörden vorlegen konnte; es wurde zur Grundlage einer Berathung gemacht und schon im September 1849 mit kaiserlicher Genehmigung eingeführt. Dieses provisorische Gesetz wurde alljährlich erneuert und erst 1873 durch ein definitives, das die meisten Bestimmungen herübernahm, ersetzt. Im October folgte dann die Studien- und Disciplinarordnung. Die Verhältnisse Ungarns verlangten eine besondere Behandlung, und als Resultat eingehendster Studien, von denen die vorhandenen Skizzen und Entwürfe Zeugnis geben, erfolgte im Jahre 1851 die Regelung der ungari-

Digitized by Google

schen Studienverhältnisse. Es darf wohl hier die Bemerkung angefügt werden, dass man erst aus den in seinem Nachlasse gefundenen Notizen eine Vorstellung gewinnt von dem eingehenden literarischen und besonders archivalischen Studium, das Exner allen Fragen, mit denen er sich beschäftigte, zugrunde legte; seine Aufzeichnungen enthalten geradezu das Material für eine Geschichte und Entwicklung des höheren Studienwesens in Österreich im damaligen Sinne des Wortes, d. h. nicht nur der deutsch-slavischen Länder, sondern auch von Ungarn, Siebenbürgen und Kroatien, sowie der italienischen Provinzen.

Dem Werke, auf dessen Durchführung Exner seine besten Kräfte wandte, kam das Verhältnis zu statten, in dem der leitende Minister, Graf Leo Thun, zu ihm stand. Es wurde bereits bemerkt, dass Graf Thun in Exner in gewissem Sinne seinen Lehrer verehrte, und welche hohe Meinung Exner von dem Wesen und dem Charakter des Grafen Thun hatte. Das Verhältnis der gegenseitigen Hochachtung blieb ungetrübt und förderte in jeder Richtung das gemeinsame Wirken. Die Briefe des Ministers zeigen auch den Menschen Leo Thun von der gemüthvollsten Seite. Die häufigen Erkrankungen Exners verfolgt er mit theilnehmendstem Interesse, und seine Wiedergenesung ist der Gegenstand seiner eifrigsten Fürsorge, die auch in den betreffenden Actenstücken zum Ausdruck kommt. Er wird nicht müde, Exner Schonung zu empfehlen. So schreibt er ihm am 10. August 1849 nach Marienbad: „Ich bitte, schreiben Sie mir.... wann Sie wieder hier einzutreffen denken, wobei ich Sie aber dringend bitte, sich nicht zu übereilen, sondern sich ordentlich auszucurieren.“ Exner hatte die Absicht, eine Reise nach Deutschland zu machen, und erbittet sich Aufträge. Graf Thun schreibt ihm: „Ich sollte denken, Sie thäten besser, jetzt auf gar nichts als Ihre Erholung zu denken und die Rückreise mit einer Tour in das Salzkammergut zu verbinden“; am 19. August 1850 — Exner befand sich damals in Vöslau —: „Sie will ich auf keinen Fall früher als den letzten dieses Monats sehen. Sollten Sie sich unterfangen, früher nach Wien zurückzukehren, so bleibt Ihnen meine Thüre sowie die Ihres Bureaus verschlossen.“

Es ist begreiflich, dass die großen Aufgaben, die Exner seit seiner Berufung nach Wien zu lösen hatte, und die seine ganze Zeit und Arbeitskraft in Anspruch nahmen, nicht die Muße zu reicher wissenschaftlicher Thätigkeit übrig ließen. Aber ganz ruhte sie deshalb nicht. Einige gehaltvolle Besprechungen von Werken über Psychologie, die in Schmidls „Österreichischen Blättern für Kunst und Literatur“ erschienen, gehören der ersten Zeit seines Wiener Aufenthaltes an. Außerdem entfaltete er eine verhältnismäßig reiche schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiete der

Digitized by Google

Pädagogik, indem er eine Reihe Aufsätze zur Unterrichtsreform in der „Constitutionellen Donauzeitung“ [137]) sowie Artikel zur Einführung getroffener Maßnahmen für die „Wiener Zeitung“ schrieb, die dazu dienen sollten, das große Publicum mit ihrer Bedeutung bekannt zu machen oder sie gegen Angriffe zu vertheidigen. Auch fehlte es ihm nicht an wissenschaftlicher Würdigung. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien ehrte ihn bereits im Juli 1848 durch die Wahl zum wirklichen Mitgliede, und im October desselben Jahres wurde er vom Professorencollegium der Wiener Universität zum Rector gewählt. Es sollte dies ebenso sehr eine Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung wie seiner Verdienste um die Hebung der Universitäten und damit des wissenschaftlichen Lebens und Strebens in Österreich sein; auf Grund des neuen Statuts wurde die Wahl vollzogen, und so war Exner der erste gewählte Rector der Wiener Universität. Er erklärte, dass er diese Ehre zwar mit Dank anerkenne, dass aber die Menge seiner Amtsgeschäfte ihm nicht erlaube, eine Stelle anzunehmen, welche in dem Augenblicke, wo die Universität eine wesentlich neue Lebensperiode beginne, nicht wenige Zeit und Kraft in Anspruch nehmen dürfte. An den Decan der philosophischen Facultät, Littrow, richtete er zudem am 26. November 1849 folgenden schönen Brief:

Hochgeehrter Herr Decan! Aus einem Protokolle des löblichen philosophischen Professorencollegiums habe ich soeben entnommen, dass dies Collegium mir die Ehre erwiesen hat, mich zum Rector vorzuschlagen. Erlauben Sie mir, hochgeehrter Herr Doctor, Ihnen zu sagen, dass diese Nachricht mir sehr angenehm und wohlthuend war. Denn eine Anerkennung, welche von Männern der Wissenschaft ausgeht, kann einem Manne nicht gleichgiltig sein, der selbst die besten Kräfte seines Lebens der Wissenschaft gewidmet hat; unterdes aber habe ich mich eben mit der Wiener Universität stets auf das innigste verbunden gefühlt. An sie knüpfen sich die Erinnerungen meiner ganzen Jugend, und auf sie richtet sich unwillkürlich und zuerst meine Hoffnung, wenn ich daran denke, welches neue Leben nun unseren hohen Schulen aufgegangen und wie es jetzt auch ihnen gegönnt ist, die Kraft und Herrlichkeit unseres großen Österreich zu offenbaren. Ich ersuche Sie, dem geehrten Professorencollegium den Ausdruck meines wärmsten Dankes mitzutheilen.

Umsomehr aber muss ich es vermeiden, meinerseits irgend eine Verzögerung des so wichtigen Wahlactes zu verursachen. Die Zeit ist vorüber, wo das Rectorat nur ein äußeres Ehrenzeichen war; es dürfte künftig oft reich an Mühe und Verantwortlichkeit sein. Dadurch ist es zwar nur ehrenvoller geworden, mir aber würde die Menge meiner Amts-

Digitized by Google

geschäfte nicht erlauben, eine etwa auf mich fallende Wahl anzunehmen; deshalb beeile ich mich, Euer Hochwohlgeboren hievon mit der Bitte in Kenntnis zu setzen, dem löblichen Professorencollegium die nöthige Mittheilung machen zu wollen. Ich habe es nicht unterlassen, dem löblichen Universitätsconsistorium die gleiche Erklärung zuzusenden.

Nicht gering sind die Schwierigkeiten, welche die Universität auf dem Wege finden wird, den sie nun freier und selbständiger als seit Jahrhunderten gehen soll; ich bin überzeugt, dass sie unter den ausgezeichneten Männern, die ihr äußerlich näher verbunden sind als ich, denjenigen finden wird, der mit nicht geringerer Liebe für ihr Wohl, als welche ich mitbringen könnte, und mit minder getheilter Kraft ihr sicheren Schrittes auf der neuen Bahn vorangehen wird."

Es wurde, da Exner ablehnte, der Physiker Andreas R. v. Baumgartner zum Rector gewählt.

Exner hatte auch in Wien sein Haus zum Sammelpunkt der Gelehrten gemacht, und die Mittwochabende bei Exner waren hier nicht minder geschätzt als die Dienstagabende in Prag. Aber sie hatten hier eine erhöhte Bedeutung. Denn es wurden nicht nur wissenschaftliche Fragen besprochen, sondern auch manche Fragen, die die Reorganisationsarbeiten betrafen oder sie beeinflussen mussten, besonders solche, die auf die Berufungen geeigneter Lehrkräfte Bezug hatten. Infolge des gepflogenen Einvernehmens mit den Vertretern der Universität ließ sich gar manches besser und rascher, als es durch Schreibereien möglich gewesen wäre, der Erledigung zuführen.

So segensreich nun aber diese emsige und geradezu sich überstürzende Thätigkeit für das österreichische Bildungswesen war, so unheilbringend war sie für die Gesundheit Exners. Er hatte seinem Körper, der auch früher schon oft von Krankheiten heimgesucht war, zu viel zugemuthet. Vielleicht fühlte er auch, dass ihm nicht viel Zeit bleibe, und dass er deshalb desto eifriger am Werke sein müsste, wollte er es wenigstens in seinen Grundlagen vollenden. Er verfiel in ein Siechthum, das ihn drei Jahre lang zeitweilig ans Krankenzimmer fesselte, bis ihn endlich der Tod von seinem Leiden erlöste. Aber es konnte nur seinen Körper angreifen, sein Geist blieb stark bis ans Ende, und diese Leidenszeit war nicht minder reich an Thätigkeit im Dienste für das Vaterland. Wie ein Soldat blieb er, mit tödlicher Krankheit behaftet, bis zum letzten Athemzuge auf seinem Posten.

Im Jahre 1850 wurde die Stelle eines Sectionschef systemisiert und diese Exner zugedacht. Schon stand diese Ernennung bevor, als die immer stärker auftretende Krankheit die Ausführung verschob. Thatsächlich wurde die Stelle erst im Jahre 1853 besetzt. Im October 1851

Digitized by Google

war Exner genöthigt, einen Urlaub bis zum nächsten Frühjahr zu nehmen; er gieng nach Venedig, da er hoffte, im Süden Heilung zu finden. Im April 1852 wurde dieser Urlaub mit kaiserlicher Genehmigung auf weitere sechs Monate erstreckt. Auch aus der Entfernung nahm Exner theil an dem Fortgang der Arbeiten und wurde durch Briefe seines Freundes Mozart, der unterdes als Sectionsrath dauernd in den Beamtenkörper des Unterrichtsministeriums eingetreten war, sowie durch Zuschriften des Grafen Thun, der in wichtigen Fragen seinen Rath einholte, in Kenntnis erhalten. Seinen Aufenthalt im Lande benützte er, das italienische Studienwesen näher kennen zu lernen und sich mit der Reorganisierung desselben, die bei dem besonderen Verhältnisse, in welchem die italienischen Provinzen zur Monarchie standen, nicht einfach war, zu beschäftigen. Um die Möglichkeit eines längeren Aufenthaltes im Süden ohne Urlaubserstreckung zu gewinnen, wurde ihm, da er sich für die betreffende Reise stark genug fühlte, Mai 1852 eine offene Ordre[138]) gegeben, durch welche „die k. k. Behörden sowie die Vorstände der Unterrichtsanstalten im Königreiche Dalmatien angewiesen werden, dem Ministerialrathe Exner, welcher Dalmatien bereist, um sich mit den Verhältnissen des Landes bekannt zu machen, zu diesem Zwecke bereitwillig an die Hand zu gehen und ihm alle gewünschten Auskünfte zu ertheilen“. Schulrath Kořen sollte ihn begleiten. Doch erlaubte es sein Gesundheitszustand, insbesondere bei der herrschenden ungünstigen Witterung nicht, die Reise anzutreten. Im September 1852 erstattete Exner einen ausführlichen Bericht über den Zustand der lombardisch-venezianischen Gymnasien und gab die Mittel zur Hebung ihres ungünstigen Standes und Einführung des neuen Lehrplanes an. Auf Grund dieses Berichtes wurden die Vorschläge zur Reorganisation des italienischen Studienwesens erstattet, die im October die kaiserliche Sanction erhielten. Nach einem kurzen Aufenthalte in Wien sah sich Exner im October 1852 genöthigt, neuerdings einen halbjährigen Urlaub zu erbitten. April 1853 wurde er zum Ministerialcommissär für das italienische Studienwesen ernannt. Es war die letzte Reise, von der er nicht mehr zurückkehren sollte. Mit größtem Eifer unterzog er sich der ihm übertragenen Aufgabe, aber mit seinem Eifer hielt auch seine Krankheit gleichen Schritt. Er war so schwach geworden, dass er nicht mehr das Haus verlassen und bald nicht mehr die Feder führen konnte. Trotzdem hielt er Berathungen mit den dortigen Schulmännern ab, ordnete besonders die Personalverhältnisse und erstattete Berichte über seine Wahrnehmungen und Vorschläge über das Vorzukehrende, die einerseits die unverminderte Geistesschärfe bekunden, anderseits von dem, der seinen damaligen Zustand kennt, nicht ohne Rührung gelesen werden können.[139]) Die ganze Zeit hindurch stand ihm

Digitized by Google

der Schulrath Kořen zur Seite. So bewundernswert der Heroismus ist, den Exner in den letzten Monaten an den Tag legte — denn seiner Frau und seiner Tochter, die den Eltern nachgereist war, gegenüber kam trotz seiner schweren Leiden keine Klage über die Lippen, nur dem Freunde Mozart offenbarte er seinen Zustand, über den er sich ganz klar war —, ebenso groß war die Überwindung der Gattin, die nicht nur seine treue Pflegerin, sondern auch seine Gehilfin bei den Arbeiten war. Am 18. Juni 1853 dictierte er noch seiner Frau einen langen Bericht — es war der zweite seit seiner Abreise — in die Feder, am 21. Juni 1853 erlöste ihn in Padua, wo er damals weilte, der Tod von seinen Leiden. Sein Geist war bis zum letzten Augenblick stark und klar geblieben, und so war sein Wunsch, den er beim Tode seines Freundes Rossmann (oben S. 59) geäußert hatte, in Erfüllung gegangen; aber er hat es auch ertragen. Graf Leo Thun hatte sich während Exners Aufenthalt in Italien von Mozart häufig Bericht erstatten lassen. Er freute sich, wenn sich Besserung zeigte, und war tief ergriffen von dem fortschreitenden Kräfteverfall Exners.

Ein Brief, der an Mozart am Todestage geschrieben wurde, schildert Exners Thätigkeit und den Einfluss, den sie auf die dortigen Zustände hatte. „Sein körperliches Befinden war bei seiner Ankunft in Padua sehr traurig; er konnte nicht mehr gehen, ja kaum mehr stehen. In einigen Tagen hatte er sich etwas erholt und wieder unermüdlich gearbeitet. Er ließ einige der Professoren der hiesigen Universität und die Directoren sowie den Rector magnificus zu sich bitten, um sich mit ihnen über Studienangelegenheiten zu besprechen, und alle sagten, er habe eine seltene Kraft und Gegenwart des Geistes bewiesen; sein Geist, sein edles Herz und Benehmen fesselten alle. Kořen gieng während seiner Visitation des hiesigen Gymnasiums täglich zu ihm, um Bericht zu erstatten und Instructionen einzuholen, und pflegte über eine Stunde bei ihm zu bleiben. Seiner weisen Leitung ist es zuzuschreiben, dass der Erfolg ein so erwünschter war. Was man bis jetzt erzielt, brachte viele ungläubige Gegner des Planes zur Einsicht, zur besseren Überzeugung, sei es in wissenschaftlicher, sei es in moralischer Beziehung...“ „Das traurige Ereignis hat alle ergriffen, die ihn kannten und die ihn nicht kannten, weil jene ihn achten gelernt und diese nur Gutes und Schönes von ihm gehört haben.“

Die Hochachtung, die er genoss, zeigte sich bei seiner Bestattung; der Universitätskörper mit dem Rector magnificus an der Spitze nahmen daran theil. In dem Kirchhof in Padua kündet, der Sitte des Landes entsprechend, nur ein einfacher Stein, wer unter ihm ruhe; in der Universitätskirche jedoch meldet ein schönes Epitaph von seinem Wirken und

Digitized by Google

Wesen, seinem Ruhm und seinem Verdienst. Unter einem Reliefmedaillon liest man die schönen Worte, die sein Freund Mozart entworfen:

> *Franciscus Seraphicus Exner / professor in celeberrima academia Pragensi / philosophiæ studia verbis scriptis aluit felicissime / in consilium administrandis rebus publicis vocatus / emendata Scholarum ratione / de patria bene meruit / animi candore magnitudine constantia / perennem sibi paravit suorum cum desiderio memoriam.*

So endete vorzeitig ein Leben, reich an Mühen, aber auch reich an Erfolgen, und wenn auch Exner in fremder Erde ruht, so ist er doch durch sein Wirken an der Stätte, von der er ausgegangen, unvergesslich geblieben.

Was die Wissenschaft an ihm verloren, das hat mit schönen Worten Hartenstein in seinem Schreiben an die Witwe ausgedrückt: „gerade der Gedanke, was unerreicht mit ihm zu Grabe gegangen ist, macht mir selbst abgesehen von den persönlichen Gefühlen, welche mich an ihm knüpften, sein Ableben so überaus leidvoll". (25. Juni 1853). Auch die Akademie der Wissenschaften beklagte es, dass durch seinen allzu frühen Tod die Hoffnungen, die sie in ihn gesetzt, nicht erfüllt werden konnten. [140]) Dass er aber auch für die Festigung des Organisationswerkes zu früh verstorben, hebt Bonitz mit warmen Worten hervor.

Allein man kann wohl auf Exner das Wort anwenden, dass er, auch wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, zu früh gestorben wäre; und anderseits ist es eine tröstliche Wahrheit, die man heute 40 Jahre nach Exners Tode, zuversichtlich aussprechen kann: der Frühverstorbene hat lange genug gelebt, um das Hauptwerk seines Geistes als ein ausgereiftes, lebensfähiges und fruchtbares zu hinterlassen, und es erfüllte sich, was Drobisch der Witwe am 26. Juni 1853 schrieb: „Unser Exner hat einen tapferen Kampf gekämpft gegen zahllose Widerwärtigkeiten bis zum völligen Erlöschen seiner Kräfte. Möge das grosse Werk, dem er sich freudig zum Opfer brachte, mit ihm nicht seine letzte und beste Stütze verloren haben. Doch wir dürfen dies nicht fürchten, denn das Gute kann nicht untergehen. Wenn es nun aber besteht und endlich siegt, so wird man auch seiner stets in dankbarer Anerkennung gedenken."

XII.

Bonitz als akademischer Lehrer und sein ferneres Wirken in Österreich.

Wir wenden uns nun wieder Bonitz zu, den wir ein wenig aus den Augen verloren haben. Es wurde seines Antheils an der Schaffung des Organisationsentwurfes bereits gedacht. Aber mit der Abfassung und

Digitized by Google

„Hinausgabe“ dieses Werkes war es nicht abgethan, es musste ins Leben eingeführt, dem Verständnis durch fortwährende Belehrung und Aufklärung näher gebracht, endlich mussten die einzelnen Sätze erweitert, vertieft und dadurch die richtige Handhabung angebahnt werden; vor allem aber waren erst die tauglichen Kräfte zu schaffen, die dieses treffliche Instrument handhaben konnten und sollten: die geeigneten Lehrer. Denn so eingehend die Belehrungen in den Instructionen sind, und so richtig es ist, dass ein Neuling, damit ausgerüstet, sicher die ersten Schritte thun konnte, so setzte dies doch einen entsprechend vorgebildeten Neuling voraus, und an solchen Neulingen war damals in Österreich nahezu völliger Mangel. Und wenn auch durch Berufungen ausländischer Schulmänner zu Lehrern und Directoren an den Gymnasien dem augenblicklichen Bedürfnisse einigermaßen abgeholfen ward, so musste doch dafür gesorgt werden, dass der eigentliche Bedarf aus dem Nachwuchs, den die heimischen Schulen liefern würden, gedeckt werde.

Diese ganze, im vorstehenden bezeichnete Aufgabe fiel Bonitz zu, und so entwickelte er im Dienste der gemeinsamen Sache keine minder rührige Thätigkeit als Exner. Ja, die Thätigkeit von Bonitz war vielgestaltiger, aber sie war auch insoferne dankbarer, als sie ihn in unmittelbare Verbindung mit den sich bildenden Lehrern der Jugend brachte, in denen er durch seine Wirksamkeit sich ebensoviele Apostel schuf, die seine Lehre, aber auch seinen Ruhm als Lehrer in die weiten Gaue des Kaiserstaates trugen.

Indem wir nun auf Grund der eingangs erwähnten eingehenden Darlegungen seiner Schüler Schenkl, Gomperz und v. Hartel diese seine Thätigkeit in Kürze zu schildern versuchen, müssen wir, ohne uns an die genaue Zeitfolge zu halten, zunächst seiner Thätigkeit als Redacteur der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“ erwähnen, die vom Ministerium am Beginne des Jahres 1850 gegründet wurde und deren Redaction Bonitz durch 17 Jahre, und zwar bis zum Jahre 1864 mit J. G. Seidl und Jos. Mozart, von 1864 bis zu seinem Abgange von Wien (1867) mit Seidl und Franz Hochegger geleitet hat. Wir gedenken dieser Thätigkeit zuerst, weil sich Bonitz hier, um ein Wort Hartels zu gebrauchen, eine „Lehrkanzel“ schuf, „von welcher aus er zu den Lehrern von ganz Österreich sprach, sie in den Geist der Organisation einführend“. Die Zeitschrift „war ihm auch ein Seminar, in welchem er die Discussion der mannigfachsten Schulfragen anregte und leitete, weite Kreise mit Interesse dafür erfüllte und in sie Leben und Bewegung brachte, in welchem er tüchtige Mitarbeiter sammelte und schulte“. In dieser Zeitschrift wurden nun nicht nur alle Fragen, die der Organisationsentwurf angeregt, Urtheile, die er hervorgerufen, besprochen,

Digitized by Google

sondern auch nach jeder Richtung Belehrungen und Anregungen über Didaktik und Methode der einzelnen Gegenstände, sowie über Disciplin und Leitung der Schule gegeben. Aber die Organisation wurde auch hier gegen Angriffe vertheidigt, und hiebei „entwickelte Bonitz eine Kunst der Dialectik, welche nicht bloß durch die Klarheit und Kraft ihrer Gründe überzeugt, sondern die, weil sie von sittlichem Ernst getragen, der Auffindung der Wahrheit und der Sache dient, selbst den Gegner gewinnt. Keiner auf redlicher Überzeugung beruhenden Meinung versagte er Beachtung... Wo er dünkelhafter und nichtiger Überhebung zu begegnen hatte, da focht er mit scharfer Klinge, aber es kam ihm schwer an, intellectuelle Schwächen für moralische zu halten, und persönlich zu verletzen. Dieses Verhalten erwarb ihm selbst bei seinen Gegnern Achtung und Vertrauen.[141]) Am glänzendsten bewährte er diese Eigenschaften in der entschiedenen, aber würdigen Abwehr, die er in den Jahrgängen 1858—1861 zum Schutze seines und Exners Werkes gegen das verdammende Sendschreiben des Jesuitengenerals P. Beckx richtete. Dieser hatte seine Angriffe gegen die zu geringe Berücksichtigung des Latein und die zu große der Mathematik und Naturwissenschaft gerichtet; die Art, wie Bonitz diese Vorwürfe zu widerlegen sucht, bekunden „Weite des Blicks und Freiheit von zünftigen Vorurtheilen[142]). Er legt dar, dass die ausschließliche Wertschätzung der Erlernung des Latein für die nach höherer Bildung strebenden Jünglinge von ihrem 10. bis zum 16. Lebensjahre eine Unwahrheit in einer Zeit sei, welche die Fundamente ihrer allgemeinen Bildung nicht mehr so ausschließlich im Latein suche. Die Schule werde durch den wissenschaftlichen Gesammtcharakter der Zeit beeinflusst, und Mathematik und Naturwissenschaften lassen sich nicht ignorieren. „Der neue Schulplan verschmäht in der Beziehung jeden falschen Schein, sein Schwerpunkt liegt nicht in der classischen Literatur.., sondern in der wechselseitigen Beziehung aller Unterrichtsgegenstände auf einander.“ Offen und rückhaltlos zeigt er endlich die Consequenzen, die eine Beschränkung der jenen Fächern zugewiesenen Stundenzahl haben müsste.

Nicht minder scharf vertheidigte er 1861 die neue Organisation gegen die von Franz Čupr[143]) vertretenen nationalen Aspirationen, durch die er das, wofür er mit Exner stets eingetreten war, die Einheit der Bildung in dem vielsprachigen Österreich, gefährdet sah.

Aber die Gymnasialzeitschrift sollte auch den wissenschaftlichen Sinn in der Lehrerwelt anregen und beleben; so schrieb denn Bonitz selbst eine große Anzahl gehaltvoller Aufsätze für dieselbe und suchte insbesondere durch zahlreiche Recensionen auf die neuen Erscheinungen aufmerksam zu machen. Bald hatte er auch einen Stab geschulter Kräfte um sich ver-

Digitized by Google

sammelt, und bei seinen Verbindungen mit der Gelehrtenwelt Deutschlands wusste er auch manche treffliche Kraft von auswärts zu gewinnen; so wurde die österreichische Gymnasialzeitschrift bald ein wegen seines Reichthums und seiner Gediegenheit geschätztes Organ, und seine Stimme fand in der Gelehrtenwelt vollste Beachtung.

Die oben erwähnten Angriffe, die die Gefährdung der jungen Organisation dadurch vergrößerten, weil man diese gegen zwei Fronten vertheidigen musste, veranlassten Bonitz im Jahre 1861, sich an der Schaffung einer Vereinigung der Lehrer — zunächst der Wiener — zu gemeinsamer Vertretung und Wahrung der Standesinteressen und kräftigem Einstehen zum Schutze und Ausbau der neuen Einrichtungen zu betheiligen, und so kam der Verein „Mittelschule" zu stande, der seither zu einem wichtigen Factor für die Weiterentwicklung der Gymnasien in Österreich geworden ist. Damit hat Bonitz sich ein nicht minderes Verdienst um das österreichische Mittelschulwesen, als um die Lehrerwelt selbst geschaffen; er nahm auch, so oft es ihm möglich war, Antheil an den Versammlungen der „Mittelschule", auch hier anregend und zielweisend, und weckte die Kräfte zu selbstthätigem Schaffen. Der Wiener Verein gab später die Anregung zur Schaffung ähnlicher Vereinigungen in den Provinzen, die mit dem Wiener Verein in Fühlung blieben. Durch eine seit 1886 gemeinschaftlich herausgegebene Zeitschrift bringen sie alle die Gleichheit der Ziele und Interessen auch nach aussen hin zum Ausdruck.

Was man hauptsächlich in den leitenden Kreisen von der Berufung Bonitz' erwartete, war, dass dadurch das Lehrfach der classischen Philologie und Literatur durch einen gründlichen Gelehrten vertreten und die Ausbildung der künftigen Gymnasiallehrer in den Händen eines Mannes liegen würde, der die Bedürfnisse der Schule wohl kenne. Und wie wenig man sich hierin getäuscht, vielmehr wie weit die kühnsten Erwartungen übertroffen wurden, zeigt ein Blick auf Bonitz' Thätigkeit als akademischer Lehrer. Ob kein anderer die Aufgabe ebenso gut geleistet hätte, ist eine nicht zu beantwortende Frage, aber dass sie niemand besser gelöst hätte, steht außer allem Zweifel. Denn die Aufgabe, die Bonitz bei seiner Berufung nach Wien zu übernehmen hatte, war eine so eigenartige, von den sonst an einen akademischen Lehrer gestellten Anforderungen so verschiedene, dass nur ein Mann mit den Eigenschaften eines Bonitz ihr gewachsen war. Und ganz abgesehen von seinem ganzen Wesen, das milde Gesinnung, elegante, weltmännische Formen ebenso zierten wie Festigkeit und Energie, wo sie noththaten, ferner abgesehen von seinen wissenschaftlichen Qualitäten, war Bonitz der geeignetste akademische Lehrer

Digitized by Google

für Wien in jener Zeit, gerade deshalb, weil er vom Gymnasium kam und noch nicht akademischer Lehrer gewesen war. Man brauchte damals zunächst einen gründlichen Gelehrten, der die Fähigkeit zum akademischen Lehrer hatte, der jedoch ein Schulmann war und die mit großer Entsagung verbundene Aufgabe übernehmen konnte, erst den Boden für das Einsetzen der eigentlich akademischen Lehrthätigkeit vorzubereiten.

Bonitz hatte bald nach seiner Ankunft in Wien seine Lehrthätigkeit aufgenommen. Die Hörsäle für die philosophische Facultät waren im Theresianum eingerichtet worden, und Bonitz hatte deshalb auch seine Wohnung in der Vorstadt Wieden genommen. Im Interesse der zweiten ihm zugewiesenen Verpflichtung, „jungen Männern, welche sich zu Gymnasiallehrern vorbereiten, specielle Anleitung in ihren philologischen Studien zu geben“, nahm er sofort die Errichtung eines philologischen Seminars in Aussicht und legte, nachdem er durch mündliche Erklärung des Unterstaatssecretärs erfahren hatte, dass seine Auffassung, in obigen Worten sei dies gemeint, richtig sei, über Aufforderung schon am 12. April 1849 seine Ansichten über diesen Gegenstand dar. Er wies auf die Nothwendigkeit hin, die Universitätsvorträge durch Übungen im Seminar zu ergänzen; diese sollten in schriftlichen Arbeiten der Mitglieder aus dem Gebiete des classischen Alterthums, in Erklärung der Schriftsteller durch die Mitglieder selbst, endlich in Übungen in der Kritik von Stellen, die der leitende Lehrer ihnen vorlegt, bestehen. Doch schlug er vor, zuerst die Sache bloß als eine private behandeln zu dürfen, dass sich Studenten zu einem Verein zusammenfinden, die die angegebenen Übungen gemeinsam betreiben; erst nach gesammelten Erfahrungen sollte dieser Verein zu einem Seminar werden, indem der Staat durch Ertheilung von gewissen Rechten oder von Beneficien an die Mitglieder sich der Pflege der Sache annähme. Jene könnten darin bestehen, dass niemand zur Lehramtsprüfung zugelassen würde, der nicht dem Seminar früher angehört hätte, diese in kleinen Remunerationen an die Mitglieder, damit sie in den Stand gesetzt würden, sich die nöthigen Bücher anzuschaffen. Er regte ferner an, dass auch für die Geschichte und Geographie, für die Mathematik und für die Naturwissenschaften ähnliche Institute vorbereitet werden sollten. „Die philologischen Übungen“, heißt es am Schlusse, „oder später das philologische Seminar muss wohl unterschieden werden von einem pädagogischen Seminar. Jenes dient der selbstthätigen Vertiefung in die Wissenschaft, dieses der Erlernung der Kunst des Unterrichtes, jenes gehört in die Zeit der Studien, dieses in die Zeit nach beendigten Universitätsstudien und darüber abgelegter Prüfung.“ Über die Einrichtung eines pädagogischen Seminars könne er erst dann seine Wünsche und Ansichten vor-

Digitized by Google

tragen, wenn über das wissenschaftliche Examen der zukünftige Gymnasiallehrer ein Reglement festgestellt sei. [144])

Bonitz hatte zuerst allein die philologischen Vorlesungen zu halten, im Laufe des Jahres 1850 trat Grysar hinzu. Bald wurde auch Grauert für Geschichte gewonnen, und so wurde das Seminar zu einem historisch-philologischen gestaltet, dessen Statuten von Bonitz und Grauert festgestellt wurden.

Von Bonitz' Lehrthätigkeit wurde in den bereits genannten Nachrufen aus eigener Anschauung der Verfasser, die seinen Unterricht genossen und sich seiner Freundschaft sowohl während seines Wiener Aufenthaltes als darüber hinaus bis an sein Ende erfreuen konnten, ein so lebensvolles Bild entworfen, dass wir fast alles wiederholen müssten, um in dem Leser davon eine Vorstellung zu erwecken. Dennoch müssen wir uns hier auf wenige Daten beschränken.

Bonitz hatte genau so wie es ihm Hartenstein vorausgesagt, in Wien in der Philologie einen reichen Ertrag für seine Thätigkeit verheissenden Boden, aber auch den angekündigten Hunger nach Wissen gefunden. Anfangs waren zwar die Collegien schwach besucht, allein bald füllten sie sich, und nicht nur junge Studenten. auch ältere Lehrer weltlichen und geistlichen Standes eilten herbei, um den Vorträgen des aus der Fremde gekommenen Professors zu lauschen.

Aber Bonitz musste erst noch eine grosse vorbereitende Arbeit verrichten; er musste den Boden erst bearbeiten, manches Unkraut ausjäten und die Furchen sorgsam ziehen, in die er die Samenkörner seiner Lehre streuen wollte. Den Schülern, die sich zusammenfanden, fehlte es zumeist an Kenntnissen; insbesondere im Griechischen waren sie schlecht bestellt. Aber es gab auch manche, namentlich unter den älteren, die große Belesenheit aufwiesen; doch mangelte es ihnen als Autodidakten an jedweder Schulung. Da musste denn Bonitz zunächst seine Vorlesungen so einrichten, dass auch die elementarsten Dinge, namentlich in grammaticis, berücksichtigt wurden. Da dies nicht ausreichte, ertheilte er den Schwächeren und Lernbegierigen im Privatunterricht Anweisungen über ihre Lectüre, gieng mit ihnen die Grammatik durch, corrigierte. auch nachdem sie schon vorgerückter waren. ihre schriftlichen Arbeiten. Bald hatte er die Freude, die steigenden Erfolge seiner Mühen zu sehen; in den späteren Jahren lieferten auch die Gymnasien schon besser vorgebildete Studierende, und so konnten seine Vorlesungen allmählig immer mehr jene Höhe erreichen, die sie zu Mustervorträgen akademischer Lehrart machten. Anfangs umfassten seine Vorträge das ganze Gebiet der lateinischen und griechischen Philologie, nach Grysars Berufung beschränkte er sich auf die griechische

Digitized by Google

Sprache und Literatur, zog aber auch Geschichte der griechischen Philosophie und griechischen Staatsalterthümer in seinen Bereich. Am meisten las er über die Tragiker, Platon, Aristoteles, Geschichte der griechischen Philosophie, Literaturgeschichte, Syntax, daneben auch über Homer, Aristophanes, Thukydides, Demosthenes, Staatsalterthümer, Metrik. Die Collegien über Aristoteles, seine Erklärung platonischer Dialoge oder Sophokleischer Dramen, seine Geschichte der Philosophie werden am meisten gerühmt. „Was hier dem Neuling elementar oder unbedeutend erschien, stellte sich dem Einsichtigen als Ausdruck jener Klarheit und schlichten Denkweise dar, welche das verwickeltste Problem auf seine einfachste Formel zurückzuführen und die Mühe des eigenen Sich-Zurechtfindens dem Hörer zu ersparen weiß. Die Gelehrsamkeit und die geistige Arbeit erkannte aber jeder, sobald Bonitz, wie er es liebte, solche Fragen zu eingehender Erörterung herausgriff, die von besonderer Bedeutung waren oder deren Lösung in neue Methoden der Forschung einzuführen geeignet schien. Geistreichen Hypothesen und bestechenden Vermuthungen, denen die thatsächlichen Grundlagen nicht entsprechen wollten, gieng er ängstlich aus dem Wege oder auch mit der scharfen, oft zu scharfen Waffe seiner Dialectik zu leibe. Jene Sprachvergleicherei, wie sie damals nicht selten mit wenig Sanskrit und viel Phantasie ihr Auskommen zu finden meinte, hasste er besonders, obwohl er durch seine Empfehlung der Curtius'schen Grammatik die gesunde Methode dieser Richtung und ihren Wert selbst für den elementaren Unterricht mit scharfem Blick, einer der ersten, erkannte. Ebenso war ihm der Unfug und die Anmaßung jener Kritik zuwider, welche ohne weiteres Besinnen und genaue Prüfung der Überlieferung die Texte der Autoren mit ihren luftigen Gebilden entstellt. Sich der Grenzen unseres Erkennens und Wissens in jedem Falle bewusst zu bleiben und auf das schärfste zwischen Thatsache und Vermuthung zu unterscheiden, hielt er für sittliche Pflicht, und an diese Pflicht zu gewöhnen, war auch das Ziel seiner Vorlesungen." [145]) In den Interpretationscollegien suchte er, wenn es möglich war, die ganze Schrift zu lesen, war sie zu lang, so wurde nur ein Theil eingehend, der Rest cursorisch behandelt. Er hielt sich nicht bei Kleinigkeiten auf, gab nur das Nöthige zur Kritik und Erklärung und deutete knapp das, worauf es ankam, oft nur mit einer ganz kurzen Bemerkung oder einem Citate, einer Verweisung an, auch hier immer das Bezeichnendste wählend. Kein Freund langer Einleitungen, führte er nach den unentbehrlichen Vorbemerkungen die Hörer sofort *in medias res* und ließ dann bei der weiteren Lectüre die nöthigen Erläuterungen folgen. „Indem er dabei immer an das Gesagte anknüpfte und die Ergebnisse recapitulierte, erschloss er auf leichte und

Digitized by Google

sichere Art das Verständnis des Werkes. Sein Grundsatz war: Jedes Buch solle durch sich selbst wirken, und zwar in der Weise, wie es der Autor selbst gewollt hat. Nie trug er in die Schriften, welche er erklärte, etwas hinein, sondern entwickelte bloß das, was in ihnen lag, und gegen die geistreichen Deutungen, die den Schriftstellern gar oft etwas aufdrängen, was ihnen ganz und gar ferne lag, hatte er eine entschiedene Abneigung. Die ästhetische Interpretation blieb auf wenige kurze Bemerkungen beschränkt.“ [146])

Über seine Vortragsweise entwirft v. Hartel [147]) folgendes Bild: „Sein Vortrag war die Schlichtheit selbst, ohne akademische Eleganz, deren er nicht bedurfte, um zu fesseln. Hatte er in etwas vorgebeugter Haltung mit raschem Schritt den Katheder bestiegen, dann war an dem Manne alles Leben und Bewegung. Das Interesse, das ihn für den Gegenstand erfüllte, strömte auf die Hörer über. Aus seinem Blick, seinen Gesten, dem Tonfall seiner scharf cadencierten Stimme war die geistige Arbeit zu fühlen, die sich in ihm vollzog, so dass sich die wohlüberlegte Folge seiner Gedanken wie ein unmittelbares Ergebnis derselben erkennen ließ. Das klug unter der Brille hervorblitzende Auge spann die unsichtbaren Fäden, die an sein Wort fesselten. Es war selbst ein Anreiz zur Aufmerksamkeit, wenn er in wiederholten Versuchen den passendsten Ausdruck wie einzufangen schien. Das Ringen mit dem Wort wurde nicht als ein oratorischer Mangel, sondern als ein Ringen mit den Gedanken empfunden, welcher voll bewältigt werden musste. Hatte er an einer langen Kette von Argumenten zu einem Schluss zu gelangen, dann war es ein Genuss, zu verfolgen, wie er, Nebensächliches kurz andeutend, Wichtiges betonend und wiederholend, durch unerwartete Einwürfe spannend, das Resultat vorbereitete und durch geschickte Rück- und Ausblicke festigte. Es lag in der That eine seltene Kraft in ihm, zu lehren, und durch die Art, wie er lehrte, Lehrer zu bilden.“

Alle Vorzüge dieser Vortragsweise kann auch derjenige, welcher Bonitz nicht hören konnte, aus seinem Vortrag „Über den Ursprung der homerischen Gedichte“ kennen lernen, den er in einem Cyklus populärer Vorträge im niederösterreichischen Ständehause 1860 gehalten hat. Der Vortrag zeigt zudem, wie es Bonitz verstand, vor einem großen Publicum eine so schwierige und verwickelte Frage in so lichtvoller Weise darzulegen, dass er ganz besonders geeignet ist, den angehenden Philologen in sie einzuführen. Da in den weiteren Auflagen dem gelehrten Beiwerk in den Anmerkungen immer größerer Raum zugewiesen worden ist, so ist er auch eine von den Gelehrten nicht zu übersehende Schrift geworden. [148])

Digitized by Google

Den Schwerpunkt seiner Arbeit als Lehrerbildner verlegte Bonitz in das Seminar, von dem er sich auch das Meiste für die Heranbildung eines tüchtigen Lehrerstandes versprach. Er war der Ansicht, dass ein bloß gedächtnismäßiges Aufnehmen einer Fülle von an sich wertvollen Kenntnissen durch das Anhören von Vorträgen nur befähige, die Schüler in ähnlicher Weise in den Besitz derselben zu setzen. Wer aber mit selbstthätiger Vertiefung sich in einen Gegenstand eingelebt, wer daher Klarheit, Präcision, Sicherheit des Wissens als unbedingte Forderung an sich gestellt und darauf einen ganz anderen Wert gelegt habe als auf Massen eines nicht durch eigenes Denken bewältigten Materials, der werde darauf ausgehen, dass die Schüler in seinem Unterricht arbeiten und sich durch diese ihre Arbeit wenngleich anfangs langsam, doch sicher in den Gegenstand finden. Wie zu jeder Kunst gehöre zum Lehren eine gewisse natürliche Anlage, die gewöhnlich auch Freude an der gewissenhaften Erfüllung des Berufes hervorrufe, ferner ernstes, sittliches Interesse an der anvertrauten Jugend und Vertiefung in den Standpunkt ihres Wissens und Könnens. Beschäftigung mit Psychologie und Philosophie können diese Fähigkeit hervorrufen, und deshalb legte Bonitz auch großen Wert auf Pädagogik. Aber man dürfe nicht von ihr mehr verlangen, als sie leisten könne; „dass sie lehre, wie Latein, Griechisch, Geschichte, Mathematik in der Schule am richtigsten behandelt werde, heißt ihr“, meinte er, „Ungebürliches zumuthen. Denn die den einzelnen Disciplinen angemessene Didaktik entspringt aus der Natur und dem Wesen derselben, ihren Methoden und Erkenntnismitteln, und was für Verbesserung der Didaktik und für Vereinfachung des Unterrichts im Laufe der Zeit gewonnen worden ist, ist nicht durch den Fortschritt der Pädagogik, sondern durch die Fortschritte der einzelnen Wissenschaften gewonnen worden.“ [149]) Den größten Gewinn für die praktische Ausbildung der angehenden Lehrer sah er in dem Probejahr unter der Leitung tüchtiger Lehrer. Wie fruchtbare Anregungen er durch Besprechung pädagogischer Fragen in der Gymnasialzeitschrift gegeben hat, wurde bereits erwähnt. Die Übung des wissenschaftlichen Sinnes in der Lehrerwelt, ihre Bethätigung an dem Fortschritt der Forschung sollte aber auch die Quelle sein, aus der sie die Erfrischung schöpfen könnten, die bei der Schwierigkeit des Berufes so nöthig ist. Da aber nur ein Lehrerstand, der von äußeren Sorgen weniger bedrückt wird, die für das gedeihliche Wirken unerlässliche Berufsfreudigkeit haben kann, war Bonitz auch stets bemüht, der Besserung ihrer Stellung das Wort zu reden. Schon im Jahre 1858 überreichte er dem Ministerium eine Denkschrift, in welcher Erhöhung des Schulgeldes und dadurch eine Gehaltsaufbesserung wenigstens der Directoren und älteren Lehrer empfohlen werden; erst das

Jahr 1863 brachte die theilweise Genehmigung dieser Anträge: die Einführung der Vertheilung des sogenannten Gehaltsdrittels.

Mehr aber als für die Besserung des ganzen Standes konnte Bonitz für die Einzelnen thun. Es wurde bereits erwähnt, dass er ihnen Privatstunden ertheilte, um ihre ersten Studien zu leiten; aber bei diesem engeren Verkehr lernte er nicht nur ihre wissenschaftlichen Schwächen und Schmerzen, sondern auch ihre anderen Sorgen und Nöthen kennen.[150]) Und überall suchte er helfend einzugreifen; er lieh ihnen Bücher für ihre Studien, brachte nicht selten ihnen selbst ins Seminar diejenigen mit, welche sie für ihre Arbeiten benützen sollten; den ärmeren suchte er durch Erwirkung von Stipendien, Vermittlung von Privatunterricht zu helfen. Wo er Begabung und eifriges Streben sah, da griff er fördernd ein, was er aber unerbittlich verlangte, war Wahrheit, Klarheit und Ehrlichkeit; alles Verschwommene, Unklare, inbesondere jedes unehrliche Streben, den Schein von Kenntnissen zu erwecken, war ihm verhasst, und wo er dies erkannte, da war der sonst milde und liebenswürdige Mann energisch und streng. So wurde Bonitz nicht nur der Lehrer seiner Schüler, sondern im wahren Sinne ihr väterlicher Freund, der ebenso sehr mit der Liebe eines Vaters für sie sorgte, manchen geradezu die Existenz verschaffte, wie er, wo es noththat, mit väterlicher Strenge die Irrenden verwies. Und daraus erklärt sich die Liebe und Anhänglichkeit, deren sich Hermann Bonitz erfreute, und die ihm getreu geblieben ist, selbst nachdem er aus Österreich geschieden war, die aber auch nicht halt machte bei seinen Schülern, sondern durch diese wieder auf ihre Schüler übertragen wurde, so dass auch seine „Enkelschüler“, wie sie Gomperz [151]) so schön nennt, schon in jungen Jahren den Praeceptor Austriae, wie man Bonitz wohl nennen darf, verehren lernten. Und Bonitz erwiderte diese Liebe, und auch er behielt sie bis ans Ende. Er gestand es oft, dass die Erinnerung an die Wiener Jahre und die Anhänglichkeit, die er hier gefunden, zu seinen schönsten gehöre. Er freute sich stets, gute Nachrichten über die Fortentwicklung der Wiener Schule zu erhalten, und nahm mit theilnehmendem Interesse Kenntniss von den Leistungen, die ihm aus Österreich zugesendet wurden. Da ich so glücklich war, während meiner Berliner Studienjahre 1878—1881 den unvergesslichen Mann näher kennen zu lernen, darf ich dies wohl aus eigener Erfahrung bestätigen. Auch ich kann mich zu seinen Enkelschülern rechnen, und schon vom Gymnasium her brachte ich die Verehrung für Bonitz mit. Ich fand, mit Empfehlungen meiner Lehrer ausgestattet, bei ihm nicht nur die freundlichste Aufnahme, sondern er verpflichtete mich auch während der ganzen Zeit meines dortigen Aufenthaltes durch manche Förderung zu innigem Danke. Was mich aber gleich bei meinem ersten

Digitized by Google

Besuche ganz gefangen nahm, das war die Wärme, mit der er von Österreich und Wien sprach, und die lebhafte Erinnerung, die er seinen Schülern bewahrt hatte, und zwar nicht nur denjenigen, die an der Universität wirkten und mit denen er in brieflicher und persönlicher Verbindung gebieben. sondern auch solchen, die ihm lange aus den Augen entschwunden waren. Als ich von meinen Lehrern am akademischen Gymnasium in Wien, dem so früh seinen Schülern und Freunden entrissenen Karl Greistorfer und dem seither gleichfalls verstorbenen, damaligen Director des Gymnasiums, späteren Regierungsrathe Karl Schmidt sprach, da bewies Bonitz durch Mittheilung mancher Züge, dass ihm dieselben von ihrer Studienzeit her lebhaft in Erinnerung geblieben, und die innige Theilnahme, die er über den Tod des so früh verstorbenen Greistorfer bekundete, offenbarte mir die Tiefe seines liebevollen, freundlichen Wesens.

Um ein einigermaßen erschöpfendes Bild von der Wirksamkeit Bonitz' im Dienste des österreichischen Mittelschulwesens zu geben, muss auch seiner Thätigkeit im „Unterrichtsrath" gedacht werden. Es war dies ein wissenschaftlicher Beirath, des nach der im Jahre 1861 erfolgten Aufhebung des Unterrichtsministeriums von 1863—67 allen Centralstellen für die Fragen des Unterrichts beigegeben war; er hatte Gutachten über vorgelegte Fragen dem Staatsministerium zu erstatten, konnte aber auch Initiativanträge in Behandlung ziehen und einbringen. Er zerfiel in mehrere Sectionen.[152]) In der Gymnasialsection — es war die VI. — entfaltete nun Bonitz eine überaus reiche Thätigkeit. Die meisten Referate wurden ihm übertragen, er brachte aber auch eine große Zahl von Anträgen ein, die zu fruchtbaren Erörterungen Anregung gaben. Um nur einige bedeutendere Gutachten anzuführen, seien hier genannt die über die Frage der gemischtsprachigen Mittelschulen, Parallelclassen u. s. w., über einige principielle Bestimmungen über die Schulräthe sowie über eine die Schulräthe betreffende Vorlage, endlich über die Errichtung von Realgymnasien. Von Initiativanträgen seien hervorgehoben: über die Einführung des Zeichenunterrichtes an Gymnasien, über den philosophischen Unterricht an Gymnasien, über die Übelstände an den evangelischen Gymnasien in Ungarn, über die mangelnde Aufsicht der Gymnasien in Siebenbürgen, endlich die Anregung, die Frage der Errichtung eines Seminars zur Heranbildung von Lehrern der neueren Sprachen für Realschulen in Ausdehnung auf Mittelschulen überhaupt gemeinsam mit den betreffenden Sectionen zu verhandeln. Zahlreiche Begutachtungen von Büchern wurden ihm zugewiesen, und er betheiligte sich lebhaft an den meisten Debatten.

Nur zur Ergänzung sei erwähnt, was sich eigentlich von selbst versteht, dass Bonitz „bei der Neugestaltung der Lehramtsprüfungen die

Digitized by Google

Stelle eines philologischen Examinators übertragen und diese Ernennung jedes Jahr erneuert wurde“.

Bonitz nahm auch an den im März 1864 unter dem Bürgermeister von Wien, Dr. Cajetan Felder, abgehaltenen Berathungen über den Unterrichtsplan für die aus Communalmitteln zu gründenden zwei Untergymnasien lebhaften Antheil.

Als Protestant war er bald ein sehr angesehenes Mitglied seiner Kirchengemeinde; er wandte sein eifriges Interesse allen Angelegenheiten derselben zu und wurde „durch das Vertrauen der evangelischen Gemeinde helvetischen Bekenntnisses (1855) in das Presbyterium gewählt“. Hier wurde ihm das Amt des Schriftführers übertragen, womit viel Arbeit verbunden war, besonders infolge der Bemühungen der Wiener Gemeinden um die gesetzliche Regelung der Kirchenverhältnisse. Bonitz nahm auch an der Generalsynode, die im Sommer 1864 zur Berathung einer neuen Kirchenordnung berufen worden war, „als weltlicher Deputierter der Wiener Superintendenz“ hervorragenden Antheil.

Bonitz hatte sich durch sein Wirken und seine Persönlichkeit bald die Achtung und das Vertrauen seiner Collegen erworben, so dass er schon im Jahre 1851 zum Decan der philosophischen Facultät für das folgende Studienjahr erwählt wurde. Mit Rücksicht auf die Discussion, die diese Wahl hervorrief, muss hier mit einigen Worten darauf eingegangen werden. Das theologische Doctorencollegium, in welchem auch sämmtliche Mitglieder des theologischen Professorencollegiums Sitz und Stimme hatten, erhob dagegen die Bedenken, „welche für den katholischen Charakter unserer altehrwürdigen Universität und somit gegen den Eintritt eines Nichtkatholiken oder Nichtchristen in das Venerabile Consistorium sprechen“. Das Consistorium übertrug das Referat über die Wahl dem Decan des juridischen Doctorencollegiums, Dr. von Mühlfeld, und auf Grund dieses Referates schlossen sich sämmtliche Mitglieder des Consistoriums, bis auf den Decan der philosophischen Facultät, der für die Wahl eintrat, dem Protest an, und Graf Thun sah sich deshalb bewogen, eine Neuwahl anzuordnen. „Es konnte die Entscheidung gar nicht anders erfolgen“, heißt es in einem Bericht der Augsburger Allgemeinen Zeitung [153]) „denn anders hätte sie beinahe ausgesehen, wie ein Eingriff in Privatrechte. Wenn man sich auf die Verfassung beruft, welche die politische Gleichheit aller Confessionen feststellt, so zeigt das einen gänzlichen Mangel von Rechtsbegriffen. Solch ein allgemeiner Grundsatz kann unmöglich längst erworbene Rechte alterieren, er kann den Wortlaut einer Stiftungsurkunde nicht umändern.“

Der Protest gipfelte in dem Satze, dass durch das provisorische Gesetz über die akademischen Behörden die Universität nicht aus dem

Digitized by Google

kirchlichen Verbande gelöst worden sei, und so lange dies nicht geschehe, was von der höheren competenten Autorität abhänge, könne die Wahl nicht zurecht bestehen. Da die Sache in der Presse vielfach besprochen ward, wurde sowohl die Verhandlung über die Sitzung des Universitäts-Consistoriums als der Erlass, der die Neuwahl anordnete, zur öffentlichen Kenntnis gebracht. [154]) Um der Sache jede persönliche Spitze gegen Bonitz abzubrechen, hatte Graf Thun, der auch hier nur den sachlichen, streng rechtlichen Standpunkt einnahm, in dem erwähnten Erlass ausdrücklich hervorgehoben: „Die Wahl des ordentlichen Professors Hermann Bonitz zum Decan des philosophischen Professorencollegiums kann, so sehr auch die gerechten Ansprüche auf das Vertrauen des Lehrkörpers anerkannt werden, welche derselbe durch seine ausgezeichnete Wirksamkeit an der hiesigen Universität sich bereits erworben hat, mit Rücksicht auf den vom Universitäts-Consistorium dagegen erhobenen Protest nicht bestätigt werden.“ Bonitz selbst sah darin eine mehr die Universität als seine Person betreffende Angelegenheit, wie aus seinem Schreiben an Exner vom 4. August 1851 hervorgeht, in welchem er ihm über die Aufnahme der Mittheilung jenes Erlasses durch das Consistorium im philosophischen Professorencollegium Bericht erstattete. Hier war die Stimmung gegen die Annullierung. Kollár erklärte, sich bei der Neuwahl der Stimme enthalten zu müssen, weil die Annullierung der Constitution zuwider sei, und wies auf das Beispiel der Pester Universität hin, an der schon vor 1848 Protestanten, Decane und Rectoren gewesen. Nach dem Antrage von Fenzl und Lott wurde das Ministerium um Verschiebung der Wahl bis zum Beginne des neuen Semesters mit Stimmenmehrheit gebeten.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hatte Bonitz schon im Jahre 1849 zu ihrem correspondierenden Mitglied gewählt; im Jahre 1854 wurde er zum wirklichen ernannt.

Trotz der großen Thätigkeit, die reichlich die volle Arbeitskraft eines Mannes in Anspruch nahm, entfaltete Bonitz in Wien auch eine große und fruchtbare literarische Beschäftigung, die seine wissenschaftliche Bedeutung auf der vollen Höhe zeigt. Ohne in eine eingehende Würdigung seiner Wiener Veröffentlichungen hier eintreten zu wollen, für die wohl auf die kurze Charakteristik bei Schenkl und v. Hartel und besonders auf die ausführlicheren Darlegungen von Gomperz verwiesen werden darf, kann hier wenigstens von einer kurzen, mehr summarischen Angabe nicht wohl abgesehen werden. Ausser den Aufsätzen in der Gymnasialzeitschrift, von denen neben den vielen Recensionen und pädagogisch-didaktischen Aufsätzen, wovon bereits die Rede war, hier beson-

Digitized by Google

ders die zu mehreren Dialogen des Plato, zu Aristoteles Poetik, über den Gebrauch von τε γάρ bei Aristoteles zu nennen sind, erschienen in den „Sitzungsberichten der Akademie" die „Beiträge zur Erklärung des Thukydides" (1854), die „Beiträge zur Erklärung des Sophokles" (1856—1857), welche nach Gomperz richtiger „Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles" heißen würden, endlich die „Platonischen Studien", welche „die gesunde Natürlichkeit der Auffassung und die Abneigung gegen gekünstelte und geschraubte Deutungen vor Augen stellen." Ausserdem war er unablässig mit den Arbeiten für den Index Aristotelicus beschäftigt.

Sowohl Bonitz als seine Frau hatten sich bald in Wien heimisch gefühlt und einen zwar kleinen, aber dafür desto erleseneren Kreis gefunden, mit dem sie viel verkehrten. Am befreundetsten war Bonitz mit dem Meister slavischer Sprachforschung Miklosich, mit dem Astronomen Littrow und seiner geistvollen Frau; ferner mit den Physiologen Brücke und Ludwig und dem Dichter Hebbel. Wie Gomperz erzählt, versäumte es Bonitz nie, wenn dieser ein soeben vollendetes Drama den Freunden vorlas, diesem Geistesfeste beizuwohnen.[155]) Der Besuch Hartensteins, der so gern nach Österreich kam, im Jahre 1864, versetzte die Familie in große Freude. Auch sonst versäumten es treue Freunde „aus dem Reiche" nicht, bei ihrem Aufenthalt in der Donaustadt Bonitz heimzusuchen. Vielfach wurde Bonitz auch von deutschen Gelehrten in Anspruch genommen, wo es sich darum handelte, seine Mithilfe für wissenschaftliche Arbeiten, wie Beschaffung von Collationen aus der Wiener Hofbibliothek oder Auskünfte bei Berufungen zu erbitten und erwies sich so als wichtiges Bindeglied zwischen Nord und Süd.

Doch waren die Jahre in Wien auch nicht frei von harten Schicksalsschlägen: zweimal erlebte er den Schmerz, einen hoffnungsvollen Sohn im zarten Alter zu verlieren.[156])

Den Sommer benützte Bonitz zu Ausflügen in die österreichischen Alpengegenden, in die er, wie z. B. nach Gastein, auch später von Berlin öfter kam, oder zu Aufenthalten in der schönen Umgebung von Wien.

Dass Bonitz' Wirksamkeit nicht nur in Österreich hochgeschätzt war, sondern auch in Deutschland immer mehr die Aufmerksamkeit der leitenden und Fachkreise auf sich zog, beweist der Umstand, dass viermal während seines Aufenthaltes in Wien der Verlust des verehrten Mannes drohte. Bereits im Jahre 1855 wurde ihm das Directorat der berühmten Anstalt in Schulpforta angeboten, im Jahre 1862 folgte ein Antrag das Johanneum in Hamburg zu übernehmen; endlich erfolgte im Jahre 1866 nach dem Abgang Ritschel's nach Leipzig die Berufung an die Bonner Universität. Obwohl nun jeder dieser Anträge mit bedeutenden materiellen

Digitized by Google

Vortheilen verbunden war, konnte sich Bonitz nicht entschließen, die liebgewordene Thätigkeit in Wien, die für ihn die erhöhte Bedeutung der Mission hatte, nach Kräften im Sinne Exners an der Hebung der einheitlichen Bildung im vielstämmigen Österreich zu wirken, und die ihm, seitdem eine so hervorragende Kraft wie Johannes Vahlen in einträchtigem Wirken neben ihm thätig war, noch werter geworden war, aufzugeben. Das Ministerium war seinerseits bemüht, durch Besserung der Stellung den hohen Wert auszudrücken, den sie auf Erhaltung dieses vorzüglichen Lehrers legte, und seine Schüler und Freunde beeilten sich, ihre Freude zu erkennen zu geben, so oft der drohende Verlust abgewendet war. Am schönsten und erhebendsten trat dies nach Ablehnung des Bonner Rufes zutage. Ein Album mit 312 Photographien seiner Verehrer, geistlicher und weltlicher aus allen Nationen, wurde ihm am 4. November 1866 überreicht, die dazugehörige Adresse von seinem ältesten Schüler Karl Schmidt verlesen und außerdem eine von seinem ehemaligen Schüler Robert Hamerling, der damals in Graz weilte, aus diesem Anlass verfasste Ode von Hartel vorgetragen.[157]) In einem herzlichen Schreiben dankte Bonitz dem Dichter für seine Gabe, und Hamerling beantwortete diesen Dank des Lehrers in einem Schreiben, das wir, da es bisher unbekannt ist und den Bericht Hamerlings in seiner Biographie[158]) ergänzt und sowohl für Bonitz als Hamerling charakteristisch ist, vollinhaltlich folgen lassen. Hamerling schreibt:

„Hochverehrter Herr Professor! Wenn die poetische Kundgebung, die Sie so freundlich aufnahmen, einen Wert hat, so liegt er nur darin, dass dieselbe kein Gelegenheitsgedicht im gewöhnlichen Sinne, sondern wirklich das Erzeugnis eines inneren Dranges ist. Ich schreibe keine Gelegenheitsgedichte, habe für diese Art von Production wenig Neigung und vielleicht noch weniger Talent. Als ich eingeladen wurde, meine Photographie für das Album einzusenden, fühlte ich mich lebhaft angeregt, einmal das poetisch auszusprechen, was ich bisher Ihnen mündlich oder brieflich zu sagen keine passende Gelegenheit gefunden hatte. Die Zeit, verehrtester Herr Professor, in welcher durch Sie das classische Alterthum mir verständlich wurde, bleibt mit unauslöschlichen Zügen meiner Erinnerung eingeprägt. Ich konnte in späteren Jahren meinen Schülern keine Regel der griechischen Syntax erklären, ohne dabei Ihrer zu gedenken, der Gelegenheit, bei welcher Sie dieselbe erläutert, der Discussion, die sich im Seminar daran knüpfte. Der Unterricht, den ich auf dem Gymnasium im Griechischen erhalten, war so gut wie keiner, ich kam als Autodidakt ins Seminar. Desto anregender floss mir der Quell der Belehrung von Ihren Lippen. Aber unvergesslich ist mir auch die Erinnerung Ihrer Unermüdlichkeit, Ihrer Aufopferung und des edlen Wohlwollens ge-

Digitized by Google

blieben, mit welchem Sie mich, wie meine Genossen, immer in jeder Hinsicht zu unterstützen und zu fördern bereit waren. Mit Lächeln gedenke ich noch des großen Wäschekorbes voll von Büchern, die ich bei meiner Übersiedlung von Wien nach Graz in Ihrer Wohnung abzuladen hatte, nachdem ich selbe, infolge Ihrer unbegrenzten Liberalität im Darleihen literarischer Hilfsmittel, allmählich zu meinem Gebrauch aus Ihrer Büchersammlung nach Hause geschleppt hatte! Mit einem Worte: ich nahm aus dem Seminar das Bild eines in seinem Berufe in jeder Beziehung mustergiltig lebenden und wirkenden Mannes mit mir, ein Bild, für welches, ohne alle Affectation gesagt, ich noch immer begeistert bin. Sie haben, verehrter Herr Professor, zu der Zeit, als Sie eben erst anfiengen, den classisch-philologischen Studien Bahn zu brechen und bei Ihren Schülern schon der bloße gute Wille Ihnen erfreulich scheinen konnte, mich freundlichst aufgemuntert und auf mich als Philologen einige Hoffnungen gesetzt. Leider habe ich bei veränderter Richtung meines geistigen Strebens oder vielmehr bei dem Umstande, dass die Grundrichtung meines Wesens von jeher nicht die eigentlich wissenschaftliche war, diesen Erwartungen nicht entsprechen können, und durch fortdauernde Kränklichkeit bin ich nun gar genöthigt worden, einem Berufe gänzlich zu entsagen, für den es mir nicht an Lust und Liebe wohl aber an Kraft fehlte.

Nicht als Gelehrter und nicht in praktischer Wirksamkeit konnte ich mich als Ihren würdigen Schüler zeigen; desto mehr wünschte ich eine Gelegenheit herbei, Ihnen einmal die Versicherung geben zu können, dass alles das, wofür ich Ihnen verpflichtet bin, wenigstens für mein inneres geistiges Leben und für mein, jene Erinnerungen dankbar festhaltendes Gemüth nicht verloren gegangen ist. Ich bin daher den Veranstaltern der Darbringung des Albums wahrhaft verpflichtet, dass sie es nicht verschmäht haben, sich auch zu Überbringern meiner anspruchslosen Strophen zu machen. Es wollen dieselben nicht als Dichtwerk, sondern nur als Gesinnungsausdruck betrachtet sein; doch bitte ich. wenn Zusammenhang oder Metrum Ihnen an einer Stelle bedenklich erscheinen sollte, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass der Copist die Sünden des Poeten vermehrt hat.

Ich schließe mit dem Ausdrucke wärmsten Dankes für Ihre gütigen Zeilen, die mich jedenfalls ungleich mehr ehren und erfreuen, als Sie meine Verse ehren und erfreuen konnten.

In unwandelbaren Gesinnungen werde ich verharren, hochverehrter Herr Professor,

Graz, 8. November 1866.

Ihr dankbar ergebener

Robert Hamerling.

Digitized by Google

Dennoch stand der Verlust von Bonitz bald unabwendbar bevor. Das Jahr 1866 mit dem Bruderkriege, bewegte Bonitz, welcher in Wien, wohin er mit Sympathien für Österreich gekommen, vollends zum Österreicher geworden war, durch seinen Ausgang tief, da er befürchtete, dass die Einheit der Bildung schwinden werde; er entschloss sich daher, als er vom Berliner Magistrat den Antrag erhielt, die Leitung des Gymnasiums zum grauen Kloster zu übernehmen, darauf einzugehen. Als seine Wahl die königliche Bestätigung erhalten hatte, reichte er durch das Decanat das Entlassungsgesuch ein. Dieses musste befürwortet werden, da „der philosophischen Facultät leider nicht die geringste Hoffnung blieb, Professor Bonitz länger den ihrigen nennen zu dürfen". „Sein Verlust wird nicht allein", heißt es in der Einbegleitung, „von der philosophischen Facultät empfunden, es ist ein Verlust für das gesammte österreichische Unterrichtswesen, um das sich Professor Bonitz während siebzehn Jahren durch eine seltene Hingebung und eine musterhafte Pflichterfüllung die größten Verdienste erworben hat." Am 9. Juli 1867 holte Anton Ritter von Hye, der damals das wieder errichtete Unterrichtsministerium leitete, die kaiserliche Genehmigung ein, und mit allerhöchster Entschließung, aus Laxenburg vom 14. Juli 1867, wurde die angesuchte Dienstesentlassung genehmigt und Bonitz gleichzeitig „in Anerkennung seiner vieljährigen, ausgezeichneten lehrämtlichen Thätigkeit" durch taxfreie Verleihung des Ordens der eisernen Krone dritter Classe ausgezeichnet.

Bei dem zu seinen Ehren veranstalteten Abschiedsmahle sprach Bonitz „denselben Gedanken aus, den er damals den Freunden gegenüber mehrfach laut werden ließ. Seine Bildung sei von Haus aus auf das Wirken an Mittelschulen angelegt gewesen und gerne suche er an der Schwelle des Greisenalters, welches zur Selbstbeschränkung mahne, wieder jene stillere Wirkungssphäre auf" [159]). Dem Grafen Thun sandte er einen Abschiedsgruß [160]), in welchem er die Gründe seines Scheidens andeutete und Graf Thun antwortete von Gmunden, wo er sich damals aufhielt, wie der Poststempel zeigt, am 21. September mit folgendem Schreiben:

Werter Herr Professor! Ich danke Ihnen verbindlichst für Ihren freundlichen Abschiedsgruß und bitte Sie, meinen aufrichtigen Wunsch entgegenzunehmen, dass Sie durch Ihre Rückkehr nach Norddeutschland die Befriedigung finden mögen, die Ihnen unsere Zustände leider nicht mehr gewähren. Ich habe nicht daran gezweifelt, dass solche Motive, wie sie Ihr Brief andeutet, auf Ihren Entschluss wesentlich eingewirkt haben. Auch ich blicke oft mit Betrübnis auf die zu schnell eingetretene Unterbrechung des hoffnungsvollen Werkes, an welchem Sie so würdig und erfolgreich gearbeitet haben. Seit 1860 ist allerdings völlige Stagnation in der Leitung

Digitized by Google

der Angelegenheit eingebrochen und was vielleicht noch mehr oder wenigstens eben so sehr geschadet hat, Lehrer und Schüler sind größtentheils weit mehr mit anderen Dingen als mit dem keuschen Streben, Wissenschaft in sich und anderen zu fördern, beschäftigt. Perioden so tiefgreifender politischer Wirren sind nicht geeignet, zunächst dem wissenschaftlichen Aufschwunge zu dienen, und sollen sie endlich wieder dazu führen, so erheischt das wohl wesentlich andere Institutionen, als diejenigen, die für eine Zeit sorgsam geregelter Entwicklung entworfen waren und zweckmäßig gewesen sein dürften. In einer Übergangsperiode sehr zweifelhaften Erfolges fortzuarbeiten, ist ebenso beschwerlich als undankbar, und von niemandem anderswo als in seinem Vaterlande zu verlangen.

Sehr interessant wäre es mir gewesen, noch in einer mündlichen Unterredung Ihre Wahrnehmungen darüber kennen zu lernen, inwieweit doch die Keime philologischen Studiums hinreichend feste Wurzeln geschlagen haben, um trotz der Ungunst der Zeiten ihre Wirksamkeit zu behaupten. Den Einfluss der Ereignisse in den verschiedenen Ländern in dieser Beziehung zu beobachten, wäre sehr lehrreich.

Doch nicht deshalb allein bedaure auch ich aufrichtig, dass ich nicht mehr das Vergnügen haben werde, Sie vor Ihrer Abreise zu sehen. Mich Ihrem freundlichen Andenken empfehlend, verharre ich, werter Herr Professor, Ihr

ergebener

Graf Leo Thun.

So schied Bonitz, um dahin als Director zurückzukehren, wo er vor 25 Jahren als Oberlehrer gewirkt hatte. Die Liebe seiner Schüler in Österreich blieb ihm gewahrt, und diese benutzten jeden Anlass, um sie dem verehrten Lehrer zum Ausdruck zu bringen. Am großartigsten war die ihm zu seinem siebzigsten Geburtstage zutheil gewordene Ehrung. Es wurde ihm als Festgabe eine nach dem damals vor kurzem gemachten Funde der Replike der Athena Parthenos des Phidias frei nachgebildete, in Silber gearbeitete Statuette, deren aus belgischem Marmor bestehender Sockel vorn, in Goldbuchstaben auf silberner Platte, ein von Theodor Gomperz verfasstes griechisches Epigramm zwischen zwei Lorbeerkränzen als Dedication enthielt; an den drei anderen Seiten des Sockels waren in lateinischer Schrift 464 Gratulanten angebracht. Bonitz dankte in einem in den herzlichsten Worten abgefassten Schreiben. „Der Abschluss des siebzigsten Lebensjahres lenkt“, heißt es darin, „auch wenn eine günstige Fügung gestattet, ihn noch nicht als Abschluss der Lebensarbeit zu betrachten, den Blick ungleich mehr auf die lange Reihe der vergangenen

Digitized by Google

Jahre, als auf die etwa noch vergönnten zukünftigen Tage. In dieser Wiederbelebung der Vergangenheit ist mit dem Danke für den so mancher Bemühung gewordenen Segen untrennbar das schmerzliche Bewusstsein verbunden, wie weit der wirkliche Erfolg hinter dem Ziele ernstlichen Strebens zurückgeblieben ist. Diesen trüben Schatten von meiner Geburtstagsfeier zu verscheuchen, konnte nichts wirksamer beitragen, als das erhebende Andenken, welches den zwei Jahrzehnten der freudigen Arbeit meines Mannesalters an der Stätte meiner damaligen Wirksamkeit bewahrt geblieben ist, nachdem ich dieselbe längst verlassen habe. In dem Götterbilde aus der Blütezeit griechischer Plastik, welches Wissenschaft und Kunst aus dem Schutte der Zerstörung wieder hergestellt haben, ist mir ein Sinnbild der geistigen Größe des Volkes gegeben, dessen herrlichste Gedankenschöpfungen zu verständnisvoller Auffassung zu bringen, mir eine beglückende Lebensaufgabe war; und die Widmungsinschrift, ein Epigramm im classischen Sinne des Wortes, begleitet die erhabene Gestalt gleich jener zarten Blüte griechischer Dichtung, welche den Werken der griechischen Plastik ihre edle persönliche Weihe gaben. Wenn die Widmung das, was ich erstrebt habe, mir als erreicht zuschreibt, so hat wohlwollende und dankbare Gesinnung das bereits in weite Ferne gerückte Bild meiner Thätigkeit über das Maß der Wirklichkeit verklärt. Was mir aber zu erreichen gelungen sein mag, das verdanke ich nur zu einem Theile meiner eigenen Freude an der Arbeit, zum größeren Theile der Erhebung, welche das gesammte Unterrichtswesen Österreich-Ungarns durchdrang und der begeisterten Hingebung, welche die studierende Jugend ohne Unterschied des Standes und der Nationalität mir entgegenbrachte. Der Verkehr mit dem regen Leben meiner lernbegierigen, arbeitseifrigen jungen Freunde hat mir damals die eigene Kraft erhalten und erhöht, und bleibt mir in unverlöschlicher Erinnerung, ein wertvolles Besitzthum für immer.“ Er schließt mit dem Wunsche für das Heil Österreich-Ungarns, dass „die gleiche Begeisterung für ideale Ziele, der gleiche Ernst wissenschaftlichen Strebens immer die dortige studierende Jugend beseelen mögen, welche eine nachfolgende Generation zu edler Menschlichkeit zu bilden sich geistig rüstet“ und spricht „mit der eigenen treuen Erinnerung an glückliche Jahre“ seiner dortigen Wirksamkeit zugleich seinen tiefgefühlten Dank aus für das ihm „bewahrte auszeichnende Andenken“. [161])

Außer dieser gemeinsamen Ehrengabe widmeten ihm die Vereine „Deutsche Mittelschule“ in Prag und „Mittelschule“ in Graz Adressen.

Als die Wiener „Mittelschule“ im November 1886 die Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestandes begieng, entbot die besonders zahlreich

Digitized by Google

besuchte Festversammlung dem Mitbegründer ihren ehrfurchtsvollen telegraphischen Gruß, den Bonitz unter Anerkennung dessen, was der Verein geleistet, erwiederte. Mehr aber als diese öffentlichen Kundgebungen verrathen die Briefe einzelner Schüler, die sich seiner besonderen Förderung erfreuten, die große Verehrung, die er genoss. Sie wandten sich, überzeugt von seiner väterlichen Gesinnung, auch nachdem er aus Österreich geschieden, an ihn und baten ihn, in wichtigen Fragen ihres Lebens um seinen Rath, der ihnen gewiss nicht verweigert worden ist. Diese Briefe sind ebenso ein Beweis der tief in das Schicksal seiner Schüler eingreifenden Wirksamkeit von Bonitz und des unauslöschlichen Eindruckes, den er auf jene ausgeübt hat, wie sie bezeichnend sind für die Zeit, in der sie geschrieben, und für den Volks-Charakter der Schüler. Denn man darf es wohl sagen, fast jedem dieser Briefe ist deutlich der Stempel des Wienerthums oder Österreicherthums aufgeprägt. [162])

XIII.

Bonitz als Director des grauen Klosters in Berlin.

Als Bonitz im Herbst 1867 die Direction des Gymnasiums zum grauen Kloster übernahm, war er wieder Schulmann im eigentlichen Sinne des Wortes geworden. Und ein Lehrer, der sich der Großen mit solcher Liebe und Theilnahme annahm, musste umsomehr sich bald die Herzen der Jugend gewinnen; war doch jetzt auch noch die Milde des Alters zu seinem ohnehin liebenswürdigen Wesen hinzugetreten. Durch seinen Unterricht und seine wahrhaft väterliche Fürsorge gewann er die Verehrung seiner Schüler, die lange über die Schulzeit hinaus reichte, wovon ich mich mehrfach überzeugen konnte. [163]) Aber auch die Lehrer, die sich noch heute glücklich schätzen, unter einem solchen Director gestanden zu haben, wussten nicht, ob sie in ihm mehr ihren Director oder ihren Lehrer rühmen sollten. Bellermann hebt besonders hervor, dass Bonitz, trotz seiner Überhäufung mit Arbeiten, immer Zeit hatte. „Mochte es Großes oder Kleines betreffen, Wissenschaftliches, Amtliches oder Persönliches, und wenn es sich um einen unbedeutenden Disciplinarfall oder um eine Schuleinrichtung untergeordneter Art handelte, in dem Augenblicke, wo man mit ihm darüber ins Gespräch trat, nahm der vorliegende Gegenstand ihn ausschließlich ein und er versenkte sich in ihn mit der vollen Aufmerksamkeit und der scharfen Auffassung, die dem Unterredner so wohl thut.“ Auch die Art, wie er mit dem Publicum verkehrte, lässt ihn als das Muster eines Directors erscheinen. Er wurde nicht müde Wünsche anzuhören; verlangte ein Vater etwas, was er nicht erfüllen konnte, so

Digitized by Google

wusste er durch eingehende wohlwohlende Erörterung ihn dahin zu bringen, dass er zur Überzeugung kam, die Erfüllung seines Begehrens wäre gar kein Vortheil für seinen Sohn.

Übrigens wurde Bonitz bald nach seiner Ankunft in Berlin Gelegenheit gegeben, auch hier ein Lehrer der Lehrer zu werden, indem ihm nach August Boeckhs Tod die Direction des königlichen Seminars für gelehrte Schulen, das die Aufgabe hat, „Candidaten des höheren Lehramtes bei ihrem Übergang zur Lehrthätigkeit in ihrer praktischen und wissenschaftlichen Ausbildung zu fördern", übertragen wurde[164]), und da er bereits 1869 in die Redaction der Berliner „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" eintrat, hatte er auch hier, wie in Wien, Gelegenheit, auf die gesammte Lehrerwelt fördernd zu wirken. Wie im Wiener Verein „Mittelschule", gab er auch in der Berliner Gymnasiallehrer-Gesellschaft, deren Ordneramt er im Jahre 1871 führte, manche „fruchtbare und weitreichende" Anregungen.

Auch in diesem Abschnitt seines Lebens trat an Bonitz die Aufforderung heran, als akademischer Lehrer an der berühmten Philologenschule in Bonn zu wirken. Am 12. October 1869 richtete Usener ein vertrauliches Schreiben an ihn, die durch den Tod Otto Jahns verwaiste Lehrkanzel zu übernehmen, man hoffe durch Bonitz' Ansehen den philologischen Studien, die sich von der Wunde, die Ritschels Abgang geschlagen, langsam erholen und die nun doppelt schwer getroffen wären, einen Impuls zu geben. Neben Bonitz solle ein hervorragender Archäolog berufen werden. Allein Bonitz blieb seiner Absicht, fortan nur für die Schule zu wirken, getreu.

Im Juli 1874 begieng das graue Kloster in feierlichster Weise sein dreihundertjähriges Stiftungsfest. Es war dies ein schwerer Tag für den Director; er hatte bei dem Festact in der Nikolaikirche in einer glänzenden Versammlung nicht nur eine Festrede zu halten, sondern auch eine Menge Ansprachen an Deputationen, die ihre Glückwünsche überbrachten, zu richten. Aber der „welt- und sprachgewandte" Bonitz erregte durch die „geistreichen und treffenden" Wendungen die Bewunderung aller Zuhörer. Allein nach kurzer Zeit sollte er nicht nur vom grauen Kloster, sondern damit auch „vor dem, was bis dahin den vornehmsten Reiz und Inhalt seines Daseins gebildet hatte, von Forschung, Lehre und schriftstellerischer Thätigkeit[165]) für immer scheiden.

Bereits im Jahre 1868 war Bonitz Mitglied der königlichen Preußischen Akademie der Wissenschaften geworden; seine Antrittsrede am 2. Juli beantwortete Moritz Haupt („Zur Begrüßung von Hermann Bonitz," Op. III. 264—265). Als Mitglied der Akademie machte Bonitz in den

Digitized by Google

ersten Jahren von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch, und hielt Vorlesungen an der Universität. Dieser Zeit seines Berliner Aufenthaltes gehört außer einigen Aufsätzen in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" (Recensionen und Pädagogisches), im „Hermes" (Zu Aristoteles) und in den Schriften der Berliner Akademie (meist zu Platonischen Dialogen) insbesondere der Abschluss des „Index Aristotelicus" (1870 im 5. Bde. der Berliner Akademieausgabe) an. Nach den Ausführungen von Gomperz [166]) über den Wert und die Bedeutung dieses „Schatzhauses der aristotelischen Sprache", das für die Erklärung und die Kritik des Stagiriten gleich unentbehrlich geworden ist, dürfte es wohl hier genügen das Urtheil eines Kenners wie Ed. Zeller anzuführen, der an Bonitz aus Heidelberg am 2. Juli 1871 schrieb: „Zum größten Dank haben Sie aber freilich durch diese weit über die Aufgabe eines bloßen Index hinausgehende Arbeit alle, die sich jemals in Zukunft mit aristotelischen Studien beschäftigen werden, verpflichtet. Was steckt doch in diesen 110 Bogen für eine Mühe, und was für eine allseitige und gründliche Kenntnis des Gegenstandes! Vollkommen werden allerdings vielleicht nur diejenigen den Wert Ihrer herkulischen Arbeit zu würdigen wissen, welche ohne ein solches immer bereites und mit erschöpfender Vollständigkeit ausgearbeitetes Hilfsmittel ihre aristotelischen Studien machen mussten; den Späteren wird sie so unentbehrlich sein, dass sie kaum begreifen werden, wie man sie jemals entbehren konnte; aber gerade dadurch wird sie ihre Bedeutung am schlagendsten beweisen". Es ließe sich dieses Urtheil noch durch manche bewundernden Äusserungen von befreundeten Gelehrten vermehren; doch bedarf es dessen wahrlich nicht bei einem Werke, dessen Bedeutung von niemandem angezweifelt werden kann, da es eigentlich erst die Möglichkeit anbahnte, durch genauen Einblick in die Sprache des Aristoteles, die er „für den Bedarf der Philosophie", nach Haupts Worten, „neu und eigenartig gestaltete", den Aristoteles aus sich selbst heraus zu erklären.

XIV.

Bonitz als vortragender Rath im Ministerium und seine letzten Lebensjahre.

Anfangs 1875 verließ Bonitz das graue Kloster und damit beginnt ein neuer und zugleich der letzte Abschnitt in seinem Leben. Er hatte schon früher öfter Gelegenheit, über behördliche Aufforderung seine Einsicht und Erfahrung in Schulfragen zu bekunden; so wurde ihm im October 1871 der Entwurf des revidierten Reglements für die Maturitätsprüfung zur Äußerung vorgelegt — seine Ansicht über den wichtigsten

Digitized by Google

Punkt, das griechische Scriptum, legte er dann in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen (1872, S. 705—716) nieder — ferner war er October 1873 Mitglied der unter dem Minister Falk einberufenen Conferenz zur Berathung verschiedener Fragen des höheren Schulwesens. Nach dem Rücktritt Ludwig Wieses, von Falk mit der Leitung des Mittelschuldepartements betraut, wurde er zunächst als geheimer Regierungsrath, später als geheimer Oberregierungsrath, vortragender Rath im preußischen Unterrichtsministerium.

So theilte denn Bonitz das Schicksal seines Freundes Exner, aus der Lehrerthätigkeit herausgerissen und zu administrativem Wirken berufen zu werden. Und wie für Exner bedeutete auch für Bonitz der Eintritt in das Ministerium den Abschluss seiner wissenschaftlichen Arbeiten, denn die Dienstesobliegenheiten nahmen nunmehr seine ganze Zeit und Arbeitskraft in Anspruch. Seine große Begabung für organisatorische Arbeiten hatte Bonitz in Wien reichlich bethätigen können und es waren Erfolg und Anerkennung nicht ausgeblieben. Aber darin unterschied sich die Berliner Thätigkeit von der in Wien, dass er hier den rechten Boden für seine Wirksamkeit fand. „Preußen war nicht Österreich", sagt Rethwisch.[167]) „In Österreich hatte die Revolution von 1848, die Aufhebung des Schulsystems der Jesuiten, eine freie Stätte für einen Neubau der Schule geschaffen. In Preußen konnte es sich nur darum handeln, die stetig gebliebene Entwicklung um einige Schritte dem Ziele weiter entgegenzuführen, dem sie nach ihrem Inneren Gesetze zustrebte. So kehrt in Bonitz' preußischer Gymnasialreform wohl der pädagogische Grundgedanke seiner österreichischen wieder, aber abgeschwächt in der Ausführung. Dieser Grundgedanke war „seine lebenslange tiefbegründete Überzeugung, dass die classischen Studien nicht mehr berufen seien, in der Gymnasialbildung die alleinige oder auch nur die führende Rolle zu spielen".[168]) Da nun in Preußen die Naturwissenschaften 1859 die größte Einschränkung erfahren hatten, „so fiel dem Vorkämpfer harmonischer allseitiger Menschenbildung zunächst die Aufgabe zu, die arg verkürzten mathematischen naturwissenschaftlichen Disciplinen in die ihnen gebürenden Rechte einzusetzen." In den vom Minister Gossler eingeführten „Preußischen Lehrplänen und Ordnungen der Entlassungsprüfungen von 1882," an denen Bonitz den Hauptantheil hatte, versuchte dieser „die bedeutsamen Errungenschaften, deren Österreich vor mehr als drei Jahrzehnten theilhaftig geworden war, nunmehr auch nach Preußen zu verpflanzen," natürlich unter Berücksichtigung der dortigen Verhältnisse, die ihn auch zwangen, den Realschulen und Realgymnasien mehr zuzugestehen, als er sonst gethan hätte. Doch war der Widerstand des im

Digitized by Google

Besitz befindlichen Alten, des Latein, zu groß, während die Reformer die Zugeständnisse als bloße Abschlagszahlung gelten ließen. Dadurch entstanden Bonitz viele Widerwärtigkeiten, weshalb er in den späteren Jahren vielfach über Erfolglosigkeit und Mangel an Anerkennung für seine amtliche Thätigkeit sich beklagen musste, für die er nur im freundschaftlichen Verkehr mit Männern wie Mommsen, Kirchhoff, später auch Vahlen Zeller u. a. Trost fand.

In dieser letzten Zeit seines Lebens konnte Bonitz, wie er Gomperz [169]) versichert hat, nicht einmal von den wissenschaftlichen Leistungen anderer Kenntnis nehmen; von eigenen konnte keine Rede sein. Da er seiner Verpflichtung, als Akademiemitglied zeitweilig eine Arbeit zu liefern, nicht nachkommen konnte, erbat sich der gewissenhafte Mann seine Entlassung aus dem Akademieverbande, die ihm jedoch nicht gewährt wurde. Dennoch ruhte seine literarische Thätigkeit nicht ganz; außer einem Aufsatz zu Platons Phädon in den Berliner Monatsberichten 1878 gehört hieher die 3. Auflage seiner „Platonischen Studien“ 1886, die hier nahezu auf das Doppelte des ursprünglichen Umfanges anwuchsen und seine Freunde durch die unverminderte Geistesfrische erfreuten.

Bei Gelegenheit seines 70. Geburtstages wurden ihm von der Akademie der Wissenschaften, sowie aus Schulkreisen ehrende Ovationen gebracht; von der Betheiligung Österreichs an dieser Feier wurde bereits gesprochen.

Im Herbste 1887 zeigten sich bei Bonitz in einer plötzlich auftretenden Gedächtnisschwäche die ersten Spuren eines beginnenden Gehirnleidens, das ihn im weiteren Verlaufe nöthigte, am 1. April 1888 seinen Abschied zu nehmen. Es war ein trauriger Anblick für seine Freunde, die ihn in der letzten Zeit aufsuchten, den Mann, dessen Geistesschärfe sie früher bewundert hatten, nunmehr gerade von einem solchen Leiden heimgesucht zu sehen. Es fehlte aber Bonitz auch nicht an Momenten, wo er frischer war, so dass er seinen Zustand genau kannte, und am letzten Abend gab er dem Arzte, der sich mit den Worten „Also auf Wiedersehen morgen früh!“ verabschiedete, die Antwort: „Hoffentlich nicht“. [170]) Sein Wunsch gieng in Erfüllung: am 25. Juli 1888 erlöste ihn der Tod, den er herbeigesehnt hatte, von seinen Leiden.

Wir haben im Vorstehenden versucht ein Bild von Bonitz' umfassender Thätigkeit und seiner Bedeutung als Lehrer und Forscher zu entwerfen. Wenn wir am Schlusse seiner literarischen Wirksamkeit noch einige Worte widmen, so geschieht dies, weil darin auch für jene, die ihn nicht kennen gelernt und welche die nachhaltigen Spuren seiner Bemühungen um He-

Digitized by Google

bung des Studienwesens nicht empfunden haben oder nicht beurtheilen können, weil ihnen der Maßstab der Vergleichung fehlt, seine wissenschaftliche Bedeutung und sein Charakter deutlich erkennbar ist. „Der berühmte Sohn Langensalzas“, sagt Gomperz [171]), „war sicherlich einer der größten Philologen einer Zeit, der es an großen Philologen nicht gefehlt hat. An Gelehrsamkeit mochte er manch einem geringeren nachzustehen scheinen, vornehmlich darum, weil ihm jeder Wissensprunk ebenso fremd war, wie die Kunst über die Grenzen seines Könnens einen täuschenden Nebel zu verbreiten.“ In seinen Schriften zeigen sich nach Haupt [172]) überall „dieselbe Einfachheit der Anschauung, dieselbe Klarheit der Beweisführung, dasselbe Festhalten des Nothwendigen und Wesentlichen, dasselbe Verschmähen des Entbehrlichen, dieselbe Sicherheit streng erwiesener Sätze, dieselbe Vorsicht den zweifelhaften und ungelösten Räthseln gegenüber; dasselbe ehrliche Bekenntnis, dass die Lösung noch ungefunden sei.“ Bonitz' Arbeiten vermehren deshalb, wie Hartel [173]) bemerkt, nicht nur unsere Kenntnisse und sichern unser Wissen, sondern sie wirken auch durch dieses ethische Element reinigend und erziehend. Es offenbart sich durchaus in seinen Schriften und in seinem Stil sein Wesen, dessen Kern, „vom Untergrund selbstloser Gediegenheit abgesehen, ein eigenartiger Verein von lauterstem Wahrheitssinn, kräftigem Willen und kluger Bedächtigkeit“ bildete. So werden wir auch hierin an den Genossen seiner erfolgreichsten Wirksamkeit, an Franz Exner, erinnert und wir dürfen wohl diesen Abschnitt, der beiden gewidmet ist, mit den Worten schließen, die der Sänger des Waldviertels, Robert Hamerling [174]), dem Überlebenden gewidmet hat, da sie aufs schönste den Dank der Schüler zum Ausdruck bringen, als die sich heute alle betrachten, die den Segen ihres Wirkens erfahren haben:

„In erstarkten Seelen
Treu hüten sie, was sie geschöpft aus Dir,
Und nicht hüten sie minder
In eingedenkem Geist
Was noch viel köstlicher ist: eines Mann's Gedächtnis,
Der Tausenden voran als ein hochragendes Bild
Des aufopfernden Thuns erglänzt. Und reicher Gewinn
Ist solch ein Bild, und zu ihm aufzublicken,
Es erquickt, denn schlaff ist die Zeit,
Nachtrachtend der Muße nur, dem Genuss. Auf die Deinen,
Du Edler, blick' und wisse,
Sprosst auch halb nur empor manche Saat
All den Besten: eine doch reift ihnen gewiss,
Die mild sie gesä't: treuer Dank.
Wem blüht sie so reich wie Dir? Verschmähe sie nicht!

Digitized by Google

Anmerkungen.

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Vgl. „Mittheilungen aus den Universitätsacten“ (vom 12. März bis 22. Juli 1848) von Dr. K. Heintl (Wien, Sommer, 1848. 8°.), S. 6, Nr. 10.
2. Mit Erl. vom 9. April 1848, werden alle Länderchefs aufgefordert, alle Eingaben, welche früher an die St. H. C. gerichtet wurden, nun an das Ministerium des öffentlichen Unterrichts zu richten. Heintl, S. 22, Nr. 28
3. Es waren dies die Hofräthe Meschutar, Schönaich, Beck, Gollmayer, Zenner und Regierungsrath v. Well.
4. Z, $\frac{163}{\text{M. I.}}$ vom Jahre 1848, vgl. $\frac{2332}{550}$, St. H. C.
5. M. E vom 10. Mai, vgl. Heintl, S. 37 f., und vom 10. Juni.
6. Vgl. Heintl, S. 10 f.
7. Vom 6. April, vgl. Heintl, S. 16 f.; hieher gehört auch M. E. vom 22. April.
8. Vom 18. Mai, vgl. Heintl, S. 46 f.
9. Vom 6. Juli, vgl. Heintl, S. 79, Nr. 128.
10. Vgl. M. E. vom 4. April 1848, das Concept von Sommarugas Hand.
11. Vgl. (Feuchtersleben) „Wiener Zeitung“ vom 17. December 1848.
12. Von seiner eigenen Theilnahme an der Leitung des Unterrichtswesens sagt er, dass sie „bezweckte, die veralteten Einrichtungen durch Benützung der bewährtesten Vorbilder zu verbessern, dem Lehrkörper frische Kräfte zuzuführen, den Geist und Eifer der Studierenden zu beleben und durch Unterstützung wissenschaftlicher Anstalten und Bestrebungen ein festeres Anschließen derselben an die Regierung zu erzielen.“ (Handschriftlicher Nachlass, Wien 1863, S. 200).
13. Den Eifer, mit dem sich Sommaruga, der erst den ganzen, neuen Organismus in Gang bringen musste, der Unterrichtsangelegenheiten annahm, bezeugen die Acten, von denen eine große Zahl von ihm selbst concipiert sind. Über seine Thätigkeit als Unterrichtsminister gibt am besten Auskunft die Zusammenstellung des damaligen Vicedirectors der philosophischen Studien, späteren Kanzleidirectors der Wiener Universität Karl v. Heintl (vgl. Anm. 1).
14. Abgedruckt von Hebbel in seiner biographischen Skizze Feuchterslebens (Schriften, Bd. VII, S. 302 f.).
15. Ähnlich spricht er sich darüber in seiner schönen Autobiographie aus, die im Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Wien 1853, S. 55—69, erschienen ist (vgl. bes. S. 64 ff.).
16. Bei Hebbel, S. 306 ff.
17. Bei Hebbel, S. 330 ff.
18. Vgl. die schöne Charakterstudie von Necker im „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft“, Bd. III (1893), S. 61 ff.
19. „Ernst Freiherr v. Feuchtersleben“. Grenzboten 1850. I. S. 312 ff. Die im Text citierte Stelle wurde mitgetheilt, weil sie richtig scheint, nicht weil der Autor als Gewährsmann in Betracht kommen kann; denn, wie ich einem knapp vor Abschluss

Digitized by Google

der Correctur mir durch Zufall in die Hände gekommenen Actenstück entnehme, ergibt sich auf Grund einer von Feuchtersleben selbst über Aufforderung des Ministeriums am 24. Februar 1849 abgegebenen Äußerung, dass die Darstellung Ebelings in den Hauptpunkten auf völliger Unwahrheit beruht. Feuchtersleben weiß nichts von einer geschehenen Zuziehung zur Berathung der Studien-Reorganisation und von einer eröffneten Aussicht, im Ministerium des Unterrichts bei dem Departement des Gymnasialwesens unmittelbar verwendet zu werden und bemerkt schließlich, über die Verhältnisse und den Charakter Ebelings weitere Auskünfte nicht geben zu können, „da zu einem genaueren Verkehre mit ihm, der sich nur in einigen kurzen Besuchen vorstellte, keine Gelegenheit war." (Min.-Act 1423 vom 27. Februar 1849.) — Da der Bericht Ebelings auch sonst benützt worden ist und da er, wenn er auf Wahrheit beruhte, von größter Wichtigkeit wäre, musste dies ausdrücklich hervorgehoben werden.

20. „Das neue Ministerium des öffentlichen Unterrichtes in Österreich (Geschichtliche Skizze)", abgedruckt bei Hebbel, S. 347 ff.; das Manuscript liegt mir vor. Anführungen daraus werden ohne Quellenangabe gegeben,

21. In dem mir freundlichst zur Benützung überlassenen Manuscript der Fortsetzung seiner Denkwürdigkeiten, die in böhmischer Sprache in der Zeitschrift „Osvěta" erscheinen; der erste Theil ebenda 1891. Citate daraus sind mit: (Helfert, Ms.) bezeichnet.

22. Es war ein Missgriff; sie wurde 1854 wieder eröffnet, jedoch nach 1870 zum zweiten Male aufgelöst und mehrere ihrer vorzüglichen Lehrkräfte an die Wiener Universität versetzt. Es darf wohl auf die in neuerer Zeit auf die Reactivierung dieses Institutes wiederholt gerichteten Bemühungen hingewiesen werden. Vgl. auch Th. Puschmann, Gesch. d. medic. Unterrichts . . . Leipzig 1889, S. 457.

23. A. u. Vortrag vom 18., a. h. Entschließung vom 28. September; sie waren „noch in einem Alter, wo sie in der gewohnten Weise noch gut zehn und mehr Jahre wirken konnten." (Helfert, Ms.)

24. Ministerialact Z. $\frac{7746}{2085}$ vom Jahre 1848.

25. Abgedruckt bei Hebbel, S. 316 f.

26. Das sowohl für die damalige Verhältnisse in der Wiener medicinischen Facultät als für die Stimmung, in der sich Feuchtersleben infolge der Vorkommnisse befand, interessante Schriftstück befindet sich im Besitze Sr. Exc. Freih. v. Helferts.

27. „Wiener Zeitung" vom 17. Februar 1849, Nr. 41.

28. Sie ist mit dem im Text angeführten durchaus nicht erschöpft. Auch die Organisation des gymnastischen Unterrichtes, die Schaffung eines eigenen ministeriellen Organes, einer Universitäts- und Gymnasialzeitschrift beschäftigen ihn. Ganz besonders zu erwähnen ist jedoch ein weitausgreifender Plan der Gründung eines naturwissenschaftlichen Institutes, der geradezu großartig genannt werden muss. Es sollten die vorhandenen naturwissenschaftlichen Sammlungen vereinigt und ein Institut geschaffen werden, das für die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse von außerordentlicher Bedeutung hätte werden müssen. An dem Institute sollten Vorlesungen und Vorträge von bedeutenden Fachmännern gehalten und dadurch für die Bedürfnisse aller Schulgattungen vorgesorgt werden. Unter den Schriften Feuchterslebens findet sich ein von Professor Brühl ausgearbeiteter Plan dieses Institutes, von Feuchtersleben selbst Entwürfe von Kostenvoranschlägen und einem Vortrag an den Kaiser. Kurz, alles scheint zur Durchführung der großen Schöpfung fertig gewesen zu sein, als die Ereignisse des 6. October hier wie sonst im Wirken Feuchterslebens „schneidend" dazwischen traten.

Digitized by Google

29. Dieser erste und letzte „Minister für Bergwesen“ in Österreich hat sich auch um manche Zweige des Unterrichtswesens bleibende Verdienste erworben, so durch die Gründung der geologischen Reichsanstalt, die heute dem Unterrichtsministerium, sowie der Bergakademien in Leoben und Přibram, die dem Ackerbauministerium untergeordnet sind.

30. Von wichtigeren Erlässen dieser Zeit seien hervorgehoben: M. E. vom 4. December 1848 über die Gleichberechtigung der Nationalitäten in Bezug auf die Unterrichtssprache rücksichtlich der polnischen und ruthenischen Sprache („Wiener Zeitung vom 21. Jänner 1849, Nr. 18); vom 11. December 1848, Z. 8309, womit zur Normierung des Verfahrens bei Wiederbesetzung erledigter Lehrkanzeln an den höheren Lehranstalten eine provisorische Anordnung getroffen, die Abhaltung der Concursprüfungen für die Wiederbesetzung von Lehrstellen von der Regel zur Ausnahme gemacht und selbst für diesen Fall zweckentsprechend geregelt wurde; vom 18. December 1848, Z. 8168, durch welchen die älteren Privatdocenten Eintritt in den leitenden Lehrkörper und „die Leitung der österreichischen höheren Lehranstalten in einer freieren Weise geordnet wurde, als dies bei irgend welchen auswärtigen der Fall ist“; vom 19. December 1848, Z. 8175, durch den das Institut der Privatdocenten, „eine Lebensbedingung der höheren Lehranstalten“, eine zweckentsprechende Einrichtung erhielt; vom 5. Jänner 1849, Z. 108, über die Stellung, Pflichten und Rechte der Privatdocenten an Lehranstalten, welche Lehr- und Lernfreiheit genießen; vom 26. Mai 1849, Z. 3173, womit auf Grundlage der a. h. E. vom 12. Mai 1848 und der bestehenden Schulgesetze Anordnungen zur Abstellung von eingeschlichenen Misständen bei den Volksschulen in Wien und zur Regulierung derselben getroffen werden, insbesondere das Minimum der Gehalte der Lehrer und Gehilfen mit einer bestimmten Ziffer provisorisch angenommen wird; endlich vom 9. Juni 1849, Z. 4404, über den Unterricht in der Landwirtschaft, dem Forst-, Berg- und Hüttenwesen und Grundzüge über die Competenz der Ministerien des öffentlichen Unterrichtes und für Landescultur und Bergwesen in Bezug auf den landwirtschaftlichen, forst- und bergmännischen Unterricht („Wiener Zeitung‘ vom 20. Mai, Nr. 145). Über die Thätigkeit des Ministeriums in dieser Zeit, „dessen Geschäftsführung bei der getheilten Berufsthätigkeit des Ministers und Unterstaatssecretärs hauptsächlich in der Hand des gefeierten Herbartianers Min.-Rath Exner lag“, vgl. auch Helfert, Geschichte Österreichs vom Ausgange des Wiener Octoberaufstandes 1848. III. S. 409 f.

31. Mit a. h. Entschließung vom 28. Juli erfolgte die Vereinigung der Cultusangelegenheiten mit dem Ministerium des öffentlichen Unterrichtes (R. G. Bl. 1849, Nr. 371).

32. „Wiener Zeitung“ Nr. 179 vom 29. Juli 1849.

33. „Vaterland“ Nr. 350 vom 19. December 1888.

34. Es darf wohl hier angemerkt werden, dass Graf Leo Thun seine Sorgfalt stets auch den Bildungsbedürfnissen der Akatkoliken zuwandte, indem er vieles nicht nur zu Gunsten der evangelischen, sondern auch zur Hebung der israelitischen Schulen verfügte. Er wandte der Besserung des Religionsunterrichtes sein Augenmerk zu und beseitigte eine Anzahl beschränkender Bestimmungen für das Studium der Israeliten. So wurde mit M. E. vom 7. Jänner 1850 der Grundsatz ausgesprochen, dass bei Einreihung der Gymnasialschüler in die Kategorie der Vorzüglichen zwischen Christen und Juden hinsichtlich der Religionsclasse kein Unterschied zu machen sei; mit M. E. vom 14. Jänner 1850 das Verbot der Prüfungen von

Digitized by Google

Israeliten aus dem Kirchenrechte und der Ausstellung von diesfälligen Frequentationszeugnissen an selbe aufgehoben u. a.

35. So schrieb Graf Thun, als er in der Augsburger Post-Zeitung wegen der Ernennung Joseph Ungers zum Professor in Prag 1853 angegriffen wurde, einen Aufsatz, in welchem er darauf hinwies, welche wissenschaftliche Anerkennung sich Unger durch seine Arbeiten in Deutschland errungen, und dass es doch eigenthümlich sei, dass Wiener Correspondenten, die Gegner von Berufungen ausländischer Gelehrter nach Österreich, einen inländischen Gelehrten zu verdächtigen suchen. Die Berufung Ungers, schließt er, sei ein Beweis, dass die österreichische Regierung hoffnungsvolle inländische Talente zu ermuthigen sich angelegen sein lasse. Der von Thun geschriebene Aufsatz befindet sich im Besitze Seiner Excellenz Baron Helferts; ob und wo er erschienen ist, konnte ich bis nun nicht ermitteln.

36. Vgl. Helfert, Österr. Jahrbuch 1891, S. 144.

37. Vgl. die interessante Stelle in dem Briefe des Jugendfreundes Leo Thuns, Dr. Helmingers, bei Helfert, Österr. Jahrbuch 1891, S. 161.

38. „Grenzboten“ 1850, I., „Der k. k. Unterrichtsminister Leo Graf Thun“, S. 25 ff. Der Aufsatz ist gezeichnet mit M. (Dr. Joh. Maria Pinkas?)

39. Es sind drei große Aufsätze im Österreichischen Jahrbuch: 1. Graf Leo Thun, Lehr- und Wanderjahre. Größtentheils nach Briefen und handschriftlichen Aufzeichnungen 1891, S. 123—212; 2. Graf Leo Thun im kaiserlichen Justiz- und Verwaltungsdienste, 1892, S. 84—166, und 3. Graf Leo Thun in Galizien, 1893, S. 57—146. Es darf hier wohl der Wunsch ausgesprochen werden, dass diese ebenso trefflich als fesselnd geschriebenen Aufsätze ihre Fortsetzung wenigstens bis zum Ausscheiden Thuns aus dem Ministerium fänden, wozu niemand berufener wäre als Helfert, und zusammen in Buchform erschienen. Man muss dies umsomehr wünschen, als Thun bis jetzt eine selbständige Darstellung noch nicht gefunden hat; der kleine Aufsatz (von Maurice Herczegy): „Esquisse historique sur le ministre de l'instruction publique et des cultes à Vienne M. le Comte Leo Thun, Paris 1859, 8°. 13 S., hat wohl das Verdienst, Frankreich mit Thun bekannt gemacht zu haben, enthält aber nicht mehr als einen journalistischen Artikel, der obendrein in den wenigen Blättern eine Anzahl fehlerhafter Angaben enthält. Der Umstand, dass die eingehende Darstellung Helferts, da sie bis nun nicht selbständig erschienen, nicht so verbreitet ist, wie sie es verdiente, wird die verhältnismäßige Ausführlichkeit, mit der hier die Lebensgeschichte Thuns gegeben wird, wohl entschuldigen. Da meine Darstellung meist ganz auf Helfert fußt, glaubte ich ihn nicht überall citieren zu müssen, wo es geschieht, bezeichnet der Kürze halber „Helfert I., II., III.“ die Reihe der genannten Aufsätze.

Für die Genealogie und Geschichte der Familie Thun sei auf die ausführliche Darstellung bei Wurzbach, Bd. XLV, S. 1—0 verwiesen.

40. Leopold v. Hasner, Denkwürdigkeiten, S. 48. Auch sonst spricht Hasner mit großer Wärme von dem Grafen Thun als seinen „Wohlthäter“, dem er auch die Ernennung zum Professor in Prag verdankte, man vgl. S. 51 und besonders S. 76. — Zur Ergänzung dieser Schilderung mögen noch einige Sätze aus dem schon Anm. 34 citierten Briefe Helmingers hier eine Stelle finden. Thun hatte sich in einem Briefe einen „bloßen Verstandesmenschen“ genannt; darauf erwidert Helminger: „Nein, lieber Leo, für einen trockenen, dürren Verstandesmenschen, wie Sie sich ausdrücken, habe ich Sie niemals gehalten und werde Sie auch nie dafür halten. Wem Sie einmal treuherzig die Hand drückten und ihm mit

Digitized by Google

einem jener Ihnen ganz eigenen innigen Blicke ins Auge sahen, mit einem Blicke, der, wie soll ich ihn beschreiben, finster unter Ihren dunklen Brauen hervorzukommen scheint, und doch nur deswegen finster ist, weil er aus der tiefsten Tiefe des Herzens kommt, der, lieber Leo, muss Sie für einen innigen, tief und warm fühlenden Menschen halten. Glauben Sie mir, lieber Leo, ein solcher Händedruck und ein solcher Blick spricht mehr als hundert gefühlvolle Worte.“ Die Liebenswürdigkeit Thuns, die nicht viel Worte machte, aber durch warme Empfindung rasch und dauernd fesselte, wird auch sonst gerühmt, und besonders seine feine Art hervorgehoben, Wünsche zu errathen, ohne dass sie ihm vorgetragen wurden.

41. Näheres über ihn bei Wurzbach, Bd. XLV, und Helfert, I., S. 128 f.

42. Bekannt als hervorragender Förderer der Kunst, vom 8. October 1853 bis 1861 als Ministerialrath und Kunstreferent im Unterrichtsministerium. Näheres über ihn bei Wurzbach, Bd. XLV, und Helfert a. m. O.

43. Betrat die diplomatische Laufbahn und war später Gesandter in Stockholm, München, Berlin und Petersburg; im Jahre 1863 schied er aus den kaiserlichen Diensten und wurde 1879 als erbliches Mitglied ins Herrenhaus berufen. Sein Sohn Franz ist der jetzige Statthalter in Böhmen. Das Nähere über den Grafen Fritz bei Wurzbach, Bd. XLV, und Helfert a. m. O.

44. II., S. 159 ff.

45. Über seine Wahrnehmungen, die Gebrechen im amtlichen Geschäftsgang betrafen, und ihre Abstellung führte er ein besonderes Buch. Vgl. Helfert, II., S. 113.

46. Helfert, I., S. 184 ff. Für das Interesse, das Thun diesen Abenden bei Exner entgegenbrachte, zeugen seine Briefe an Exner. So schreibt er ihm am 26. September 1844 aus Dresden, dass er auf zwei Tage nach Prag komme und es ihn sehr freuen würde, Exner und einige der übrigen Herren, mit denen er so manchen angenehmen Abend verbracht habe, „zu sehen, und nach langer Zeit wieder einmal Einiges darüber zu hören, was in Prag in Beziehung auf geistige Bestrebungen vor sich geht.“

47. James Hope trat später mit Manning (dem nachmaligen Cardinal) und anderen Gesinnungsgenossen infolge des sogenannten Oxford movement aus der anglicanischen Kirche aus und zur katholischen über. Helfert, I., S. 149, Anm., und II., S. 96.

48. II., S. 140.

49. Einen bezeichnenden Vorfall in der Wiener „Concordia“ bei einem Festmahl zu Ehren des Dichters Karl Egon E b e r t erzählt Helfert, II., S. 146.

50. In dem Handschreiben an den Grafen Inzaghi wurde als seine Aufgabe bezeichnet: „dass derselbe, mit der Amtsgewalt Meiner vereinigten Hofkanzlei versehen, im Lande selbst persönlich wirksam auftreten, alle zur Beruhigung der Grundbesitzer und Unterthanen erforderlichen Maßregeln in Übereinstimmung und Zusammenhang bringe, für die kräftige, möglichst schnelle Vollziehung der diesfälligen öffentlichen Anordnungen Sorge trage, außerdem aber darauf einwirke, dass die als angemessen erkannten organischen Einrichtungen und Verbesserungen der wahrgenommenen Mängel in der politischen Verwaltung schnell und vollständig ermittelt, gewählt und vorbereitet, und endlich zweckmäßig dargeführt werden.“ Helfert, III., S. 67 f.

51. Die Ausarbeitung des Systemal-Operates wurde ihm zugewiesen. Helfert, III., S. 95.

Digitized by Google

52. Gest. 20. November 1840. Näheres über ihn und über den Einfluss, den der Clamsche Familienkreis, besonders die geistvolle Gräfin, geborene Lady Selina Meade, Tochter Lord Guilfords, deren Wesen auf ihn „einen starken moralischen Eindruck" machte, auf Leo Thun ausübte, bei Helfert, I., S. 196—201.
53. III., S. 100.
54. Das Nähere über diese Missionen und den Gang der Ereignisse bei Helfert, III., S. 126 ff.
55. Wurzbach, Bd. LV, S. 55.
56. Vgl. Grenzboten 1850, I., S. 27 ff., die auch im Folgenden benützt wurden, und Wurzbach a. a. O.
57. Sie folgte dabei dem Drucke, den der Wiener Sicherheitsausschuss auf sie ausübte.
58. Nach freundlicher Mittheilung S. E. Baron Helferts.
59. Sie erschienen in böhmischer und deutscher Sprache: „Offenes Schreiben an den Herrn Johann Slavik, Prager Bürger, in Betreff der Ereignisse in der Pfingstwoche 1848" (Prag 1849, 8°., Credner), und „Nachtrag zum Offenen Brief an . . ." (Prag 1849).
60. „Betrachtungen über die Zeitverhältnisse, insbesonders im Hinblicke auf Böhmen" (Prag, 1849, 8°, Calve). Der böhmische Titel lautet: „Úvahy o nynějšich poměrech hledíc k Čechum". Durch die Angabe auf dem Titelblatte der deutschen Ausgabe „aus dem Böhmischen" wird ausgedrückt, dass die Schrift, die die Berechtigung der nationalen Forderungen beweisen wollte, sich zunächst und vornehmlich an die slavischen Landsleute wenden sollte, um ihnen die Grenzen der nationalen Forderungen zum Bewusstsein zu bringen, deshalb wurde sie böhmisch geschrieben. „Offen muss ich zwar bekennen, heißt es in dem Vorwort, dass ich der böhmischen Sprache nicht hinlänglich Herr bin, um dies ohne fremde Hilfe auszuführen. Lieber habe ich mich aber der Demüthigung unterzogen, freundliche Hilfe — was die Sprache anbelangt — anzunehmen, als dass ich von meinem Vorsatze abgestanden wäre, diese Schrift ursprünglich böhmisch erscheinen zu lassen; denn wo es sich um Interessen der Nationalität handelt, da übt die nationale Sprache einen wundersamen Einfluss auf die Klarheit und Genauigkeit der Gedanken . . ." Den Geist der Schrift möge man aus folgenden Sätzen erkennen: „Uns erscheint die Nationalität als eines jener Interessen, auf welche der Staatsgewalt gar kein Einfluss zusteht. Nationalität ist die Sympathie, die zwischen Stammgenossen besteht, die Anhänglichkeit an ihre Sprache und Sitten, und das Bestreben, in ihren Formen Antheil zu nehmen an allem, was die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechtes bietet. So wenig die Staatsgewalt sich anmaßen sollte, zu entscheiden, wo in der Wissenschaft die Wahrheit liegt, oder welche Religion die beseligendste ist, ebensowenig sollte sie Partei nehmen für eine oder die andere nationale Form, in der die Cultur des Menschengeschlechtes sich bewegt." (S. 21 f.) Nicht die nationalen Bestrebungen kann er als etwas Vorübergehendes ansehen, auch erscheint es ihm nicht unnatürlich, „dass ein Gefühl, das sich auf alle und vornehmlich auf die geistigen Interessen ganzer Volksstämme bezieht, politische Bedeutung gewinnt". „Nur in der ausschließlich politischen Richtung der Nationalitäten sehen wir das Vorübergehende der gegenwärtigen Erscheinungen" (S. 25), und er zeigt, wie schädlich es ist, nationale Fragen als ausschließlich politische zu behandeln. So richtig die Forderung nach Gleichberechtigung ist, so unvernünftig erscheint es ihm, wenn in allem und jedem unverzüglich factische Gleichstellung verlangt wird (Capitel III). „Wo immer es sich um

Digitized by Google

wirkliche Rechte handelt, da gelte gleiches Recht ... Wo es sich nicht um Rechte, wohl aber um Förderung öffentlicher Interessen handelt, da werde die Sache gefördert, so wie es eben ihren eigenthümlichen Verhältnissen am besten zusagt, also nicht immer in der Weise, „wie ein ähnliches Interesse derjenigen, die eine andere Sprache sprechen“. (S. 55 f.) Das dürfte genügen, um zu zeigen, dass diese gehaltvolle Schrift in unserer Zeit des heftigen Nationalitätenkampfes, der alle öffentlichen Verhältnisse beherrscht, unvermindertes Interesse verdient. Sie enthält aber auch gleichsam das Programm, mit welchem Thun in dieser Frage ins Ministerium eingetreten ist, das seine Haltung als Minister erklärt.

61. „Wiener Zeitung“ Nr. 179 vom 29. Juli 1849.

62. Die für die Organisation der verschiedenen Zweige des Unterrichtswesens bedeutsamsten fallen in die erste Zeit der Ministerschaft Thuns, so lange Exner und Bonitz ihm zur Seite standen. Als jener ihm durch den Tod entrissen, und dieser seines Einflusses infolge der Zeitumstände beraubt war, stockte das Werk. Zum internen Amtsgebrauch wurde eine Normaliensammlung angelegt, über die ein Repertorium unter dem Titel: Hauptrepertorium über die Normalvorschriften in Unterrichtsangelegenheiten aus den Jahren 1848—62 (Wien 1864, Staatsdruckerei) gedruckt vorliegt. Die in dem allgemeinen Reichsgesetz- und Regierungsblatte veröffentlichten hat Ignaz Kankoffer in seinem „Handbuch der Patente, Gesetze und Verordnungen, welche für Cultur und Unterricht vom 2. December 1848 bis Ende December 1854 ... erschienen sind“ (Wien 1855, Mechitaristen-Buchhandlung), bearbeitet. Die auf Gymnasien sich beziehenden hat Tim. Ant. Mătauschek in seinem „Normalien-Nachschlagebuch für Lehrer und Directoren der Österreichischen öffentlichen Gymnasien“ (Prag 1857, Bellmann) zusammengetragen. Für Gymnasien und Realschulen findet man die historisch wichtigsten und derzeit noch bestimmenden in den „Normalien“ von Marenzeller, die auf die Universitäten bezüglichen in der Sammlung von Thaa-Schweickhardt.

Ein kurzer Überblick der wichtigsten Erlässe und Verordnungen möge genügen, um von dem Umfange der Thätigkeit Thuns als Unterrichtsminister und von der Raschheit, mit der das Werk der großen Unterrichtsreform durchgeführt wurde, eine ungefähre Vorstellung zu erwecken.

A. Die Hochschulen betreffend: 1. Universitäten. Vom 30. September 1849, Z. 6798, provisorisches Gesetz über die Organisation der Akademischen Behörden; vom 21. September 1849, Z. 6656, Einrichtung der philologischen Seminare; vom 13. October 1849, Z. 7215, A. h. genehmigte neue Studienordnung für die juridische, medicinisch-chirurgische und philosophische Facultät für 1849—50, provisorische Disciplinarordnung; Einführung von Collegiengeldern; vom 28. October 1849, Z. 7657, provisorische Vorschrift über die künftige Regulierung der Gehalte und des Vorrückungsrechtes an den Universitäten; vom 5. December 1849, Z. 8474, Verbot des Besuches von Universitätsvorlesungen durch Gymnasialschüler; vom 27. December 1849, Z. 8432, Verordnung über die Vornahme von Prüfungen aus lebenden Sprachen durch die vom Staate bestellten Lehrer desselben an Universitäten mit jedem sich hiezu Meldenden; die Ausstellung der diesfälligen Zeugnisse, die Prüfungstaxe und deren Vertheilung; vom 13. Jänner 1850 Grundsätze für die Reorganisierung des Unterrichtswesens im lombardisch-venetianischen Königreiche und provisorische Vorschrift über die Besetzungsart dort erledigter Lehrkanzeln; vom 30. Juni 1850, Z. 3573, A. h. Genehmigung der Anträge der bischöflichen Versammlung vom Jahre 1849 hinsichtlich der Regulierung der

Digitized by Google

theologischen Studien an den Facultäten und den Diöcesan- und Klosterlehranstalten; vom 30. Juli 1850, Z. 6241, provisorisches Gesetz über die Vornahme der Staatsprüfungen für Studierende der Rechts- und Staatswissenschaften (1. Mai 1852, Z. 4142, endgiltige Anordnungen); vom 8. October 1850, Z. 8425, Ordnung des Studienwesens und Erlassung der Disciplinarordnung für die evangelisch-theologische Facultät in Wien; vom 1. October 1850, Z. 8214, A. h. genehmigte allgemeine Anordnung über die Facultätsstudien an den Universitäten; vom 19. Jänner 1850, Z. 576, provisorische Anordnung zur Herstellung der Gleichförmigkeit in der Dauer der zwei Semester des Studienjahres und in der Aufnahme der Studierenden; vom 3. October 1850, Z. 8331, die Einrichtung des philologisch-historischen Seminars in Wien; vom 4. October 1850, Z. 8215, A. h. genehmigte provisorische Vorschrift über die Rechtsakademien in Ungarn; vom 19. November 1854, Z. 16363, die Gründung einer Schule für österreichische Geschichtsforschung.

2. Die technischen Institute betreffend: Vom 7. October 1849, Z. 7036, Einführung des Vorbereitungsjahres (am polytechnischen Institute), Aufnahmsbedingungen, Lehrgegenstände und Lehrpersonale; vom 20. December 1849, Z. 9251, Weisungen zur Vermeidung eines ungerechtfertigten Übertrittes aus den Vorbereitungsstudien in die technischen Studien; vom 18. October 1849, Z. 7196, Ausdehnung der provisorischen Habilitierungsvorschrift vom 19. December 1848, Z. 8175, auf das technische Institut in Prag; vom 21. October 1849, Z. 7385, Bewilligung zur Vornahme einer Aufnahmsprüfung (am polytechnischen Institute) für Individuen ohne die gesetzlichen Vorstudien behufs ihrer Zulassung zu den technischen Studien und Bedingungen hiezu; vom 12. November 1849, Z. 8142, Instruction für die Directoren, Disciplinarvorschriften für die Studierenden (zunächst für das polytechnische Institut, dann durch weitere Erlässe auf die anderen technischen Institute ausgedehnt); vom 29. November 1850, Z. 10148, Verbot des Übertrittes von der Realschule in den Vorbereitungsjahrgang mit theilweiser Umgehung der Realschule, Weisungen wegen Ablegung von Prüfungen zur Erlangung eines beglaubigten Prüfungszeugnisses durch die ordentlichen Schüler der technischen und commerciellen Abtheilung; wegen der Aufnahme und Prüfung außerordentlicher Schüler u. s. w.

B. Die Mittelschulen betreffend: Vom 30. August 1849, Z. 5880, provisorisches Prüfungsgesetz für Lehramts-Candidaten und Übergangsbestimmungen; vom 16. September 1849, Z. 6467, Hinausgabe der Exemplare des Organisationsentwurfes; Weisung wegen deren Benützung und Aufforderung zur Äußerung hierüber; mit A. h. E. vom 16. September 1849 wurde der mit a. u. Vertrag vom 12. September, Z. $\frac{6357}{111}$, vorgelegte O.-E. zur Kenntnis genommen (M.-E. vom 16. September, Z. $\frac{6515}{144}$). Gleichzeitig ergieng ein Schreiben an den Statthalter von Böhmen wegen Errichtung einer böhmischen Realschule in Prag; vom 24. November 1849, Z. 8799, wonach einige §§ des O.-E. sofort eingeführt wurden und Weisungen hierüber; vom 23. Jänner 1850, Z. 1076, Errichtung einer provisorischen Landesschulbehörde in Böhmen auf Grund des A. h. E. vom 24. October 1849; vom 24. Jänner 1850, Z. 9569, ex 1849, Verbot der Ertheilung des Privatunterrichtes durch solche Lehrer, deren Gehalt aus öffentlichen Fonds bestritten werden, in den sogenannten Nachstunden und Zusicherung einer Gehaltszulage; vom 21. April 1850, Z. 2232, A. h. E. vom 15. März 1850, betreffend die Aufhebung des dem

Digitized by Google

Studienfonds zustehenden ausschließlichen Privilegiums der Drucklegung von Gymnasiallehrbüchern und die Vorschriften über den ferneren Verlag und Verschleiß derselben; vom 27. Juni 1850, Z. 5248, provisorisches Gesetz über den Privatunterricht; vom 24. October 1832, Z. 11069, Norm für den Vorgang bei Beantragung von Lehrbüchern für den Unterrichtsgebrauch; vom 16. December 1854, Z. 1432 (C. U. M.), A. h. Genehmigung der bisherigen Organisation, Lehrmethode und Einrichtung der Gymnasien (des „Organisations-Entwurfes").

C. Nautische Schulen: Vom 10. October 1849, Z. 6709, Errichtung von nautischen Schulen in Dalmatien und Istrien, Organisationsplan und Activierung derselben; vom 4. October 1852, Z. 7609, A. h. E. über die Reorganisierung des nautischen Unterrichtes . . .

Über die Thätigkeit Graf Thuns und Helferts auf dem Gebiete des Volksschulwesens vgl. Ficker im „Berichte über Unterrichtswesen aus Anlass der Wiener Weltausstellung 1873", Band I, S. 37—42.

63. Der wichtige Vortrag vom 12. Februar 1851, A. h. E. vom 2. März 1851, ist vielfach abgedruckt worden, außer im Reichsgesetzblatt, jetzt am zugänglichsten in den „Normalien" für Realschulen S. XXIX.

64. Vgl. C. v. Lützow. Geschichte der k. k. Akademie der bildenden Künste, Wien 1873. S. 112 ff.; diese Umgestaltung wurde von dem Grafen Franz Thun, „diesem ausgezeichneten, für die Kunst in wahrer Begeisterung erglühenden Manne", durchgeführt.

65. Begeisterten und Begeisterung weckenden Ausdruck gab Graf Thun dieser „Idee, deren fortschreitende Verwirklichung er mit freudiger Theilnahme beobachte", in seiner Rede beim Festmahle anlässlich der Philologenversammlung in Wien 1858. Diese gehaltvolle Rede, die in ihrer Würdigung der Philologie und ihrer Schilderung der Gegenwart als einer „Zeit, in welcher die materiellen Interessen, großartige industrielle Unternehmungen und was sie zu fördern geeignet ist, einen noch nie gekannten Aufschwung genommen haben. Fast drohen sie, die Alleinherrschaft an sich zu reißen, und es fehlt nicht an solchen, die auch aus den Schulen alles zu verweisen geneigt wären, was nicht unmittelbar jener Richtung dienlich ist", — diese Rede, die classisch genannt zu werden verdient, weil sie auch heute noch unverminderte Bedeutung hat, erschien in der „Wiener Zeitung", in der (Augsburger) „Allgemeinen Zeitung", in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien". 1858, S. 717; sie wurde von Herczegy (vgl. Anm. 36) ins Französische übersetzt und wurde neuerdings von Egger-Möllwald in seiner Übersicht: „Die Wanderversammlung deutscher Philologen und Schulmänner", Wien 1893, Hölder, S. 35 ff., wieder abgedruckt. — In dem Bericht in den „Grenzboten" 1859 I., S. 181 f., heißt es: „In würdig einfacher Sprache hob er (Graf Thun) die Bedeutung der Philologie für die Gegenwart, die Bedeutung der Philologie für Österreich insbesondere hervor und schilderte die Vortheile, welche die methodisch ausgebildete deutsche Wissenschaft dem vielsprachigen Kaiserstaate und dieser mit seinen mannigfach noch unerforschten monumentalen Schätzen der Wissenschaft gewähren könne. . . Seine Rede ist . . . abgedruckt worden; aber freilich ließ sich dem Abdruck die Hauptsache nicht mittheilen, der Ton der Wahrheit, durch den das gesprochene Wort des Ministers in der Versammlung zündeten . . . die Bedenken kühlerer Momente verstummten in den Herzen der Festgenossen und machten ganz dem Hochgefühle Platz, das uns allemal ergreift, wenn wir einem rein auf ein würdiges Ziel gerichteten menschlichen Dasein begegnen."

66. A. h. Handschreiben vom 21. October 1860.

Digitized by Google

67. A. h. Handschreiben vom 20. October 1860.
68. Abgedruckt im „Vaterland“ Nr. 381 vom 20. December 1888.
69. In einem längeren Gedichte nach der Rückkehr von der großen Reise Weihnachten 1835, als Graf Leo in den praktischen Dienst eintrat, Helfert, I, S. 208—210, vgl. auch S. 173 f.
70. I. Karl Schenkl. Rede bei der Trauerfeier für Hermann Bonitz am 27. October 1888 im Festsaale der Universität Wien. Separatabdruck aus der Zeitschrift für österreichische Gymnasien. Jahrg. 1888. Heft XI. Wien 1888. 8°. 17 S.
II. Wilhelm v. Hartel. Bonitz und sein Wirken in Österreich. Vortrag, gehalten in der Sitzung der „Mittelschule“ vom 15. December 1888. Separatabdruck aus den Vereinsmittheilungen „Mittelschule“ in Wien. III. Jahrg. 1. Heft 1889. Linz 1889. 8°. 38 S.
III. Theodor Gomperz. Hermann Bonitz. Ein Nachruf. Separatabdruck aus Bursians Biographischem Jahrbuch für Alterthumskunde. Berlin 1889.

Diese Aufsätze werden in Folgendem nach den Separatabdrücken citirt. Dazu kommt besonders für die Berliner Zeit:

IV. Ludwig Bellermann. Zur Erinnerung an Hermann Bonitz, Vortrag, gehalten in der Berliner Gymnasiallehrer-Gesellschaft am 21. November 1888, in „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“ 1889 S. 50 ff. Der Separatabdruck (Berlin 1889) war mir nicht zugänglich; die unter dem Namen Bellermanns ohne Quellenangabe angeführten Stellen sind diesem Vortrag entnommen.

Eine kurze Selbstbiographie von Bonitz ist enthalten in Heidemann, Geschichte des grauen Klosters in Berlin, 1874; Stellen daraus sind ohne Quellenangabe angeführt.

Außerdem konnte ich ein Fragment, das die Biographie von Bonitz bis zu seiner Berufung nach Wien behandelt und von seinem Sohne, dem seither verstorbenen Dr. Eduard Bonitz im Jahre 1888, kurz nach dem Tode des Vaters, geschrieben wurde, sowie den reichen Nachlass von Briefen an Bonitz und manchen interessanten Entwürfen von Bonitz' Hand für meine Darstellung benützen.

71. I. Eine kurze Biographie in Brockhaus' Conversationslexikon, von Exner selbst auf Wunsch der Verlagsbuchhandlung am 8. April 1852 geschrieben.
II. Robert Zimmermann. Nekrolog. Dr. Franz Exner, k. k. österreichischer Ministerialrath im Ministerium für Cultus und Unterricht. Besonderer Abdruck aus dem Octoberheft 1853 der „Akademischen Monatshefte“, Würzburg 1853. 8°. 9 S.; bei dem geringen Umfang wurde von Quellenangaben abgesehen.
III. Ein Nekrolog im „Almanach der k. k. Akademie der Wissenschaften“. V. 1855, S. 91—100.
IV. Eine meisterhafte Skizze von W. v. Hartel in dem oben erwähnten Vortrag, S. 30—36.

Die Freunde Exners beabsichtigten, bald nach seinem Tode eine eingehende Biographie zu veröffentlichen; doch kam das Vorhaben nicht zur Ausführung. Nur zwei biographische Fragmente, das eine, von Mozart, die Jahre 1802—1831, das andere, von Blumfeld, die Zeit von 1824—1847 umfassend, sind vorhanden. Später wollte der Schwager Exners, Schulrath Wenzig, eine Biographie schreiben. Mir standen Briefe an und von Exner, Aufsätze und Aufzeichnungen Exners, die erwähnten Arbeiten von Blumfeld und Mozart, endlich das Actenmaterial zu Gebote. Die Jugendgeschichte beruht im wesentlichen auf den Ausführungen

Digitized by Google

Mozarts und Blumfelds, an einigen besonders bezeichnenden Stellen ist der letztere namhaft gemacht. Was sonst benützt wurde, ist an den betreffenden Stellen in den Anmerkungen angeführt worden.

72. Er stammte aus Dietenheim bei Stuttgart (geb. 1787) und war drei Jahre Adjunct der philosophischen Lehrkanzel in Wien, dann Professor der Philosophie am Lyceum in Graz. 1817 bewarb er sich um die Stelle in Wien und lieferte ein „prächtiges Elaborat, wodurch er seine Mitbewerber in hohem Grade übertraf“, da er „alle drei Fragen vollständig und mit vieler Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Klarheit beantwortete“. Mit a. h. Entschl. aus Hermannstadt vom 18. Sept. 1817 erhielt er die Lehrkanzel für Geschichte der Philosophie. (St. H. C. Act 175 v. J. 1817).

73. Seidl war später Mitredacteur der „Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien“ von ihrer Gründung bis 18. Juli 1874. Vgl. über ihn den Nekrolog Hartels im Jahrg. 1875 S. 554—566, wo auch eine Übersicht seiner Schriften gegeben ist.

74. Ludwig Andreas Zitkovszky von Szemessova und Szochorad, geb. in Wien am 26. Juli 1802, entstammte einer sehr alten, aber verarmten Adelsfamilie in Ungarn, war aber trotz seines Namens ein guter Deutsch-Österreicher. Nachdem er in Wien die philosophischen Curse durchgemacht, wandte er sich der Theologie zu, da er zu ihr Neigung und als Protestant keine Aussicht auf eine Carrière im Staatsdienst hatte. Die Predigten, die er als Candidat hielt, hatten großen Erfolg. Mit Mozart schon von der Schule her befreundet, trat er in den Freundschaftsbund, von dem im Text die Rede ist, und wurde wegen seines edlen Charakters, dessen hervorstehende Züge Wahrheitsliebe und vornehme Gesinnung waren, sowie wegen seiner gediegenen Kenntnisse und seiner poetischen Begabung sehr geschätzt. Kurze Zeit war Z. am evangelischen Lyceum zu Käsmark als Professor der alten Sprachen thätig. Er überwand die Schwierigkeiten, die er wegen der mangelhaften Zustände dort vorfand, und brachte einen neuen Geist in die Anstalt. Z. hatte den Ernst des Lebens schon in frühester Jugend kennen gelernt und auch später mit Sorgen zu kämpfen, da er nach dem Tode des Vaters die Erhaltung der Mutter auf sich genommen hatte. Seine Verhältnisse besserten sich, als er die jüngere Tochter eines Wiener Großhändlers, namens Plattensteiner, in dessen Haus er von seinem Freunde Gottfried Franz, der als Superintendent der Wiener helvet. Gemeinde 1873 gestorben ist, eingeführt worden war, heimführte; Franz hatte vorher die ältere Tochter geheiratet. Z.'s Frau besaß nicht nur treffliche Herzens- und Charaktereigenschaften, sondern auch hohe dichterische Begabung, die von Grillparzer und Rückert anerkannt wurde. 1862 erschien ein Theil ihrer Dichtungen anonym bei Sauerländer in Frankfurt a. M. 1840 kehrte F. von Käsmark nach Wien zurück. 1848 entwich er vor den Ausartungen der Revolution nach Meran, wo ihn ein schweres Nervenfieber befiel. Hier aber regte sich in ihm ein unwiderstehlicher Trieb zu künstlerischem Gestalten, der ihn bis an sein Lebensende beherrschen und beglücken sollte. Und die Energie, mit der er in vorgerückten Jahren darangieng, um von den Anfangsgründen bis zu einer gewissen Meisterschaft vorzurücken, bietet ein gewinnendes und erhebendes Bild. Es war die Plastik, der er sich zuwandte. In Meran begann er eifrig zu zeichnen, in München kam ihm Moriz Schwind freundlich entgegen, in Wien war dann Schwinds Freund, der Maler Josef Binder, sein Lehrer. Er begann, nachdem er im Zeichnen nach der Antike und nach der Natur sich gründlich vorbereitet hatte, mit dem Modellieren, worin der

Digitized by Google

Bildhauer Hirschhäuter sein Lehrer war. Seine eigenen Compositionen nahmen mit Vorliebe ihren Stoff aus Mythen und Sagen des klassischen Alterthums und der deutschen Vorzeit. Einige seiner Arbeiten, denen ein Künstler wie Karl Rahl Schönheit und dabei doch kräftige Charakteristik nachrühmte, wurden von der Witwe Z's, der am 24. November 1866 gestorben ist, auf der Wiener Weltausstellung 1873 ausgestellt.

An Exner hieng Z. mit besonderer Liebe und Verehrung, und „es war rührend, wie er die Gestalt dieses ausgezeichneten Mannes in der Vorstellung seiner Kinder als diejenige eines Weisen und besonders Begnadeten zu erhalten verstand". (Die Hauptdaten seines äusseren Lebensganges verdanke ich der Freundlichkeit seines Sohnes, Dr. Ludwig v. Zitkovszky, Professors am akademischen Gymnasium in Wien.)

75. Zur Ergänzung der kurzen Nekrologe in der „Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien", Jahrg. 1892 (43.), S. 191 ff, und in der „Neuen Freien Presse" vom 23. Jänner 1892 und der im Verlaufe der Erzählung im Texte mitgetheilten Daten über Mozart sei hier nur in aller Kürze einiges angeführt. Mozart war als Sohn eines Chirurgen in Wien am 11. April 1805 geboren; die Familie stammte aus Salzburg und war mit der des großen Componisten verwandt. Er besuchte die Volksschule und das Gymnasium bei den Schotten, absolvierte die juridisch-politischen Studien, und da er sich Fertigkeit im Französischen, Italienischen und Englischen angeeignet hatte, wurde er im Staatsarchiv verwendet; am 4. December 1835 wurde er überzähliger Archivsofficial; am 14. März 1837 erhielt er die Stelle eines Officials; er wurde daneben auf seinen Wunsch auch in der Hofkammer verwendet. Seine persönlichen Verhältnisse gestatteten nicht, wie er selbst mittheilt, ihn in der Diplomatie zu verwenden. Vier Jahre versah er den Dienst bei der Staatskanzlei und gleichzeitig im damaligen Consular- und Tarifdepartement der allgemeinen Hofkammer. Seine Dienstleistung war so zufriedenstellend, dass ihn Freiherr v. Kübek im October 1844 dem Staatskanzler zur Berücksichtigung empfahl. Er wurde nun (13. Jänner 1845) Hofconcipist, 1847 wurde er über sein Ansuchen vom Dienst in der Hofkammer enthoben und einem der commerciellen Referenten in der Staatskanzlei zugewiesen. Von seiner außerordentlichen Verwendung im Unterrichtsministerium auf Antrag Exners ist weiter unten im Text die Rede. Wie er selbst mittheilt, nahm er an den Berathungen über den Organisationsentwurf als Mitglied des Comités, das nur aus Exner, Bonitz und ihm bestand, theil. Über seinen Antheil an dieser Arbeit berichtete Bonitz im 6. Hefte des Jahrg. 1863 bei Gelegenheit von Mozarts Rücktritt von der Redaction der „Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien". — Am 21. December 1849 wurde Mozart über Antrag des Grafen Thun zum Sectionsrath im Unterrichtsministerium ernannt; am 7. August 1857 erhielt er den Titel und Charakter eines Ministeralrathes, am 22. April 1860 wurde er zum wirklichen Ministerialrath ernannt. Über seine Thätigkeit im Ministerium und insbesondere seine Verdienste um die Hebung des deutschen Unterrichtes durch die Abfassung des deutschen Lesebuches verweise ich auf den Nekrolog in der Gymnasialzeitschrift. Mozart selbst spricht sich über das Lesebuch in einer im Jahre 1865 mit unsicherer Hand geschriebenen kurzen Selbstbiographie, die mir vorliegt, folgendermaßen aus: „Ich gieng an diese Arbeit nur mit dem größten Widerstreben, nicht nur, weil ich die wenigen mir gegönnten Nebenstunden dafür opfern musste und weil meine schon damals zunehmende Augenschwäche umfangreiche Arbeit nebst den damit verbundenen endlosen Correcturen höchst

Digitized by Google

bedenklich erscheinen ließ, sondern auch, weil ich die Verantwortlichkeit, der eine ähnliche Arbeit entgegengeht, zum voraus kannte. Dennoch löste ich in kürzester Zeit meine Aufgabe, und diese Bücher sind noch heute die einzigen, die allgemein gebraucht werden, ungeachtet auch andere Lesebücher zugelassen sind. Meine Besorgnisse giengen nur zu bald in Erfüllung. Die übermäßige Anstrengung gereichte meiner Sehkraft zu wesentlichem Nachtheil, und andererseits erfuhr ich jahrelang von allen Seiten die heftigsten Anfeindungen, bis diese Bücher sich nach und nach einbürgerten und gebildete Lehrer an die Reihe kamen. Das Bewusstsein, zur Förderung des Unterrichts in der deutschen Sprache und Literatur beigetragen zu haben, war der einzige Gewinn, den ich aus diesem Unternehmen zog, denn ich hatte, eingedenk meiner Stellung, jeden Entgelt und pecuniären Vortheil für diese Arbeit im voraus abgelehnt, obwohl ein solcher an sich erlaubt und, mit Rücksicht auf den Umfang des Werkes, lohnend gewesen wäre.“ Der Wert dieser Lesebücher, von denen mit Recht behauptet worden ist, dass sie in manchen Familien als Hausbuch geschätzt wurden und jedem, der sie kennen gelernt, eine liebevolle Erinnerung an die Schulzeit sind, ist bekannt, und es darf wohl hinzugefügt werden, dass sie in entsprechender Erneuerung auch heute noch gute Dienste leisten würden. — Von seinen sonstigen Arbeiten hebe ich die Reformpläne für die orientalische Akademie und die mathematischen Facultäten in Padua und Pavia hervor.

Aus seinen Briefen an Exner lernt man Mozart nicht nur als hingebungsvollen Freund kennen, der insbesondere während der Krankheit Exners dessen Haus betreute, die Erziehung der Kinder überwachte und seine Sorge auf alle Angelegenheiten erstreckte, sondern auch als als einen Mann, dem Tiefe des Gemüthes ebenso zu eigen war wie gutmüthiger Humor. Mozart entwickelte auch eine reiche dichterische Thätigkeit, und er war nicht nur gewandt als geschmackvoller Übersetzer fremder, besonders italienischer Poesien, sondern auch die eigenen Gedichte verrathen ebensosehr große Beherrschung der Formen wie echte Empfindung und hohe Auffassung. Seine Dichtungen, von denen ich die Kenntnis zweier poetischer Tagebücher und die Übersetzung eines epischen Gedichtes („Die Lombarden“, geschichtliche Dichtung in 15 Gesängen von Grossi) der Liebenswürdigkeit von Mozarts Neffen, des Herrn Sectionschefs Freiherrn v. Niebauer, verdanke, enthalten manches, was der Veröffentlichung wert wäre. Überhaupt verdiente es Mozart, eingehender gewürdigt zu werden.

Seine zunehmende Augenschwäche nöthigte ihn August 1864, seinen Abschied zu nehmen. Bald trat völlige Erblindung ein, aber trotzdem nahm er an allen Vorgängen der Außenwelt bis in das höchste Alter lebhaften Antheil. Er starb am 17. Januar 1892 und fand in Hietzing seine Ruhestätte; auf seinem Grabstein liest man die Worte: *procul hominibus nihil humani a se alienum putabat.*

76. Rembold verließ Wien, um den Verdacht zu vermeiden, er wolle seine Schüler aufwiegeln, und übersiedelte nach Znaim. Doch kam er auch hier bei seiner geringen Pension in große Noth. Exner bemühte sich mit einigen gleichgesinnten Freunden, seine Nothlage zu lindern, doch wollte R. dies auf die Dauer nicht zugeben. Seine Bemühungen, wieder eine öffentliche Stellung zu erlangen, eine Lehrstelle in Göttingen, ferner an der Bibliothek in Wien, schlugen trotz seiner großen und vielseitigen Sprachkenntnisse fehl. Da er auch durch Ertheilen von Privatunterricht sich nicht erhalten konnte, entschloss er sich, im Alter von

Digitized by Google

45 Jahren, das Studium der Medicin aufzunehmen. Er gieng nach Pest 1835, um diesen Entschluss auszuführen, und ließ sich dann als praktischer Arzt in Wien nieder. Am 4. October 1844 starb er in Penzing, und damit endete das Leben eines Mannes, dessen Schicksale die vormärzlichen Zustände in eigenthümlicher Weise beleuchten. Vgl. übrigens Wurzbach, Bd. XXV., S. 273 ff.; hier auch die von seinem Schüler, dem Dichter J. G. Seidl, verfasste Grabschrift, die mit den Worten schließt: „Er lebte, lehrte, starb — als Mann".

77. Josef R. v. Kudler, geb. in Graz, 10. October 1786, war, nachdem er in Wien supplierender Professor der Statistik und der politischen Wissenschaften gewesen und 1810 als Professor dieser Fächer nach Graz gekommen war, von 1821 bis 1848 Professor der politischen Wissenschaften und der österreichischen politischen Gesetzeskunde in Wien; er gehörte 1845 dem Comité an, das zur Berathung der Reform der juridischen Studien zusammengetreten war; 1848 wurde er unter Enthebung vom Lehramt Vicedirector der juridisch-politischen Studien und betheiligte sich lebhaft an den ersten Arbeiten des Reichstages; er starb am 6. Februar 1853 in Wien. Näheres über ihn bei Wurzbach, Bd. XIII. S. 298 ff. — In jüngster Zeit wurde sein Andenken durch Aufstellung einer Büste in dem linken Arkadengange der Wiener Universität geehrt.

78. Er war geboren am 18. September 1803 in Spital in Kärnten und starb nach einer langen ausgezeichneten Thätigkeit im Staatsdienste als Sectionschef im Handelsministerium in Wien am 9. März 1866. In dem kurzen Nachruf in der „Abendpost" von diesem Tage wird er „eines der hervorragendsten Mitglieder des österreichischen Beamtenstandes" genannt; er war auch Abgeordneter am Kärntner Landtag. Sein großes Wissen und sein feines, geschmackvolles Urtheil in literarischen und künstlerischen Dingen geht aus dem hier benützten biographischen Fragment, das von besonders liebevoller Vertiefung in das innere Wesen des von ihm verehrten Freundes zeugt, hervor. Er war wie Mozart unverehelicht geblieben und gab sich in einem Anfall von Schwermuth selbst den Tod.

79. In der zweiten Abtheilung supplierte Dr. Adolf Schmidl, der spätere Herausgeber der „Österreichischen Blätter für Literatur und Kunst" (von 1844—1848).

80. Mit St. H. C.-Decret 2853 vom 21. Juni 1830 war der n. ö. Regierung aufgetragen worden, „dem Supplenten Exner, da er in die bisher vorgetragenen Fächer schon einstudiert ist, auch den Vortrag über Erziehungskunde zu belassen, da die vorgeschriebene Stundenzahl für einen fleißigen jungen Mann keineswegs zu groß ist, als dass man fürchten müsste, es werde ein Lehrzweig beeinträchtigt werden".

81. Bei Lichtenfels' Ernennung zum Professor in Prag (a. h. Entschl. vom 9. April 1826) war ausdrücklich befohlen worden, „demselben im allerhöchsten Namen aufzutragen, dass er sich genau an die Vorschriften des neuen Studienplanes halte, vor dem mystischen, abstracten Dunkel der neuesten Philosophie sich hüte und sich eines Schülern, die aus den Gymnasien kommen, verständlichen Vortrages befleiße". (St. H. C. Act 1073 vom Jahre 1831.)

82. In der Competenten-Tabelle heißt es: „Exner Franz, Supplent der Lehrkanzel der Philosophie und der Erziehungskunde an der Universität in Wien, wohnt in St. Marx Nr. 492. Weltlich, ledig. Laut beyliegenden Taufscheines in Österreich zu Wien, den 29. (das ist ein Irrthum) August 1802 geboren, katholisch, vollendete den dreyjährigen philosophischen Curs an der hiesigen Universität in den Jahren 1820—21 mit sehr gutem Fortgange, sowie die juridisch-politischen Studien in den Jahren 1823—26 mit dem Erfolge der ersten Classe mit Vorzug aus allen

Digitized by Google

Lehrgegenständen, und erhielt am 11. August 1827 die Doctorswürde der Philosophie an der hiesigen Universität. Seit Anfang November 1827 supplierte er die Lehrkanzel der Philosophie und seit Anfang November 1828 auch die Lehrkanzel der Erziehungskunde in der hiesigen Universität. (Sprachkenntnisse: Deutsch, Lateinisch, Italienisch.) Moralisches Verhalten: Untadelhaft, veroffenbart solide Denkungsart und gute politische Grundsätze. Frühere Concursprüfungen: Für die Lehrkanzeln der Philosophie zu Innsbruck, Görz und Verona; jetzige Concursprüfung und mündlicher Vortrag ausgezeichnet. Anmerkungen: Competent ist ein stiller und bescheidener Mann, der bey dem Lehrfache den Frieden liebt und solchen auch zu erhalten weiß. Er wird allgemein geachtet". Das philosophische Vicedirectorat hatte ihn in Übereinstimmung mit der Stimmenmehrheit der Professoren primo loco und Professor Lichtenfels secundo loco vorgeschlagen. Von Exner heißt es, er „lasse nie aus den Augen, dass er bei dem Lehramt ein Staatsbeamter ist. Er bekenne sich zu keiner bestimmten Schule, wodurch alle literarischen, für den Unterricht so nachtheiligen Reibungen vermieden werden, seine Anhänglichkeit an die Religion, an den Monarchen und an den Staat sey treu und warm". Mit diesem Vorschlag vereinigte sich auch der Referent bei der n. ö. Regierung und Regierungsrath Graf Hoyos, während alle übrigen Stimmen Lichtenfels den Vorzug gaben, weil er schon zehn Jahre wirklicher Professor sei. Die Studienhofcommission schloss sich dem an, mit alleiniger Ausnahme des Regierungsrathes v. Adlersberg, der erklärte, dass er „den Franz Exner wegen der Klarheit und Faßlichkeit seiner Darstellung und wegen der Deutlichkeit und Verständlichkeit der Sprache für angehende Philosophen dem Professor Lichtenfels vorzuziehen erachte". Mit a. h. Entschließung aus Hermannstadt vom 14. Februar 1831 wird Lichtenfels für Wien und Exner für Prag ernannt. Da das zweite Semester soeben anfieng, wurde Lichtenfels angewiesen, sofort nach Wien und Exner, sobald Lichtenfels dort eingetroffen sein werde, nach Prag zu gehen, wo er das Decret beim Gubernium erhalten und seinen Eid ablegen werde. (St. H. C. Act 1073 ex 1831.)

83. Gomperz, S. 25.

84. „Geschichte meines Lebens." Wien 1884. Bd. I., S. 63 f.

85. „Aus vergangenen Zeiten. Von einem Deutsch-Böhmen" in „Deutsche Wochenschrift", Wien 1884, Nr. 27 vom 6. Juli.

86. „Aus meinem Leben" („Deutsche Rundschau" Bd. 74 (1893) S. 344 ff.; auffallend war mir der Irrthum, dass Hanslick Exner durch Thun ins Ministerium berufen sein lässt.

87. „Aus dem Hörsaal. Studienbilder aus Österreich." Leipzig, Keil & Co. 1848. 8°. S. 86. Das Vorwort ist vom 8. Februar 1848 gezeichnet; es erschien eine „Neue Ausgabe" mit einer Nachschrift vom 20. März 1848, die nach den guten Anfängen infolge der Petitionen der Prager und Wiener Studentenschaft einen Ausblick auf eine glücklichere Zukunft des österreichischen Bildungswesens eröffnet. Zur Ergänzung dieser Studienbilder sei auf Gomperz, S. 18—20, sowie auf die launige Schilderung Ed. Hanslicks a. a. O. verwiesen.

88. Vgl. „Deutsche Wochenschrift" a. a. O. Die Mittheilung über den Verlauf der Sache danke ich Herrn Professor Sigmund Exner.

89. Als Palacký 1846 zu kurzem Besuche nach Wien kam, wo sich damals sowohl Exner als Graf Leo Thun aufhielten, schrieb dieser an jenen ein kurzes Billet, in welchem er ihm anzeigte, dass Palacký den Abend bei ihm verbringen werde

Digitized by Google

und er sich freuen möchte, auch Exner bei sich zu sehen. Übrigens hoffe Palacký, ihn den nächsten Tag bei Endlicher zu sehen. Wie Exner über die berechtigte Förderung der Pflege der böhmischen Sprache in den Schulen dachte, ersieht man aus den Ausführungen S. 82 f.

90. Exner hatte sechs Kinder, von denen das drittgeborene in früher Jugend starb; die überlebenden sind: Adolf (geb. 1841), gegenwärtig Professor des römischen Rechtes an der Universität Wien und Mitglied des Herrenhauses, Karl (geb. 1842), derzeit Professor der physikalisch-mathematischen Lehrfächer am Staatsgymnasium im IX. Bezirk und Privatdocent an der Universität in Wien, Marie (geb. 1846), verehelicht an den a. o. Professor der Chirurgie an der Wiener Universität Anton R. v. Frisch, Sigmund (geb. 1847), Professor der Physiologie, und Franz (geb. 1849), Professor der Physik, beide an der Wiener Universität.

Seitenverwandte seines Namens hinterließ Exner nicht. (Seine Schwestern starben kinderlos.)

91. Es war dies Wolfgang Wessely, der spätere Professor des Strafrechts in Prag; Näheres über ihn bei Wurzbach, Bd. L, S. 182 f.

92. Sie erschien selbständig in Prag (Gottlieb Haas' Söhne) 1837, 8°., 23 S.; der Ertrag ist dem Fonds zur Unterstützung dürftiger Hörer der Philosophie bestimmt. Gewidmet ist die Schrift dem k. k. Director der philosophischen Studien in Böhmen und Präses der philosophischen Facultät, Jos. Ant. Köhler. Die Rede wurde ferner abgedruckt in Podlahas „Muster deutscher Redekünste“, Wien 1842, S. 132 ff., und in Mozarts Deutschem Lesebuche, 3 Bd., S. 477 ff.

93. Das „Österreichische Centralorgan für Literatur“, hrsg. v. J. V. Prochaska, Wien 1842, erlebte nur 23 Nummern (vom 1. Juli bis 22. August); die von Exner erwähnte Polemik Ungers gegen seinen Aufsatz habe ich nicht finden können. In einer der ersten Nummern steht eine kurze, äußerst lobende Notiz über Exners Schrift über die Hegelsche Psychologie.

94. Über Exners Einfluss auf die Verbreitung der Herbartschen Philosophie in Böhmen, und Österreich überhaupt, vgl. Durdik in „Zeitschrift für exacte Philosophie“, Jahrg. XII (1883), S. 319 f.

95. Über die Zufälle, die die Bekanntschaft von Bonitz mit Hartenstein, sowie von Exner mit B. vermittelten, vgl. Schenkl S. 5, und besonders Gomperz, S. 8, Anm.

96. Über Johann Zimmermann, Professor am Kleinseiter Gymnasium in Prag, den Vater des Hofraths Professor Robert Zimmermannn vgl. v. Hartel S. 28 f.

97. v. Hartel, S. 33, Zimmermann, S. 5.

98. Im Nachlasse Exners: ein Folioblatt mit Aufzeichnungen über die Verhandlungen aus den Jahren 1839 bis 1844.

99. Vgl. „Deutsche Wochenschrift“ a. a. O.

100. Vgl. den Nachruf in der „Allgemeinen Zeitung“ Beilage zu Nr. 205 vom 24. Juli 1853.

101. Pillersdorf schreibt:

„Hochgeehrtester Herr Professor! Wenn ich Euer Wohlgeboren erst jetzt für die mit Ihrem geehrten Schreiben vom 6. dieses erhaltene Denkschrift über die Einrichtung des Unterrichtswesens im allgemeinen und mit besonderer Beziehung auf das philosophische Studium meinen Dank ausdrücke, so geschieht es nicht nur, weil dieses Schreiben etwas später in meine Hände gelangte, sondern auch, weil ich diese inhaltsreiche Schrift mit Muße durchlesen und überdenken wollte. Ich habe darin die Frucht des langjährigen Nachdenkens über eine der wichtigsten Angelegenheiten für die Menschheit und den Staat und das offene, klare Urtheil

Digitized by Google

erkannt, wie es aus der Überzeugung eines Mannes entspringt, welcher der Wissenschaft mit Liebe anhängt, und die Wahrheit, die sie ihm als Ersatz dafür bietet, zum Gemeingute zu erheben strebt. Nicht bloß dieses rühmliche Streben, auch die einzelnen Ideen und Andeutungen haben mich ebenso sehr angesprochen, und ich nehme keinen Anstand zu erklären, dass sie mit meinen Wahrnehmungen und mit dem, was ich als Bedürfnis erkenne, vollkommen übereinstimmen. Es kann nur zum Guten führen, wenn Männer, welche Talent und Beruf dazu in sich fühlen, die Ausbeute ihrer Erfahrung und ihrer Überzeugung dazu benützen, die Wege anzudeuten, auf welchen die Segnungen des Unterrichtes noch sicherer, und in einem weiteren Kreise zum Besten der Gesellschaft wirksam werden könnten, und wenn sie sich dem Gliederwerke der Verwaltung, zu welchem oft nur Ahnungen und nicht jenes klare entschiedene Bewusstsein dessen, was noththut, dringt, mit Offenheit und Vertrauen nähern. Wenn bei jenem die Liebe zur Wissenschaft und das unauslöschliche Band, womit sie ihr angehören, als unwiderstehliche Triebfeder wirkt, so muss bei den Organen der Staatsmaschine Pflichtgefühl und der Drang, der ihnen zugewiesenen Bestimmung zu entsprechen, nicht minder zur gemeinschaftlichen Lösung einer Aufgabe auffordern, welche nur durch vereinigte Kräfte zum glücklichen Ziele geführt werden kann. Große Schwierigkeiten werden beiden noch begegnen, denn sie werden es erkennen, dass die Gesellschaft bei den Einrichtungen, welche das Innerste ihres Lebens berühren, jeden neuen Schritt mit Ängstlichkeit überwacht, und dass die verschiedenen Gefühle, Interessen und Ansichten, aus welchen diese gebildet ist, jeden Versuch an den Maßstab der Vortheile legen würden, in denen sie ihr höchstes Wohlsein suchen. Diese Ängstlichkeit theilt sich zugleich und muss sich der Regierung als dem Repräsentanten der Gesellschaft mittheilen, der keinen Wunsch unbeachtet, keine Besorgnis unbeschützt lassen darf. Darum sehen wir in allen Ländern solche Versuche auf Widerstand und Schwierigkeiten stoßen und langsamer zur Reife gelangen, als die wissenschaftliche Forschung und die Wege, welche uns durch dieselbe für die Ausführung bezeichnet werden, dieses zu erfordern scheinen. Solche Hindernisse dürfen und sollen Regierungen weder entmuthigen noch an dem zweifeln machen, was eine ruhige Erforschung der Bedürfnisse der Gesellschaft sie als wahr erkennen ließ; sie sollen ihnen aber auch das Vertrauen und die Mitwirkung derjenigen nicht entziehen, welche, gewohnt, bei ihren wissenschaftlichen Forschungen durch die sichere Lösung richtig gestellter Probleme belohnt zu werden, den Erfolg aufgebotener Bemühungen länger oder in jener strengen Consequenz vermissen, wie ihn ein wohlüberdachtes und kräftig durchgeführtes Verfahren zu verbürgen scheint. Es wird stets zu meinem Bestreben gehören, der Förderung dieses Erfolges alle Kräfte zu widmen, worüber ich verfügen kann, sowie es in meinem innigen Wunsche liegt, durch die Mitwirkung der redlichen Männer, welchen es vergönnt ist, tiefere Blicke in das Gebiet der Wissenschaften zu werfen, in diesen Bemühungen unterstützt und über die Wahl der geeigneten Wege aufgeklärt zu werden.

Empfangen Euer Wohlgeboren mit meinem warmen Danke für die mir gleichfalls übersendeten anziehenden Druckschriften zugleich die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich zu sein die Ehre habe Euer Wohlgeboren ergebenster Diener

Wien, 29. August 1844.

Pillersdorf.

Digitized by Google

Dieser Brief ist umso wichtiger, als sich in den Acten der St. H. C. keine Spur der für die Entwicklung der Reformgedanken äußerst wichtigen Denkschrift Exners findet.

102. Dieses an die k. k. St. H. C. gerichtete Gutachten Exners kenne ich nur aus dem von einer fremden Hand geschriebenen und von Exner durchcorrigierten und mit Zusätzen versehenen Entwurf in den nachgelassenen Papieren; in den Acten der St. H. C. findet sich nichts darüber.

103. Das Concept des Entwurfes, der Begründung und des a. u. Vortrages im St. H. C.-Act 5833 v. J. 1846; über den weiteren Inhalt und die Bedeutung dieser Arbeiten Exners vgl. auch v. Hartel, S. 9—13.

104. Mit Präsidialdecret 370 v. J. 1845.

105. Mit Präsidialdecret 990 v. J. 1847.

106. Exner hatte auch die „Einladung zur Theilnahme an der bevorstehenden Gründungsfeier der 500jährigen Prager k. k. Universität“, welche das vorbereitende Comité, dem er angehörte, am 25. März 1843 versandte, verfasst.

107. Am 12. März wurde eine ähnlich lautende Petition der Studierenden der Wiener Universität überreicht; den Wortlaut siehe bei Heintl, S. 1. Das kaiserliche Handschreiben vom 23. abgedruckt in Nr. 87 der „Wiener Zeitung“ vom 27. März 1848.

108. Vgl. Heintl, S. 8, Nr. 15. Die Darstellung im Text stützt sich, was die Betheiligung Exners an der Petition der Prager Universität betrifft, auf eine an den „Tribun Professor Franz Exner zum eigenen Gebrauch“ vom akademischen Senat gerichtete Abschrift des M. E. (M. J. 22 v. J. 1848), bei Heintl S. 12, Nr. 19, und für seinen Antheil an dem Zustandekommen der Kundmachung auf ein merkwürdiges Schriftstück im Nachlasse Exners. Es ist der Text der bei Heintl abgedruckten „Kundmachung des böhmischen Landespräsidiums vom 28. März 1848“; der Anfang bis ausschließlich Punkt 4 ist von Exners Hand, die Punkte 5—7 von anderer, am Schlusse ist noch das Wort „Münchener“ von Exner am Rande beigeschrieben. Am Schlusse folgt das Datum und die Unterschrift von Graf (Rudolf) Stadions Hand.

109. Exner wurde als „wissenschaftlicher Beirath“ berufen (vgl. S. 5). „Eine Ironie auf die gewesene Studien-Hof-Commission, wie er selbst meinte, der es etwas spät eingefallen ist, dass sie als Leiterin aller wissenschaftlichen Bildung auch wissenschaftlicher Kräfte bedürfe“ (Helfert, Ms.).

110. Nach einem Ausschnitt einer mir unbekannten Prager Zeitung. Es folgt ein Gedicht „An Professor Franz Exner“, dessen vorletzte Strophe lautet:

Wohl dem, der so wie du, zu seinen Lieben
Jetzt, wo die Freiheit jung entgegenlacht,
Froh rufen kann: Ich bin mir gleich geblieben,
Ob's Tag im Reich, ob finst're Geistesnacht.

111. Ich verweise hier nur auf die Fickersche Darstellung in der Schmidtschen Encyclopädie, Artikel: Österreich-Ungarn, sowohl in der ersten als in der zweiten Auflage, ebenso in dem „Bericht über österreichisches Unterrichtswesen. Aus Anlass der Weltausstellung 1873“, Bd. I a. m. O.; endlich auf den kurzen historischen Überblick in dem Jahresbericht des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht für 1871.“ Wien 1871, S. 6.

112. Diesen verdienten Schulmann lernt man am besten kennen aus dem „Briefwechsel zweier altösterreichischer Schulmänner“ (K. Enk v. d. Burg und W. Heinzel), hrsg. von Ludwig und Richard Heinzel, Wien 1887, ferner aus „Karl Maria Enk

Digitized by Google

v. d. Burg. Eine biographische Skizze von Dr. Herm. Pick," Wien 1886. — Über seine Mitwirkung am Organisationsentwurf, der ihm während des Entstehens zur Äußerung von Exner mitgetheilt wurde, berichtete Enk selbst in der „Neuen Freien Presse" vom 2. Juli 1879 (Abendblatt).

113. Über Podlaha vgl. den schönen Aufsatz Dr. J. Hoffingers in der „Österreichischen Revue" 1864, III., S. 101—114, und Wurzbach, Bd. XXIII, S. 1 ff.

114. v. Hartel, S. 14.

115. Vgl. die hübsche Schilderung „Alte und neue Superintendenten" in den „Deutschen Blättern" (literar.-polit. Feuilleton-Beilage zur „Gartenlaube"), Jahrg. 1869, Nr. 37.

116. Gomperz, S. 7.

117. Gomperz, S. 9.

118. Ausführliche Inhaltsangabe und Bemerkungen über diese unveröffentlicht gebliebene Erstlingsarbeit von Bonitz gibt Gomperz, S. 39—43.

119. Über die Bedeutung dieser Schrift: Gomperz, S. 10 ff.

120. Dem Kränzchen gehörten unter anderen Rassow, später in Weimar, Corssen, C. Stahr, ein Bruder Adolf Stahrs, an; besonders befreundet war B. mit seinem Collegen Ludwig Giesebrecht, einem Bruder des Historikers. Auch später blieb er mit ihnen in lebhaftem Briefwechsel, und die vorhandenen Briefe der Freunde zeugen von der Herzlichkeit des Bundes und der Wertschätzung, die B. genoss. Über das Kränzchen vgl. Bellermann, S. 54.

121. Gomperz, S. 16.

122. Bonitz fragte nach Empfang des zweiten Briefes Exners Hartenstein abermals um Rath. Dieser antwortet ihm am 3. December, dass er sich freue, dass man in Wien mit B. die Verhandlung so schnell wieder anknüpfe, er hat Vertrauen in die künftige Gestaltung Österreichs, das noch über viel Naturkraft zu gebieten habe und außerdem ein großes Schiff sei, „welches nicht so leicht an einem Felsen zerschellt". Er räth ihm aber, sich die Verhältnisse in Wien erst anzusehen. An demselben Tage schrieb ihm auch Trendelenburg, dass er darin einen Beweis von der Festigkeit, mit der man in Wien auf Reformen beharre, sehe. dass man kaum die Ruhe hergestellt habe und schon B. von neuem auffordere. mit ans Werk zu gehen. Doch hegt er manche Bedenken und räth deshalb dringend vorerst zu längerem Aufenthalt, wenn es möglich ist, nach Wien zu gehen.

123. Vgl. „Allgemeine Zeitung" Beilage zu Nr. 205 vom 24. Juli 1853. Die Familie E.'s wohnte in Hietzing, er selbst nahm ein Zimmer in dem Hause, wo das Ministerium untergebracht war, und arbeitete buchstäblich Tag und Nacht. — Das Ministerium befand sich damals im Modeneserpalais in der Herrengasse, wo jetzt der Ministerrath, die „Wiener Zeitung" u. s. w. sind; von da übersiedelte es bald darauf in das sogenannte Bankogebäude in der Singerstraße, wo jetzt die Staatsschulden-cassa sich befindet. 1864 wurde die Abtheilung des Staatsministeriums und der Unterrichtsrath in der Wipplingerstraße 29 untergebracht, wo auch das wieder errichtete Ministerium bis zur Erwerbung des ehemals gräfl. Festeticsschen Palais am Minoritenplatz, Ende 1871, wo es sich dermalen befindet, verblieb.

124. Damals hoffte Exner noch, nach gethaner Reformarbeit zur Professur zurückzukehren. „Die Professur wird offenbar von jetzt erst verdienen, dass man sie habe, warum soll ich jetzt von ihr scheiden und mich in die Stickluft eines Bureaus in den Actenstaub setzen? Wäre ich Minister, so wäre ich der Sclave der Volksmeinung, als Professor bin ich ein freier Mann, so gut man es unter dem Monde sein kann". (Brief E.'s an seine Frau vom 18. April 1848.)

Digitized by Google

125. In dem S. 144, Anm. 21, erwähnten Manuscripte, dem auch die im Folgenden mitgetheilten Berichte Helferts entnommen sind.

126. Z. 279/M. U. 1848 (Bericht Exners und Note an das Ministerium des Äußeren), und 1/M. U. 1849 (Note des Ministeriums des Äußeren).

127. Auch Helfert wollte sich damit nicht befreunden, da die erste Maßregel seinem „conservativen Sinne, der sich gegen alles sträubte, wodurch an dem Hergebrachten zu stark gerüttelt werde“, widerstrebte, und die zweite ihm in Widerspruch zu stehen schien mit der Thatsache, dass auch nicht wissenschaftlich geschulte Leute im praktischen Heilverfahren oft große Erfolge aufzuweisen hatten (wie Prießnitz in Gräfenberg, eine Familie Pich in Hořečka in der Nähe von Königinhof).

128. Welche Sorgen diese Nachgiebigkeit dem Stadtcommandanten auch fernerhin machte, zeigt eine Zuschrift vom 2. Jänner 1849 (Z. 36/M. P.), die er an den Grafen Stadion richtete: „Es ist zu meiner Kenntnis gekommen, dass die Schüler der 7. Gymnasialclasse bei den Schotten bereits dasjenige Treiben beginnen, das seit den Märztagen an der hiesigen Universität gang und gebe war. Sie kommen mit gestopften Pfeifen in die Schule, rauchen daselbst, applaudieren während des Vortrages; — sie gehen noch weiter, sie singen deutsche Lieder, die nichts weniger als politisch harmonisch sind.

Am akademischen Gymnasium trägt ein Professor den jungen Leuten der zweiten Gymnasialclasse vor, die Republik sei die beste Staatsform, dass das Volk schon zu vernünftig, zu gereift sei, um eine andere Regierungsform zu dulden, man benöthige keinen Kaiser, man solle ihn daher fortjagen u. dgl. m.

Ich habe die Eröffnung der Lehranstalten in Wien in der Voraussetzung zugelassen, dass für die Aufrechthaltung der Disciplin, für die Controle der Vorträge der Professoren eine entsprechende Garantie bestehen und darauf bezughabende strenge Verfügungen werden getroffen worden sein.

Die obigen Daten geben uns wenigstens dafür keine Bürgschaft und Beruhigung, dass das allenfalls Verfügte befolgt werde.

Ich bin daher in der Lage, Euer Erlaucht zu ersuchen, das Geeignete zur Abstellung dieser Unfüge einzuleiten, wobei ich Euer Erlaucht ganz offen erkläre, dass, wenn Ähnliches noch einmal zu meiner Kenntnis kommt, ich die Lehranstalten sperren lassen werde.“

Graf Stadion übergab von Olmütz aus am 7. Jänner diese Eingabe des Wiener Gouverneurs Exner „mit der Aufforderung, die sorgfältigsten Erhebungen zu pflegen, nach Umständen eine eindringliche Untersuchung einzuleiten und das Ergebnis zu seiner Kenntnis zu bringen“ (616/R. M. I.). Die Eingabe war am 5. Jänner an den Unterrichtssecretär wegen verlässlicher Auskunft geleitet worden. (Aus den im Besitze Sr. Exc. des Herrn Baron Helfert befindlichen Papieren.)

Mit der hier erwähnten Anklage gegen einen Professor verhielt es sich folgendermaßen: Von Frauenhand geschrieben kam eine Anzeige an Welden, dass einer der Lehrer am akademischen Gymnasium in Wien, Siebinger, sich irgend eine Äußerung erlaubt habe. „Der Präfect des Gymnasiums, der würdige Podlaha, einer der tüchtigsten Schulmänner, die dem Piaristenorden zur Ehre und zur Zierde gereichten, begab sich zu Welden, betheuerte ihm, das ganze sei ein grobes Missverständnis, wenn nicht gar eine boshafte Verleumdung, sprach warm und eindringlich für seinen Professor, der vor Schrecken und Kränkung krank geworden sei. Welden wollte von nichts hören. Zuletzt drehte er dem Prä-

Digitized by Google

fecten den Rücken, indem er sagte: „Reden Sie, was Sie wollen; ich glaube, was ich will.“ Er wollte das Gymnasium ohneweiters schließen. Dazu kam es doch nicht.“ (Helfert, Ms.)

129. v. Hartel, S. 14.

130. Aus dem Nachlasse Exners im Besitze des Herrn Professors Ad. Exner; in den Acten des Ministeriums findet sich nichts darüber. Dasselbe gilt von dem Concept des „Entwurfes der Grundzüge“.

131. v. Hartel, S. 15. Trotzdem in der angeführten Stelle Bonitz selbst in einem in Berlin 1874 erschienenen und in der Schulgeschichte nicht zu übersehenden Buche sich vollkommen deutlich über seinen Antheil oder vielmehr über das, was Exner gehört, ausgesprochen hat, kann man doch bei Professor Dr. Konrad Rethwisch, „Deutschlands höheres Schulwesen im 19. Jahrhundert. Geschichtlicher Überblick im Auftrage des königl. preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, Berlin 1893“, Folgendes lesen: S. 76: „Der österreichische Organisationsentwurf von 1849, in seinen allgemeinen Grundzügen und zumeist auch sonst das Werk des bisherigen Stettiner Gymnasialprofessors Hermann Bonitz, trifft ebenfalls eine strenge Unterscheidung zwischen Ober- und Untergymnasium ...“, ebenso heißt es S. 108 von Bonitz: „Er sagte in den Vorbemerkungen zum österreichischen Organisationsentwurf von 1849: ‚Als den Gegenstand, in welchem an Gymnasien gleichsam der Schwerpunkt des ganzen Unterrichtes zu ruhen habe ... Aufgabe zu sein‘.“ Es scheint mir unnöthig, daran eine Bemerkung zu knüpfen.

132. Schenkl, S. 9.

133. Im „Almanach der kais. Akademie der Wissenschaften“. Jahrg. V (1855), S. 91 ff.

134. Ebenda.

135. v. Hartel, S. 15.

136. M. E. 61/M. U. vom 13. August 1849.

137. Es sind fünf zusammenhängende Aufsätze: „Die Reformen des öffentlichen Unterrichtes in Österreich“; der erste einleitende und der zweite: „Die bisherige und künftige Stellung unserer philosophischen Facultäten“ von Exner, erschienen am 20. und 22. April, der zweite und dritte: „Künftige Aufgabe des Gymnasiums“ von Podlaha, am 26. und 29. April, der vierte: „Die künftige Stellung der medicinischen Facultät“ von Feuchtersleben, am 3. Mai, der fünfte: „Die unmittelbare Leitung der Universitäten“ von Exner, erschien nicht mehr und ist nur im Manuscript vorhanden. Die „Constitutionelle Donau-Zeitung“ erschien vom 1. April bis 6. Juli 1848 (94 Nummern), vgl. über sie Helfert: „Die Wiener Journalistik im Jahre 1848.“ S. 40—43

138. M. E. 267/M. U.

139. Diese Schriften bilden ein ganzes Convolut und enthalten die Berichte Exners, eine große Anzahl von Studien und Notizen, ein Reisetagebuch für die Inspectionen und bieten ein unschätzbares Material für die Kenntnis der Schul- und besonders der Personalverhältnisse der italienischen Provinzen.

140. In dem erwähnten Nekrolog. Eine Übersicht der Publicationen Exners gibt Zimmermann; hinzuzufügen ist eine Besprechung von „L. Feuerbachs Grundsätzen der Philosophie der Zukunft, Zürich 1834“ in „Österr. Blätter f. Literatur und Kunst“ 1844, Nr. 12, S. 89—93.

Digitized by Google

141. v. Hartel, S. 17. Es darf hier wohl auch darauf hingewiesen werden, dass es Bonitz mit seltenem Tact verstand, als Protestant seine Stellung nicht nur zu behaupten, sondern immer mehr zu festigen; unter seinen Schülern geistlichen Standes fand er nicht minder warme Verehrer als unter den weltlichen.
142. Gomperz, S. 21, vgl. v. Hartel, S. 19 f.
143. Čupr schickte später seine Schrift: „Zur Revision des dermaligen Unterrichtswesens unserer Mittelschulen etc.“ dem ihm persönlich unbekannten Bonitz mit einem höflichen Schreiben am 12. October 1863, in welchem folgende Stelle interessieren dürfte: „Uns beiden handelt es sich gewiss um die gute Sache — die Bildung der Jugend. Dass wir zufällig jeder von einer anderen Seite das Ding ansehen, kann der guten Sache gewiss nicht schaden, vielmehr nützen. Contrario res magis elucescit. Und dass uns beiden — da wir eben Menschen sind — so manche speciell menschliche Regung ankleben mag, werden Sie, liebster Herr Professor, doch nicht bestreiten wollen? Das, was nun an unserem wechselseitigen Streite speciell „menschlich“ ist, wird die Welle der Zeit davontragen; aber das rein geistige Erzeugnis, die Ideen, werden bleiben, sie werden sich im Kampfe nur läutern und es vielleicht dann einem dritten erleichtern, das, was wir beide eben suchen — die Wahrheit — zu finden. In diesem Sinne nun ersuche ich um eine strenge, schonungslose Kritik der beiliegenden oben benannten Broschüre.“
144. Diese Mittheilung über das Gutachten beruht auf dem Original, das im Besitze Baron Helferts sich befindet; in der „Wiener Zeitung“ von 17. April 1849, Nr. 91, erschien im Anschluss an die Mittheilung der Bedeutung der Berufung von Bonitz ein von Exner redigierter größerer Auszug.
145. v. Hartel, S. 23.
146. Schenkl, S. 14.
147. S. 24.
148. Ein Verzeichnis der Veröffentlichungen von Bonitz (nach Materien geordnet und innerhalb derselben nach der Zeitfolge der Schriften) gibt Gomperz, S. 43—52.
149. Vgl. v. Hartel, S. 24 ff. Über Bonitz als Leiter der Seminarübungen vgl. Schenkl, S. 72.
150. Vgl. die Schilderungen bei Gomperz, S. 25, und v. Hartels bei Bellermann, S. 57.
151. S. 29.
152. Vgl. Beer und Hochegger: „Die Fortschritte des Unterrichtswesens in den Culturstaaten Europas“ Bd. I., S. 387 ff.
153. Nr. 223 vom 11. August 1851.
154. Vgl. „Protest des Doctorencollegiums der theologischen Facultät zu Wien gegen den Eintritt eines Nichtkatholiken in das Universitätsconsistorium....“ Wien 1851. Diese Schrift enthält alles Einschlägige; der M. E. vom 1. August 51, Z. 7051, sowie eine authentische Mittheilung über die Sitzung des Universitätsconsistoriums war schon früher veröffentlicht worden.
155. S. 29.
156. Bonitz verlor drei Söhne in jungen Jahren, so dass nur sein Sohn Eduard ihn, aber nicht lange, überlebte. Dieser war in Stettin geboren am 23. September 1844, besuchte in Wien das akademische Gymnasium, studierte in Wien und Berlin die Rechte und erwarb in Graz (October 1867) das Doctorat. Nach bestandenem Referendarexamen war er am Berliner Kammergericht thätig und wurde, nachdem er Februar 1874 die Assessorprüfung gemacht, in Beuthen O/S. angestellt; am

Digitized by Google

1. Juni 1878 kam er als Stadtrichter an das Berliner Stadtgericht und blieb nach der Reorganisation im October 1879 als Oberamtsrichter am Amtsgericht I in Berlin. Im December 1888 erhielt er den Titel eines Amtsgerichtsrathes. Bald darauf erkrankte er an einem Lungenleiden, dem er am 20. März 1889 erlag. (Nach Mittheilungen, die ich der Liebenswürdigkeit seiner Witwe, Frau Hedwig Bonitz, geb. Schmidt, verdanke.)

157. Vgl. „Bericht über das Bonitz-Album", Wien 1866.

158. „Stationen meiner Lebenspilgerschaft", Hamburg 1889, S. 181 ff. (Erste Begegnung mit Bonitz und Erinnerungen an Bonitz, Grysar und Grauert.)

159. Gomperz, S. 29.

160. Der Brief von Bonitz konnte leider trotz eifrigen Suchens weder in den im Besitze der Frau Gräfin Leo Thun in Prag befindlichen Briefen, noch im Familienarchiv in Tetschen aufgefunden werden.

161. Vgl. „Bericht über die dem Geh. Oberregierungsrathe Herrn Dr. H. Bonitz dargebrachte Ehrenbezeugung". Wien 1884; das Epigramm S. 7, der Brief von Bonitz, vom 17. September, S. 8 ff.

162. In dem brieflichen Nachlass findet sich eine Anzahl solcher Briefe, die innige Verehrung und tiefste Dankbarkeit bekunden. Dabei fehlt es auch nicht an Humor: so wenn ein begeisterter Schüler (er war Weltpriester und wegen Augenleidens pensioniert) am 2. März 1871 dem „unvergesslichen, hochverehrten Herrn Professor, verdientesten Herrn Herrn Director!" nachdem er seiner Bewunderung der deutschen Waffensiege Ausdruck gegeben, schreibt: „Wollen Sie, hochweiser Herr Professor und Director, dahin streben, dass die heilige Allianz wieder hergestellt werde zwischen Österreich und Preußen, welche einst durch einen Schweizer als Minister zerstört wurde!"

163. Über Bonitz als Lehrer schreibt mir mein Freund Dr. Max Rothstein, Privatdocent an der Universität in Berlin, der in den 1870er Jahren Bonitz' Unterricht am grauen Kloster genoss: „Die Schnelligkeit seines Denkens und die Schärfe seines Verstandes haben uns Schüler wohl am meisten gefesselt, daneben hatten wir freilich auch das Gefühl, dass er die Dinge, die er lehrte, auch wissenschaftlich durchgearbeitet hatte und vollständig beherrschte. Wir hatten stets das Bewusstsein, dass zwischen B. und allen übrigen Lehrern, auch den tüchtigsten, ein ungeheurer Unterschied bestand, aber, wie gesagt, es zeigte sich das nicht bloß in wissenschaftlichen Dingen, sondern viel mehr noch in allem Persönlichen. B. hatte keine Schwäche als Lehrer, er wurde nie heftig und vor allem, er war nie pedantisch oder kleinlich. Alle anderen Lehrer hatten ein Paradepferd, das sie bei jeder Gelegenheit vorführten; wir waren eine ziemlich geweckte Gesellschaft, und machten uns tüchtig darüber lustig, bei B. fand sich niemals ein Anlass dazu. Dadurch war seine Stellung in der Classe eine ungewöhnlich günstige, er brauchte nie zu fürchten, dass wir uns innerlich über ihn lustig machen, er war unserer vollkommen sicher. Daher trat er nie als strafender Classentyrann auf, es fand sich gar kein Anlass dazu, sondern es war eine Art von freundschaftlichem persönlichen Verkehr, ohne jede Steifheit und jeden Formalismus. Sein Grundsatz war es offenbar, sich stets an die Begabtesten und Verständigsten zu halten, durch diese beherrschte er dann auch die anderen. Er hat für gewöhnlich nur in Prima unterrichtet, und indem er uns wie Studenten behandelte, schmeichelte er unserem Selbstbewusstsein und machte sich den Unterricht leicht und erfolgreich. Ein Conflict ist meines Wissens einfach nie vorgekommen, eine Nachlässigkeit

Digitized by Google

oder Dummheit wurde von ihm fast stets mit einer ironischen Bemerkung, zuweilen auch nur mit einer bezeichnenden Handbewegung abgefertigt, und sein Standpunkt war immer ein so klarer und so offenbar berechtigter, dass wir ihm innerlich zustimmen mussten und stets uns furchtbar gedemüthigt fühlten. So entsinne ich mich z. B. noch des niederdrückenden Gefühles, als ich einmal zu spät kam und er meine (in diesem Fall ziemlich berechtigte) Entschuldigung gar nicht annahm, sondern einfach auf meinen Platz wies, ohne sich in seinem Vortrag stören zu lassen. Einmal hatte bei uns eine Schülerzeitung „Walhalla" vielen Anklang gefunden, trotz der offenbaren Lächerlichkeit des ganzen Unternehmens. B. hielt nach einer Censurenvertheilung vor den Primanern, die ausschließlich im Saal anwesend waren, eine längere Rede über den Gegenstand, in der er nur ganz nebenher einfließen ließ, dass er jede weitere Betheiligung an der Sache streng bestrafen würde, im übrigen aber sich damit begnügte, mit seiner feinen Ironie das Unternehmen und die darin veröffentlichten Geistesproducte zu kritisieren. Der Erfolg war ein vollständiger, er hatte die Lacher auf seiner Seite, niemand sprach mehr von der Sache, und die eifrigsten Theilnehmer schämten sich, und das alles, ohne dass einer der Verbrecher ein hartes Wort zu hören bekommen hätte. So sehr wir in diesen und anderen Fällen Gelegenheit hatten, sein persönlich freundliches und wohlwollendes Wesen kennen zu lernen, so war doch der überwiegende Eindruck der der überlegenen Klugheit und Leistungsfähigkeit. Schon sein Äußeres machte diesen Eindruck, der freundliche, aber doch stets forschende und beobachtende Blick und der überlegen ironische Zug um den Mund der den Mann von Geist erkennen ließ, auch wenn er nicht sprach. Seine stets schnellen und energischen, niemals überhasteten Bewegungen entsprachen der leichten Beweglichkeit seines Denkens, von der pedantischen Schwerfälligkeit und Selbstgefälligkeit, die fast keinem Schulmann ganz fremd ist, war bei ihm keine Spur. Die Frische, die von ihm ausgieng, erfasste den Schüler unmittelbar, auch die weniger Begabten konnten sich diesem Einfluss nicht ganz entziehen, und da er sich nie bei unnützen Dingen aufhielt, auch nie auf besonderes Auswendiglernen Zeit verwendete, so lasen wir sehr viel, weit mehr, als je bei irgend einem anderen Lehrer. Die Lectüre bildete bei ihm nicht nur den Mittelpunkt des Unterrichtes, sondern beinahe den Unterricht selbst. Elementargrammatik wurde vorausgesetzt, feinere syntaktische Bemerkungen an das Gelesene angeschlossen. Die Extemporalien waren, so wie sie jetzt allgemein geschrieben werden, Variationen des Gelesenen, so dass ein einigermaßen aufmerksamer Schüler keinen Fehler zu machen brauchte. Um aber möglichst sicher zu gehen, war es nothwendig, möglichst viel von dem Gelesenen sich einzuprägen, und wirklich haben wir das namentlich vor dem Examen mit großem Eifer gethan. So dienten auch die Extemporalien wesentlich dazu, den Eindruck des Gelesenen zu erhöhen und zu befestigen. Als Lehrer des Griechischen in Prima, bei der Lectüre von Homer, Sophokles, Plato, Demosthenes, war B. natürlich in günstiger Lage, er ließ wesentlich die Schriftsteller auf uns wirken; sein Einfluss war so groß, dass wir stets gut präpariert waren, jeder unnütze Aufenthalt wurde vermieden, das Nothwendige in seiner schnellen, immer sofort den entscheidenden Punkt treffenden Weise erledigt; so konnten wir viel schaffen, waren stets angeregt und in arbeitsfroher Stimmung, und deshalb übten die Schriftsteller, ohne dass je ästhetisierende Phrasen gemacht wurden, ihre Wirkung auf uns aus, die Persönlichkeit des Lehrers trat scheinbar zurück, und doch empfanden wir es in jeder Stunde von

Digitized by Google

neuem, wie ganz anders dieser Unterricht war als der sonst übliche. Trotz der Schnelligkeit, mit der er vorgieng, fand B. immer Zeit, auf die wichtigsten wissenschaftlichen Fragen hinzuweisen, namentlich im Homer. Er hat sich auch öffentlich dahin ausgesprochen, dass er es für Unrecht hielt, an wirklichen Schwierigkeiten die Schüler vorbeizuführen oder gar sich mit irgend einer Ausrede zu helfen. Für uns waren solche Bemerkungen stets außerordentlich anregend, wir fühlten uns auch dadurch schon beinahe als Studenten, und es stand auch dieser Zug ganz im Einklang mit seiner allgemeinen Art, uns zu behandeln. Überhaupt möchte ich das als das Eigenthümliche seines Unterrichtes bezeichnen: es gieng ein freier und frischer Zug durch seinen Unterricht, er wollte den Schüler nicht durch seine Autorität drücken, sondern ihn erheben zu selbständigem Genießen und freiem geistigen Mitarbeiten; alles Kleinliche, Traditionelle, Pedantische, was den Schülern die Lust am Unterricht verdirbt, fiel bei ihm fort. B. war eine ganz einzige Persönlichkeit unter den Lehrern, dass wusste er, er kannte auch seinen Einfluss auf die Schüler, und er wollte, dass sie seinen Unterricht nicht als etwas Nothwendiges, sondern als einen Genuss empfinden sollten. Und das hat er wohl bei jedem ohne Ausnahme erreicht. Niemand war so stumpfsinnig, dass er nicht wenigstens etwas davon empfunden hätte, viele aber, vielleicht die Mehrzahl, hat von diesem Unterricht die entscheidende Einwirkung für ihr Leben erhalten".

164. Über Bonitz' Thätigkeit im Seminar von August 1867 bis September 1875 vgl. L. H. Fischer: „Das königl. preuß. Seminar in Berlin 1787—1887" in „Zeitschrift für das Gymnasialwesen", Jahrg. 1888. S. 39 ff. — Unter Bonitz erhielt es eine neue Instruction, die eine gleichmäßige Entfaltung der praktisch-pädagogischen und wissenschaftlichen Tüchtigkeit anstrebte. Bonitz nahm auch die kritisch-exegetischen Übungen wieder auf, die er für sehr wertvoll hielt. „Discussionen dieser Art", sagt er in dem Bericht über das Jahr 1869, „insbesondere aus dem Bereiche der Schulschriftsteller, scheinen mir der eigenthümlichen Doppelaufgabe des Seminars in vorzüglichem Maße zu entsprechen; sie knüpfen einerseits unmittelbar an die philologischen Universitätsstudien der meisten Mitglieder an und enthalten anderseits wirksame Weisungen für die Methode des Unterrichts; denn sie geben jedesmal den Beweis, dass die Möglichkeit einer überzeugenden Erklärung auf der präcisen Auffassung der Schwierigkeiten beruht, und zeigen hiedurch, wie in solchen Fällen auch beim Unterrichte vorzugehen ist." Bonitz zeigte aber nicht mindere Gewandtheit und Einsicht bei Besprechung wissenschaftlicher Arbeit aus dem Gebiete der Mathematik oder methodisch-didaktischer und allgemeiner, pädagogischer Fragen.

165. Gomperz, S. 34.

166. Gomperz, S. 30 f.

167. A. a. O., S. 108.

168. Gomperz, S. 35, dem auch die folgende Stelle entlehnt ist.

169. S. 35.

170. Schenkl, S. 7.

171. S. 37.

172. Begrüßungsrede, Opp. III. S. 267.

173. S. 21.

174. In der Ode bei Gelegenheit der Überreichung des Bonitz-Albums, abgedruckt im „Bericht", S. 6 f.

Digitized by Google

Inhalt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Druck von Ch. Reisser & M. Werthner, Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

RETURN TO→ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be Renewed by calling 642-3405.

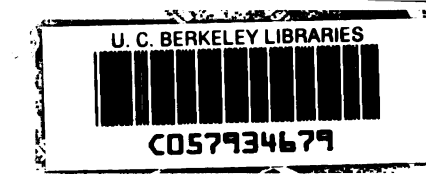
DUE AS STAMPED BELOW

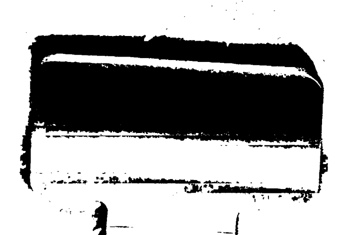
DEC 0 1993		

FORM NO. DD6

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

Digitized by Google





Digitized by Google

Digitized by Google